Lyc.o.
224,1

1.

Lyc. o. 224 (1

XV 79,

Peru.

Reiseskizzen

aus den Jahren

1838 — 1842

von

Martinek

J. J. von Tschudi.

Erster Band.

St. Gallen.
Verlag von Scheitlin und Zollikofer.
1846.

— 85

Phil. theol. Hochschule
Bamberg

STAATSBIBLIOTHEK
BAMBERG

Phil. theol. Hochschule
Bamberg

Meinem Freunde

Stephan Endlicher.

Vorwort.

Der Titel dieses Buches zeigt, daß ich hier keine vollständige Reisebeschreibung dem Publicum mittheile. Es enthält Auszüge aus meinem Tagebuch, Erinnerungen und Beobachtungen. Ich habe sie nicht in chronologischer Reihenfolge zusammengestellt, da ich bei meiner, der Zoologie und der Geschichte von Peru gewidmeten, Reise sehr oft die nämlichen Gegenden besuchen mußte; mich bald lange in einem engen Umkreise von wenigen Meilen aufhielt, bald mit großer Schnelligkeit ungeheure Wegstrecken zurücklegte und dabei oft nur flüchtig beobachten konnte. Man wird sich überzeugen, daß mich bei der Ausarbeitung dieser Schrift nicht jenes Interesse leitete, einen pikanten Reiseroman zu liefern, welches unsere Touristenliteratur mit so mancher gehaltlosen, ephemeren Erscheinung bereichert. Um für eine objective Darstellung der Sache größeren Raum zu gewinnen ließ ich das blos subjective und persönliche Moment meist zurücktreten, und was dieses vielleicht an augenblicklichem Reize geboten hätte, mag jene durch treue Beobachtung zu

ersetzen versuchen. Wenn ich nur gebe, was ich mir durch eigene Anschauung gewann, so macht dagegen die Darstellung auf die strengste Zuverlässigkeit Anspruch.

Der vorliegende Theil enthält (die beiden ersten Kapitel ausgenommen, die einem kurzen Aufenthalte auf der Insel Chiloë und in Chile gewidmet sind) eine Schilderung der peruanischen Küste und ihrer Bewohner.

Ueber die Hauptstadt „Lima" spreche ich ausführlich. Sie ist eine der ältesten, die größte und interessanteste der von den Spaniern an der Westküste von Südamerika gegründeten Städte. Früher der Sitz von Vireyes, die eben so mächtig als die Könige des Mutterlandes waren, beherrschte sie einen großen und zugleich den reichsten Theil von Südamerika. Sie repräsentirt in ihrem schnellen Wachsthum, in der vollen Blüthe ihrer Geschichte, in Macht, Luxus, merkantilischer und politischer Bedeutung und dabei in ihrem innern Verderben so viele spanische Colonialstädte, die ohne einen eigentlichen sittlichen Kern ihres Daseins, den Tropengewächsen vergleichbar, in üppigster Fülle wuchernd, aufblühten, bald, ihrer eigenen Haltlosigkeit erliegend, einem schleichenden Siechthum verfielen. So bedeutungsvoll auch für Lima die Epoche der schwer errungenen Befreiung war, gab sie doch einer reinen Gestaltung ihrer sittlichen Verhältnisse nur wenig freien Raum; ihre Unabhängigkeit schlug sie in schwerere Fesseln, als die der spanischen Tyrannei waren, und weil ihr ganzes Dasein so sehr den Stempel des künstli-

chen Gemachtseins an sich trägt, unterlag sie dem raschen Verfalle und steht jetzt nur noch als abgebleichtes Gerippe ihrer früher üppig blühenden Fülle da. Man bemerke z. B. bei den öffentlichen Anstalten die angegebenen Data der Stiftung und schließe daraus auf die unnatürlich schnelle Entwickelung dieser Städte und ziehe die Folgen für ihre tragische Existenz.

Der zweite Theil enthält die Beschreibung des Innern des Landes. Ich werde darin die westliche Sierraregion, die mächtige Kette der Cordilleras, ihre gränzenlosen Hochebenen, die tiefer gelegenen Gebirgsthäler und die am Fuße des Ostabhanges der Anden sich ausdehnenden Urwälder schildern und zuletzt noch in einem gedrängten Umrisse von der Geschichte der Autochthonen Perus handeln. Ohne bei meinen Schilderungen in eine umständliche Aufzählung aller Orte, die ich besucht habe, einzutreten, werde ich nur einzelne Reisen erzählen und dabei alles zusammenfassen, was auch andere Gegenden darbieten, die den nämlichen allgemeinen Charakter haben, wie die, durch welche mich mein Weg führt.

Ich habe Peru nicht in seiner ganzen Ausdehnung durchreist. Besonders bedaure ich, daß es mir nicht vergönnt war, die historisch sehr wichtige Stadt Cuzco und die Montañas von Urubamba zu besuchen. Als ich mich im Anfange des Jahres 1842 zu einer großen, mehrjährigen Reise vorbereitete, während welcher ich alle Provinzen von Peru auf das

Sorgfältigste durchforschen wollte, wurde ich in den Cordilleras von einem sehr heftigen Nervenfieber ergriffen, das mich unter den ungünstigsten äußeren Verhältnissen an den Rand des Grabes brachte. Da ich zu meiner Wiederherstellung einer längeren körperlichen und geistigen Ruhe bedurfte, die ich mir in Peru nicht gegönnt hätte, so entschloß ich mich, dieselbe auf dem Meere zu suchen und schiffte mich am 24. August 1842 nach Europa ein, wo ich am 6. Januar 1843 nach einer fünfjährigen Abwesenheit wieder anlangte.

Die wissenschaftliche Ausbeute meiner Reise habe ich theils in meinen „Untersuchungen über die Fauna peruana«, theils in betreffenden Zeitschriften bekannt gemacht, und die vorliegende Schrift versucht, den Ansprüchen zu genügen, die das größere gebildete Publicum an einen Reisenden stellen darf, der ein in der That noch ziemlich wenig gekanntes Land besucht.

1. September 1845.

Inhalt.

Seite

Erstes Kapitel.

Seereise. — Ankunft auf der Insel Chiloë. — Landung. — Geier-Falken. — Punta arena. — Scheinmanöver. — Ausritt. — Lage der Insel. — Klima. — Ackerbau. — Viehzucht. — Einwohner. — Bay. — San Carlos. — Palast. — Unreinlichkeit. — Armuth. — Pflügen. — Segelbote. — Schmuggelei. — Sittenlosigkeit. — Zoologie. — Abreise. — Erdbeben . . . 1

Zweites Kapitel.

Valparaiso. — Umgegend. — Bay. — Anblick der Stadt. — Leuchtthurm. — Forts. — Douane. — Börse. — Gasthöfe. — Krieg mit der Conföderation. — Erste Expedition. — Rüstungen zur zweiten Expedition. — Einschiffen der Truppen. — Hafensperre. — Julifeier. — Landungsplatz. — Polizei. — Serenos. — Zuchthaus. — Handel. — Hauptstadt. — Clubbs. — Zoologie. — Abreise 21

Drittes Kapitel.

Juan Fernandez. — Ueberfahrt nach Callao. — Matrose im Meer. — Ankunft in Callao. — Bay. — Insel San Lorenzo. — Hebungen und Senkungen der Küste. — Zurückziehen und Steigen des Meeres. — Die versunkene Stadt. — Callao. — Hafendamm. — Festung. — Belagerung durch die Spanier. — General Rodil. — Belagerung durch die Chilenos. — Colocolo. — Esmeralda. — Ueberfall. — Corsaren. — Seeschlacht bei Casma. — Badeort. — Zoologie. — Pararo niño. — Seevögel. — Landvögel. — Amphibien. — Fische. — Weg nach Lima. — Chilenischer Offizier. — Legua. — Alameda . . . 37

Viertes Kapitel.

Seite

Bruchstück aus der neuern Geschichte von Peru. — Confederacion. — Santa Cruz. — Orbegoso. — Revolution am 29. Juli. — Landung der Chilenos. — Nieto. — Schlacht im Rimac. — Einnahme von Lima. — Gamarra. — Decrete. — Don Manuel de la Guarda. — Todtenmesse. — Erdbeben. — Die Präsidenten. — Fremdenhaß. — Weg nach Chorillos. — Einzug von Santa Cruz in Lima. — Schlacht bei Yungay. — Flucht. — Revolutionen im Süden. — Einschiffung von Santa Cruz. — General Braun. — Einzug von Gamarra. — Ursache der Revolutionen. — Offiziere. — Soldaten. — Infanterie. — Cavallerie. — Rabonas. — Mißhandlungen 66

Fünftes Kapitel.

Lima. — Lage. — Größe. — Straßen. — Häuser. — Kirchen. — Klöster. — San Pedro. — Jesuiten. — Frauenklöster. — Beaterios. — Hospitäler. — San Andres. — Findelhaus. — Panteon. — Plaza mayor. — Palast. — Pizarro. — Cabildo. — Portales. — Brunnen. — Plazuela de la Inquisicion. — Inquisitionsgebäude. — Universität. — Nationalbibliothek. — Museum der Naturgeschichte und Alterthümer. — Akademie der Künste. — Münze. — Theater. — Circus für Hahnenkämpfe. — Ballspiel. — Brücke. — Stadtmauer. — Santa Catalina. — Casernen 90

Sechstes Kapitel.

Bewohner von Lima. — Zahl. — Verminderung. — Zählung von 1836. — Weiße Creolen. — Männer. — Spiel. — Bildung. — Frauen. — Saya y Manto. — Häusliches Leben. — Eitelkeit. — Naschen. — Beatas. — Doña Francisca Subyaga. — Doña Manuela Ravago. — Indianer. — Sclaven. — Bosales. — Freie Creolenneger. — Negerinnen. — Mischungsliste. — Mestizen. — Mulatten. — Palanganas. — Zambos. Chinos. — Fremde. — Sprache 128

Siebentes Kapitel.

Seite

Erziehung. — Ammen. — Primärschulen. — Collegien. — Universität. — Ertheilung akademischer Grade. — Mönche. — Santo Toribio. — Santa Rosa. — Processionen. — Oraciones. — Noche buena. — Inocentes. — Carneval. — Paseos. — Oeffentliche Bäder. — Eis. — Fahren. — Reiten. — Reitzeug. — Pferde. — Paßgänger. — Pflege. — Maulthiere. — Lotterie. — Essen. — Trinken. — Picanterias. — Caffeehäuser. — Markt. — Puchero de flores. — Teralla . . 178

Achtes Kapitel.

Stiergefechte. — Plaza del Acho. — Vorbereitungen. — Capeadores. — Suertes. — Espadas. — Rejoneadores. — Desgarretadores. — Lanzada. — Mojarreros. — Gesattelter Stier. — Verfall der Stiergefechte. — Werth derselben 218

Neuntes Kapitel.

Geographische Lage von Lima. — Höhe. — Temperatur. — Klima. — Krankheiten. — Statistische Tabellen der Sterbefälle und Geburten. — Erdbeben. — Thal von Lima. — Fluß. — Brunnen. — Produkte. — Baumwolle. — Zucker. — Mais. — Getraide. — Knollengewächse. — Hülsenfrüchte. — Kohl. — Gewürze. — Klee. — Oelbaum. — Obst. — Chirimoya. — Palta, Platanos und andere Früchte 237

Zehntes Kapitel.

Straßenräuber. — Leon. — Rayo. — Montoneros. — Magdalena. — Miraflores. — Chorillos. — Seebäder. — Surco. — Ate. — Lurin. — Tempel des Pacchacamac 277

Eilftes Kapitel.

Seite

Das Reisen an der Küste. — Ueberfahrt nach Huacho. — Landung. — Canoa. — Fischsammlung. — Einwohner. — Cura Requena. — Beerdigungen. — Sargdiebstahl. — Kirchhof. — Ungeziefer. — Huaura. — Malaria. — Luhmayo. — Quipico. — Paramanca. — Salinas. — Grita lobos. — Chancay. — Piques. — Umgegend. — Pasamayo. — Luftspiegelungen. — Piedras gordas. — Palo seco 292

Zwölftes Kapitel.

Küste südlich von Lima. — Chilca. — Strohflechten. — Jauyos. — Pisco. — Hafen. — Weg nach Ica. — Huilla Curin. — Verirrte. — Ica. — Weinreben. — Branntwein. — Wein. — Botijas. — Odres. — Thierquälerei. — Carnevalsfeier. — Stärke eines Negers. — Meerschweinchen. — Salamanqueja. Baumwollenplantagen. — Quebrada de Huaitara. — Huanu 316

Dreizehntes Kapitel.

Rückblick auf die Küste von Peru. — Flüsse. — Sandflächen. — Gefahren. — Medanos. — Winde. — Sommer. — Winter. — Garuas. — Lomas. — Säugethiere. — Vögel. — Amphibien 334

Erstes Kapitel.

Seereise. — Ankunft auf der Insel Chiloë. — Landung. — Geier-Falken. — Punta arena. — Scheinmanöver. — Ausritt. — Lage der Insel. — Klima. — Ackerbau. — Viehzucht. — Einwohner. — Bay. — San Carlos. — Palast. — Unreinlichkeit. — Armuth. — Pflügen. — Segelboote. — Schmuggelei. — Sittenlosigkeit. — Zoologie. — Abreise. — Erdbeben. —

Den 27. Februar 1838 verließ ich am Bord des französischen Kauffahrtheischiffes „Edmond," das, größten Theils mit Erzeugnissen der schweizerischen Industrie befrachtet, die Bestimmung hatte, während einer Reise um die Erde neue Handelsverbindungen anzuknüpfen, den Hafen von „Havre de Grace." Es war ein stürmischer Morgen. Schneegestöber und schweres Gewölk entzogen uns bald Frankreichs Küste und kein freundlicher Sonnenblick leuchtete uns als günstiges Wahrzeichen für eine lange Fahrt. Schon am zweiten Tage mußten wir der hart bedrängten „Clio" von Dünkirchen mit Wasser und Lebensmitteln zu Hülfe kommen. Am 5. März verließen wir endlich den mit zahlreichen Schiffen aller Flaggen belebten Canal und ein günstiger Nordwind trieb uns rasch vor Madera und Teneriffa vorüber, dessen berühmter Pic am Saum des Horizontes

kaum noch zu erkennen war. Mit den Ostwinden der nördlichen Tropen segelten wir vor der Ilha Fogo vorbei und passirten am 35sten Tage unserer Abreise unter der üblichen Schiffstaufe und allen dazu gehörigen Ceremonien den Aequator. Schnell durchschifften wir den atlantischen Ocean des südlichen Wendekreises und suchten den Canal zwischen den Falklandsinseln und Patagonien zu gewinnen, aber von ungünstigen Winden verhindert, mußten wir östlich von der Isla de la Soledad den Staateninseln zusegeln. Erst am 3. Mai erreichten wir die Länge des Cap Horn und konnten es nur unter 60 Grad südlicher Breite umschiffen. In diesen gefährlichen Gewässern, von denen der kühnste englische Seemann sagt, daß es nirgends so hohe Wellen und so gräßliche Stürme gebe, wie hier, erfuhren wir alle Mühseligkeiten einer verrufenen und gemiedenen See. Der Wind wuchs zum Sturme an: zwei und zwanzig Tage lang — vom 8. bis 30. Mai — warf er uns auf dem furchtbar bewegten Meere süd-westlich vom Feuerlande herum und nur der feste, treffliche Bau des Schiffes rettete uns vor der Wuth des Oceans. Hier, wenn in den verrätherischen Armen der Wogen die Rippen des Schiffes krachten, die Segel rissen und die Masten zitternd sich über uns neigten, wenn das Fahrzeug von der weißen, schaumgekrönten Wellenspitze in die schwarze Tiefe schoß und alsobald wieder eine steilere Höhe hinanglitt, hier suchte ich oft vergeblich in dem sonst so sichern Blicke des Capitäns Ruhe, hier und auf dem Angesicht aller der ohnmächtigen Menschen fand ich sie nicht; wenn ich aber in die donnernden Fluthen sah, wie der König der Meere, der blendend weiße Albatroß, mit dem zahlreichen Gefolge der Sturmvögel ruhig neben dem bebenden Fahr-

zeuge sich auf den Gipfeln der Wellen wiegte und mit dem entfesselten Elemente spielte, sich von dem Sturme mit geblähten Schwingen in die Höhe werfen ließ und sich alsobald wieder im gähnenden Schlunde der Tiefe begrub, wo nur er seine Ruhe und Freude hatte, während Wind und Wellen stritten und der Mensch verzweifelte, gewährte er mir Beruhigung und mit Selbstgefühl suchte auch ich der Gefahr in's Auge zu sehen.

Als die Gewalt des Sturmes gebrochen war, der uns so lange aufgehalten und verschlagen hatte, trieb ein scharfer Süd uns an die Küste von Chile im stillen Ocean. Nach 99 Tagen einer unangenehmen und öfters sehr gefährlichen Seereise warfen wir Sonntags den 5. Juni Morgens um 9 Uhr in der friedlichen Bay von San Carlos Anker. Wie der Tag unserer Abreise von Europa, so war auch der unserer Ankunft auf Chiloë trübe. Schwarze Wolken lagerten über der so sehr ersehnten Insel, deren malerische Umrisse das forschende Auge nur zuweilen durch einen vom Winde zerrissenen dichten Nebelschleier erspähen konnte. Kaum lag das Schiff fest, so kamen einige Boote mit Indianern, die uns Kartoffeln, Kohl, Fische und Wasser im Austausch gegen Tabak brachten. Nur wer längere Zeit zur See gewesen ist und Monate lang die schmale, dürre Schiffskost geschmeckt hat, macht sich einen Begriff von dem Genusse, den frische Lebensmittel, besonders Gemüse, den Seefahrern gewähren. Unverzüglich wurde ein Frühstück bereitet, bei dem wir gerne so viele Entbehrungen vergaßen. Nach ein paar Stunden langte der Hafencapitän an unserm Bord an, um Kenntniß des Schiffes, der Ladung 2c. zu nehmen und uns die Erlaubniß zu ertheilen, an das Land zu gehen. Die Schaluppe des

Capitäns wurde ausgesetzt, mit einigen tüchtigen Matrosen bemannt, und wir bestiegen sie, um nach dem Hafendamme hinzurudern. Da die Bay von San Carlos sehr seicht ist, so sind die großen und schwer beladenen Schiffe genöthigt, drei englische Meilen oder noch mehr vom eigentlichen Landungsplatze zu ankern. Unser Boot, das zwar sehr elegant gezimmert und zierlich bemalt war, entsprach in seinem innern Gehalte dem hübschen Aeußern nicht. Die Bretter waren wurmstichig und schlecht zusammengefügt, auch hatte die Sonne während unseres Aufenthaltes in den Tropen den Theer zwischen den Bohlen der Schaluppe, die auf dem Verdecke kieloben lag, geschmolzen und diesem Uebelstande war aus Nachlässigkeit nicht abgeholfen worden. Als wir nun in diesem mürben Fahrzeuge kaum eine Viertelstunde von dem Schiffe entfernt waren, drang das Wasser mit Macht durch alle Ritzen und Spalten herein, so daß es uns bald bis über die Knöchel reichte. Unglücklicher Weise hatten die Matrosen vergessen, eine Wasserschaufel einzuschiffen, und wir sahen uns genöthigt, mit Hüten und Stiefeln den Wasserstand zu vermindern, was uns aber nicht gelang, da der herabströmende Regen dem Meere half, unsere Noth zu steigern. Der zerbrechliche, lecke Kahn in welchem wir, vierzehn Personen, zusammengedrängt saßen, rückte wegen seiner Schwere und wegen des immer steigenden Wassers und der bewegten Fluth nur langsam vorwärts, und schon fiengn wir an ernstlichen Befürchtungen Raum zu geben, als vom Lande aus unsere mißliche Lage bemerkt und Anstalten getroffen wurden, uns ein Hülfsboot entgegen zu senden. Doch langten wir, als jenes flott war, am Damme an, vergnügt, endlich wieder einmal sicheren Boden zu betreten.

Unser erstes Geschäft war, ein Unterkommen zu suchen, was wir auch bald fanden. Gasthöfe gibt es in San Carlos keine, wohl aber ein Surrogat davon bei einem alten Corsen, Namens Filippi, bei dem gewöhnlich die Schiffscapitäne ihr Absteigequartier nehmen. Da unter der Reisegesellschaft einige seiner alten Bekannten waren, so empfing er uns sehr freundlich und wies uns einige Gemächer an, die weder Anspruch auf Reinlichkeit noch auf Bequemlichkeit machten; es waren längliche, viereckige, finstere Räume ohne Fenster und Meubeln, nur mit einer Art Betten in Verschlägen.

Die nächstfolgenden Tage bestimmte ich zu Excursionen in der Umgegend. Ich wollte eine Reise zu Land nach der südlichen Stadt Castro machen, unterließ es jedoch, da mir der Hafencapitän bemerkte, daß der Landweg, der größtentheils durch zerklüftete dichte Waldungen führt, zu jener Jahreszeit fast ungangbar und höchst gefährlich sei und er mir überdies versprach, sobald es das Wetter erlaube, mich in seinem Boote hinüber zu begleiten. Ich hatte alle Ursache, mit seinem Rathe zufrieden zu sein, denn während der ganzen Zeit meines Aufenthaltes auf Chiloë hatten wir nur zwei regenfreie Tage.

Gleich beim Betreten des Landes fielen mir kleine Raubvögel auf, die schaarenweise auf allen Plätzen und Straßen herumhüpften und sich, wie bei uns die Sperlinge, ohne Scheu auf die Zäune und Dächer setzten, und ich erwartete sehnlich den Augenblick, bis ich einen derselben genauer untersuchen konnte. Da es immer einen unangenehmen Eindruck auf die Bewohner macht, wenn man in einer Stadt oder in einem Dorfe Vögel schießt, die gewissermaßen das

Schutzrecht genießen und in einem zutraulichen Wechselverhältnisse mit dem Menschen stehen, so nahm ich meine Flinte und erlegte am Strande eines dieser Thiere. Es gehörte zur Familie der Geier-Falken (Polyborinae) und einer nur dem südlichen Amerika eigenthümlichen Art (Polyborus chimango Vieil). Dieser Vogel ist auf dem ganzen Oberkörper braun, die einzelnen Federchen haben einen weißlich braunen Saum. Ueber den Schwanz verlaufen mehrere undeutliche Querbinden. Der Unterleib ist weißlich braun, ebenfalls mit schwach ausgeprägten Querbinden. Er mißt von der Schnabelspitze bis zum Schwanzende 1 Fuß 6½ Zoll. Diese Geier-Falken leben nur gesellschaftlich, sind aber doch sehr zänkisch und jagen sich die Beute ab. Sie nähren sich von Aas und allem möglichen Unrath, der auf die Straßen geworfen wird und sind deßhalb von den Einwohnern gerne gesehen und geschont. In einigen Gebirgsthälern von Peru traf ich später diese Vögel wieder, aber vereinzelt und selten. Ich setzte meine Excursionen am Meeresufer fort, aber ziemlich unbefriedigt, denn der herabströmende Regen hatte alle Thiere in ihre sicheren Schlupfwinkel getrieben. Ich begab mich nach einigen Tagen an Bord des Schiffes, um mit den Booten, die süßes Wasser holten, nach der Punta arena, einem der Stadt gegenüberliegenden Punkt der Bay, zu fahren. Der Boden, der um die Quelle, die den Schiffen ihren Wasservorrath liefert, sandig ist, wird, je weiter man in das Innere dringt, sumpfiger, und ich sah mich nach einigen Stunden in einen Morast verirrt, aus dem ich mich nur mit Mühe wieder herausarbeiten konnte. Die ganze Ausbeute der mühsamen Jagd bestand in einem Ahlenschnabel, einem kleinen, schwarzbraunen Vögelchen (Opethiorhynchus pata-

gonicus) und einigen Landschnecken. Auf der Rückfahrt nach dem Schiffe erlegten wir noch eine Ohrrobbe (Otaria chilensis Müll.), die dicht neben dem Boote auftauchte.

Am 22. Juli begaben wir uns auf Befehl des Capitäns an Bord; die Anker wurden gelichtet, die Segel abgerollt, ein paar Meilen zurückgelegt, gewendet und Abends um fünf Uhr hing das Schiff an seinen Ankerketten, an der nämlichen Stelle, die wir wenige Stunden früher verlassen hatten. In das Logbuch wurde geschrieben, der Wind sei nicht günstig, um zum schmalen Eingange der Bay hinauszusegeln. Wir wußten aber sehr wohl, daß der Capitän dieses Scheinmanöver absichtlich ausführte; er wollte unter irgend einem Vorwande noch länger in San Carlos bleiben.

Es war mir angenehm, noch einige Tage auf Chiloë zubringen zu können, denn immer hoffte ich auf besseres Wetter, um eine Expedition in das Innere des Landes zu machen. Umsonst. Der Himmel blieb immer trübe und entleerte in fast ununterbrochenen Regengüssen seine Wasser. Doch machte ich eines Tages mit dem französischen Geschäftsträger für Peru, einem meiner Gefährten während der Seereise, einen Ausflug nach der Straße von Castro. Ein Kaufmann schickte uns zwei auf chilenische Art gesattelte Pferde mit dem Bemerken, auf unserer Hut zu sein, da die Thiere, eben von der Sommerweide zurückgekehrt, etwas muthwillig seien. Wir ritten wohlgemuth ab; im Anfange ging alles gut, der Weg war zwar steil und sehr beschwerlich, oft führte er über glatte, abschüssige Steine, dann durch tiefen Sumpf oder über Balken, mit denen auf sehr rohe Weise die Straße gepflastert ist. Nach mehreren Stunden eines mühseligen Rittes durch dichten Wald nöthigte uns der herabströmende Regen, umzu-

kehren. Willig folgten die Pferde und eilten mit großer Schnelligkeit und bewunderungswürdiger Sicherheit den beschwerlichen Weg zurück. Mit jedem Schritte nahm ihre Lebhaftigkeit zu, und sobald sie festen Boden unter ihren Hufen fühlten, rannten sie, des Zaumes spottend, quer durch den Wald. Der langen, schmalen Sättel mit wollenen Decken, der hölzernen, halbmondförmigen Steigbügel und der schweren Spornen mit handgroßen Rädern ungewohnt, mußten wir alle unsere Reitkünste zusammennehmen, um unsere Sitze zu behaupten und überließen uns dem Willen der zügellosen Rosse, die durch das Dickicht dahinbrausten, bis sie athemlos in einem Sumpfe stecken blieben; dort konnten wir sie wieder sammeln und langten ohne ferneren Unfall, wiewohl an Haut und Kleidern ganz zerfetzt, in der Stadt an.

Während der übrigen Tage zog ich es vor, meine Streifereien zu Fuße zu machen und fand mich dabei reichlicher belohnt. Die langen Abende brachten wir mit unserm Wirthe und dem Hafencapitän zu, von dem ich manche interessante Nachrichten über die Insel erhielt.

Chiloë ist eine der größten Inseln der zahlreichen Archipelen, welche sich längs der Westküste von Südamerika von 42° S. B. bis zur Magelhansstraße hinziehen. Sie ist etwa 23 deutsche Meilen lang und 10 breit. Ein prachtvoller, fast undurchdringlicher Urwald bedeckt die ununterbrochene Hügelreihe, die der Insel ein sanftes, wellenförmiges Ansehen gibt; aber nur selten genießt man den ungetrübten Anblick dieser üppig begrünten Kuppen, denn fast immer hängt regenschweres Gewölke über dem Lande und hüllt die Gipfel der Bäume in einen düstern Schleier ein, so daß der Phantasie ein weiter Spielraum bleibt, hinter denselben sich hohe

Gebirgsstöcke auszumalen. Die Ufer fallen meistens steil ab, bilden aber doch viele sichere, wenn auch kleine Buchten. Größere Hafen sind seltener. So lange Castro die Hauptstadt der Insel war, lag vor Chacao der bedeutendste Hafen, später aber wurde San Carlos Sitz des Gouverneurs und zugleich Haupthafen; nicht mit Unrecht, denn die ruhige, sichere Bay, welche sich hier ausdehnt, vereinigt alle Vortheile, die sich der Seefahrer an der so stürmischen Küste von Süd-Chile nur wünschen kann, was bei Chacao nicht der Fall ist, denn die Riffe und die starken Strömungen machen die Einfahrt und das Ankern in dieser Bucht sehr gefährlich.

Chiloë ist wenig bebaut und schwach bevölkert; wenn die Angabe meines Gewährsmannes, des Hafencapitäns, richtig ist, so zählt es mit den kleinen umliegenden Inseln nur 48- bis 50,000 Einwohner, welche theils in einzelnen Hütten (Ranchos) zerstreut leben, theils in wenigen Dörfern vereinigt sind. Die bedeutendsten sind, außer San Carlos und das halbwüste Castro, denen das Prädikat „Stadt" beigelegt wird, Chacao, Vilipilli, Cucao, Velinoe ꝛc. Nur in der Nähe dieser Weiler ist der Urwald gefällt und in urbaren Boden, der hundertfältig die Mühe belohnt, umgewandelt worden.

Das Clima der Insel ist sehr unangenehm, feucht und kühl. Während des Winters sieht man die Sonne fast nie und es ist sprichwörtlich, daß es auf Chiloë sechs Tage in der Woche regne und am siebenten der Himmel trübe sei. Im Sommer gibt es einzelne heitere Tage, aber selten folgen mehrere nach einander. Die dichten Urwälder werden daher nie trocken und in ihrer morastigen Erde erzeugt sich eine eigenthümlich üppige Vegetation. Diese fortwährende Feuchtigkeit

ist eines der größten Hindernisse der Cultur des Bodens, da zu diesem Behufe der Wald abgebrannt werden muß, was bei nassen Bäumen mit sehr großen Schwierigkeiten verbunden ist; sie ist auch den meisten Culturpflanzen sehr nachtheilig. Die Cerealien kommen nur selten fort, denn die Saamen faulen nach dem Keimen. Der Mais gedeiht besser, schießt aber sehr in Blätter aus und trägt nur kleine Kolben. In großer Fülle gedeihen in dem feuchten Boden die Kartoffeln. Am häufigsten ist eine Abart, die beim Durchschnitte mehr oder weniger regelmäßige, abwechselnd weiße und violette concentrische Ringe zeigt, einige sind ganz violett. Es ist bekannt, daß das südliche Chile das Mutterland der Kartoffeln ist; auch auf Chiloë und den naheliegenden Inseln werden sie wild gefunden, stehen aber sowohl an Größe als Geschmack weit hinter den cultivirten, da sie wie der Mais große Blätter und Stengel, aber nur sehr kleine, fade Wurzeln treiben. Auch den verschiedenen Kohlarten ist das Klima günstig, die Erbsen und Bohnen werden hingegen mit wenig Erfolg gebaut.

In den Wäldern sind häufig lichte Stellen, die mit außerordentlich hohem, mastigem Grase bewachsen sind, das den zahlreichen Viehheerden ein treffliches Futter liefert. Die Chiloten halten sich Pferde, Rinder, Schaafe und Schweine. Die Pferde sind unansehnlich und klein, aber sehr muthig und kräftig. Es gibt daselbst eine Race, die kaum zwölf Faust hoch, aber ungemein lebhaft und ausdauernd ist. Die Rinder sind ebenfalls klein und schmächtig; das nämliche gilt von den Schweinen und Schaafen. Es ist sehr auffallend, daß fast alle Widder mehr als zwei Hörner haben, meistens drei, sehr häufig viere oder fünfe. Die nämliche

Bemerkung machte ich später auch in Peru. Eigenthümlich ist es, daß auf dieser Insel alle Hausthiere trotz der reichlichsten Nahrung klein und wie verkümmert sind. Ich glaube, die Ursache liegt in dem Mangel an Wartung, denn diese Thiere bleiben das ganze Jahr unter freiem Himmel allem Ungemache der Witterung ausgesetzt.

Die Bevölkerung von Chiloë besteht aus Weißen, Mischlingen und reinen Indianern. Diese letzteren sind nur noch in geringer Zahl vorhanden und meistens in die südlichen Gegenden der Insel und die sie umgebenden Eilande zurückgedrängt. Sie gehören dem Stamme der Araucaner an und scheinen einen Uebergang von denselben zu den Feuerländern einerseits und zu den Pampasindianern anderseits zu bilden. Die Mischlinge machen weitaus den größten Theil der Bevölkerung aus. Sie kommen in den verschiedensten Mischungsabstufungen vor und sind im Ganzen genommen häßliche, kleine, untersetzte Leute mit langem, schlichtem, grobem Haare, rundem, fleischigem Gesichte, kleinen Augen und einem stupiden Blicke. Die Weißen sind entweder Chilenos oder Altspanier; andere Europäer haben sich nur wenige angesiedelt.

Die Hauptstadt San Carlos, von den Eingebornen „Ancud" genannt, liegt an der nördlichen Küste an einer sehr schönen Bay. — Die Einfahrt in diese Bucht ist ohne sehr genaue Specialkarten schwierig, denn zahlreiche kleine Inseln bilden ein Labyrinth, aus dem sich ein in dieser Küstenfahrt wenig bewanderter Seemann schwer herausfindet, zudem ist gewöhnlich der Himmel in der Nähe des Landes mit Wolken bedeckt, welche die Sonne dem Beobachter zur

Berechnung der Mittagshöhe entziehen, und wenn sie tiefer gelangt sind, die höheren Hügelspitzen, die als Wegweiser dienen könnten, verschleiern. Mancher Wallfischfänger hat nach mehrtägigem fruchtlosem Suchen der Durchfahrt seinen Lauf nach Norden gerichtet und statt in Chiloë in Valdivia geankert. Eine der größten Inseln am Eingange der Bay ist „San Sebastian", wo viele Rindviehheerden gehalten werden, eine kleinere, nur wenige Seemeilen von San Carlos gelegene, ist „Cochino", ein hüglichtes, dicht mit Gesträuchen bedecktes Eiland, welches nur einen einzigen, und zwar unsichern Landungsplatz für Boote hat. Das Wasser der Bay ist ausnehmend klar, nur um Cochino und längs des Hafens mit einer ungeheuern Menge von Seetang bedeckt, wodurch oft das Landen erschwert wird. Es begegnet häufig, daß die Schiffsoffiziere, welche des Nachts an Bord fahren wollen, etwas aus dem Curse kommen und statt nach dem Schiffe auf Cochino hinsteuern, wo sie im Tange stecken bleiben und den Morgen erwarten müssen, um sich herauszuarbeiten. Die armen Bewohner der Insel kochen den Seetang in Wasser und essen ihn ohne fernere Zubereitung; er schmeckt schleimig und salzig und ist sehr schwer zu verdauen. In der Chirurgie nimmt er bei den Chiloten eine wichtige Stelle ein. Wenn nach Arm- oder Beinbrüchen die Knochenenden in ihre gehörige Lage gebracht wurden, umwickelt man das leidende Glied mit breitem, nassem Tange. Beim Trocknen klebt er vermittelst des Schleims fest an die Haut und bildet so eine Binde, die durchaus nicht verrückt werden kann. Erst nach mehreren Wochen, wenn die Knochenenden wieder zusammengewachsen sind, befeuchtet man die Blätter mit warmem Wasser und löst sie mit Leichtigkeit los. — Die

Indianer von Chiloë haben den Kleisterverband schon lange vor den französischen Chirurgen gekannt.

Die Stadt ist häßlich, mit holperigen, engen und winkeligen Straßen. Die Häuser sind, mit wenigen Ausnahmen, elende, hölzerne Baracken, meistens ohne Fenster, aber mit einer schmalen, der Breite nach zweitheiligen Thüre; der obere Theil allein geöffnet dient als Fenster, beide zusammen als Eingang. Die Fußböden sind meistens aus hartgetretener Erde, in einem Winkel mit einer Strohmatte belegt. Die Meubeln gleichen den Zimmern, sie sind roh und unbequem. Die reicheren Familien wohnen etwas angenehmer und freundlicher. Unter den öffentlichen Gebäuden sind die Douane und der Palast des Gouverneurs die bedeutendsten, beide sehen aber sehr ärmlich aus. Vor dem Palaste, der im obern Theile der Stadt auf einem ziemlich großen Platze liegt, geht eine Schildwache ohne Schuhe und Strümpfe, zuweilen in bloßen Hemdärmeln, auf und ab. Eine Kopfbedeckung scheint dort so wenig, als die Fußbekleidung, ein nothwendiger Theil einer wohlconditionirten Uniform zu sein. Nach Sonnenuntergang wird jeder, der am Palaste vorbeigeht, angerufen. Der erste Ruf frägt: wer da? der zweite: ¿que gente? (was für eine Nation?) die Matrosen erwidern dann gewöhnlich Sottisen, worauf ihnen die erbitterte Schildwache schimpfend durch die halbe Stadt nachläuft und oft erst nach zehn Minuten wieder auf ihren Posten zurückkehrt.

Unreinlichkeit und Armuth wetteifern mit einander in San Carlos. Die unteren Klassen der Einwohner sind sehr schmutzig, was besonders bei den Frauen auffallend ist, die in einem eckelhaften wollenen Rocke und einer schmierigen, klebrigen Mantille stecken. In ihren dumpfigen, finsteren

Häusern kauern sie auf der Estrada neben dem Kohlenbecken (Brazero), das gewöhnlich auch als Heerd zum Kochen dient. Dort mahlen sie den Mais zwischen zwei Steinen, um einen dicken Brei daraus zu bereiten, schälen die Kartoffeln und Aepfel, schneiden den Kohl und werfen Hülsen und Blätter neben sich, so daß sie fast immer von einem Walle halbfauler vegetabilischer Substanzen umgeben sind. Ihr Lieblingsgetränk ist der Mate (Paraguaythee), den sie zu jeder Tageszeit genießen. Die Kräuter werden in einem zierlich geschnitzten Gefäße aus einem Flaschenkürbis, Macerina genannt, mit siedendem Wasser übergossen, dann steckt die Frau des Hauses ein Röhrchen, das am untern Ende mit einem Siebe (Bombilla) versehen ist, in die Macerina und zieht einige Schlücke ein, reicht es der nebenansitzenden Person und sofort; Wirth und Gäste saugen alle nach Herzenslust durch die nämliche Röhre dieses aromatische Getränke.

Die Armuth ist sehr groß, baares Geld außerordentlich selten und fast ausschließlich im Besitze einiger weniger Kaufleute, die den Indianern die nothwendigen europäischen Effekten im Austausch gegen Landesprodukte, die nach Chile und Peru ausgeführt werden, oder statt des Taglohnes geben. Das Holz bildet einen Hauptartikel der Ausfuhr. Es war mir unbegreiflich, daß auf Chiloë keine Sägemühle ist, da bei dem Ueberflusse an schönen und großen Stämmen treffliche Bretter geschnitten werden könnten, die man in Peru sehr theuer bezahlt.

Als Bewohner einer fruchtbaren Insel sind die Chiloten vorzüglich auf Ackerbau und Schiffahrt angewiesen. Aber wie roh und mangelhaft sind ihre Ackergeräthe und Fahrzeuge! Besonders auffallend ist das Pflügen; ich glaube,

auf ganz Chiloë gibt es keinen Pflug. Soll ein Feld umgeackert werden, so geschieht es durch zwei Indianer, welche lange am einen Ende zugespitzte Stöcke haben; der eine steckt seinen Stock schief und ziemlich tief in die Erde, der andere den seinigen von der Seite unter den ersten, so daß dieser auf ihm aufliegt. Der erste Indianer drückt nun am Ende seines Stockes und läßt ihn auf dem zweiten Stabe wie einen Hebel auf seinem Unterstützungspunkte wirken und wühlt dadurch mit der Spitze die Erde auf. So rücken sie allmählig vorwärts und durchfurchen mühsam das Feld. Die ersten Menschen haben wohl nicht einfacher gepflügt.

Die Boote sind ungestalte, schwerfällige Kasten, die nur langsam dem Ruder und träge dem Winde gehorchen. Gewöhnlich vereinigen sich größere Gesellschaften von Indianern, um mit den Erzeugnissen ihres Bodens aus den südlichen Dörfern nach San Carlos überzuschiffen. Männer und Weiber lösen sich beim Rudern ab; sie fahren nur bei Tage und legen des Nachts in irgend einer Bucht an. Bläst ein günstiger Wind, so wird ein Segel aus Ponchos aufgehißt. Der „Poncho" ist eines der Hauptkleidungsstücke des Mannes; er besteht aus einem länglich viereckigen Stücke Wollzeug, 5 bis 7 Fuß lang und 3 bis 4 Fuß breit. In der Mitte ist ein 12 bis 14 Zoll langer Schlitz, durch den der Kopf gesteckt wird. Das Tuch liegt dann auf den Schultern auf und fällt zu allen Seiten hinunter, vorn und hinten reicht es bis zu den Knieen, seitlich bis zum Ellenbogen oder bis zur Mitte des Vorderarms und hüllt somit den Oberkörper ein. Die Fuhrleute im Schwabenlande bedienen sich beim Regenwetter zuweilen ähnlicher Ponchos, die sie aus weißwollenen Pferdedecken machen. Um bei einer solchen

Ueberfahrt ein Segel zu machen, gibt jeder Mann seinen Poncho, jede Frau ihre Mantille zum allgemeinen Besten; an den Ponchos werden die Schlitze zugeheftet, alle mit den Mantillen zusammengenäht, an eine Stange befestigt und an einem Maste aufgehißt. Diese bunten, schweren, nicht dichten Segel können nur bei starkem Winde von etwelchem Nutzen sein. Nach zurückgelegter Tagereise wird das Segel heruntergelassen, die Schnüre ausgezogen, und jeder nimmt das ihm zugehörende Stück und hüllt sich damit zum Schlafen ein.

Der Handel in San Carlos ist gering, da das nahegelegene Chile die meisten Landesprodukte von Chiloë selbst im Ueberflusse besitzt und die Eingebornen so arm und einfach sind, daß sie nur sehr weniger ausländischer Effekten bedürfen; der Hafen wird daher nur sehr selten von einem europäischen Handelsschiffe besucht. Einige Küstenfahrer versehen einen ziemlich regelmäßigen Handelsdienst. Sie führen Holz, Besen, Schinken und Kartoffeln nach Valparaiso, Arica, Callao rc. und bringen dagegen Leinwand, Tucuyo, Cattune, Bayettas, Eisenwaaren, Tabak und Branntwein.

Nordamerikanische und französische Wallfischfänger besuchen seit einigen Jahren häufig den Hafen von San Carlos, da sie sich dort wohlfeil für die lange Fangzeit mit Proviant versehen können. Fast alle diese Capitäne haben Waaren am Bord, die sie an's Land schmuggeln und theuer verkaufen oder vertauschen. Es wird zwar auf jedes Schiff ein Zollhauswächter gesetzt, der Anzeige von allem, was ausgeschifft wird, machen soll, aber für wenige Piaster schweigt er und begünstigt sogar die Contrebande, die fast ohne Vorsicht und plump betrieben wird. So hatte ein französischer Ca-

pitän einige Kisten mit Regenmänteln und Hüten von schwarzem Wachstuche an einen Kaufmann in San Carlos verkauft. Um den Zoll zu umgehen, schickte er seine Matrosen, jeden mit einem solchen Hut und Mantel, an das Land, wo sie dieselben beim Käufer ablegten und mit ihren Schiffsmützen an Bord zurückkehrten. Sie wiederholten es so lange, bis dem Capitän bedeutet wurde, daß seine Schiffsmannschaft wohl mit Mänteln und Hüten an das Land gehen könne, aber nur unter der Bedingung, daß sie jedesmal mit denselben sich wieder einschiffen müsse.

Das früher so harmlose Völkchen von Ancud wird durch die Wallfischfänger immer mehr und mehr verdorben und entartet und eine unglaubliche Sittenlosigkeit und Frechheit, besonders unter dem weiblichen Theile der Bevölkerung, tritt an die Stelle der natürlichen Einfachheit. Alle Laster, denen sich die roheste Classe der Matrosen (denn bekanntlich sind es die Wallfischfänger der Südsee) hingibt, haben in San Carlos schnell und tief Wurzel geschlagen und ihre unausbleiblichen Folgen werden das moralische und physische Wohl der Bewohner zerrütten.

Das Innere der Insel ist sehr arm an vierfüßigen Thieren; das größte (die Hausthiere ausgenommen) ist ein Fuchs (Canis fulvipes Wat.), welcher zuerst von den Naturforschern, welche die Expedition des Capitäns King begleiteten, entdeckt wurde. Er ist das einzige Raubthier. Die Küste hingegen ist reich an Seehunden aus der Abtheilung der Ohrrobben (Otaria chilensis Müll. O. ursina Per. O. jubata Desm.), an Seeottern (O. chilensis Ben.) und an Flußmäusen (Myopotamus Coypus J. Geoff.). Aus der Klasse der Vögel sind mehrere sehr schöne Enten zu bemerken, die

auch auf dem Festlande des südlichen Amerika vorkommen, ferner der schon von mehreren Reisenden erwähnte kleine Cheucau (**Pteroptochus rubecula Kittl.**), an den die Chiloten eine Menge der abenteuerlichsten Ideen knüpfen und aus seinem Gesange Glück oder Unglück weissagen. Seine Stimme ist sehr verschiedener Modulationen fähig, von denen jede für die Eingebornen eine andere Bedeutung hat. Ich hatte eines Tages einen Indianerburschen mit auf die Jagd genommen und meine Flinte auf einen dieser Vögel angelegt, der auf einem niedrigen Gebüsche saß und ein schallendes huit-huitru ertönen ließ, als mich mein Begleiter beim Arm faßte und mich dringend bat, das Thierchen nicht zu schießen, da es seine Unglückstöne gesungen habe. Der Wunsch, das Exemplar zu besitzen, war aber zu groß, und ich erlegte es. Ich betrachtete noch das niedliche Vögelchen, als ein Maulthier, wahrscheinlich von dem Schusse erschreckt und gereizt, in vollem Carrière auf uns zugerannt kam, so daß wir uns eiligst hinter einen Zaun retten mußten. Meine an das Gebüsch gelehnte Flinte hatte die ganze Wuth des Maulthieres auszuhalten, sie wurde auf die Erde geworfen, gebissen und mit den Vorderfüßen gestampft, bis es uns gelang, das erbitterte Thier zu vertreiben. Mit wichtiger Miene sagte der Indianer: es ist gut, wenn es damit genug ist, ich habe ja gesagt: der Vogel hat Unglück gepfiffen.

Der Tag unserer Abreise rückte heran. Der Wind, der unterdessen wirklich ungünstig für die Ausfahrt geworden war, fing an, sich zu drehen und die Lebensmittel wurden eingeschifft. Als ich auf das Boot wartete, das mich an das Schiff zurückbringen sollte, hatte ich Gelegenheit, die Behendigkeit zu bewundern, mit der die Indianer die Ochsen am

Muelle schlachteten. In einer Viertelstunde war das Thier nur von zwei Männern getödtet, abgebalgt und zerlegt. Ein Ochse wurde lebend mitgenommen. Am Strande banden ihm die Indianer die vier Füße zusammen und rollten ihn auf langen Balken in die Landha (ein großer Kahn); am Schiffe angelangt, banden sie ihm ein starkes Tau um die Hörner und ließen ihn von den Matrosen an einem starken Haken aufhissen. Es ist ein eigenthümlicher Anblick, einen zwar festgebundenen, aber doch sich sträubenden Stier an der Schiffswinde zwischen Himmel und Wasser schweben zu sehen. Mit einem kleinen chilotischen Pferde, das mit uns nach Peru reisen sollte, wurde etwas glimpflicher verfahren, denn man hißte es in Gurten.

Am 21. Juni segelten wir mit einem frischen Winde aus Osten zur Bay hinaus. Drei Küstenfahrer, von denen einer bis zu den Mastkörben hinauf mit Besen beladen war, verließen in der gleichen Stunde die Rhede und hofften vor uns in Valparaiso anzulangen. Sie hatten zu großes Zutrauen in ihre runden Kiele, denn sie ankerten erst 5 bis 6 Tage nach uns an ihrem Bestimmungsorte.

Bald sprang der Wind nach W. N. W. um und wurde etwas flau. Am 23sten schreckte uns in der zweiten Nachtwache ein heftiger Stoß und ein eigenthümliches Zittern des ganzen Schiffes aus dem Schlafe auf. Wir glaubten auf verborgene Felsen aufgefahren zu sein. Die Sonde wurde ausgeworfen, aber kein Grund gefunden, die Pumpen untersucht, aber es folgte kein Wasser. Der Capitän schrieb die Erschütterung einem Erdbeben zu; seine Vermuthung bestätigte sich nach unserer Ankunft in Chile. In Valdivia, auf

dessen Höhe wir uns befanden, hatte in jener Nacht ein heftiger Erdstoß stattgefunden.

Nach einer ziemlich günstigen Ueberfahrt von sieben Tagen ankerten wir den 30. Juni im Hafen von Valparaiso.

Zweites Kapitel.

Valparaiso. — Umgegend. — Bay. — Anblick der Stadt. — Leuchtthurm. — Forts. — Douane. — Börse. — Gasthöfe. — Krieg mit der Conföderation. — Erste Expedition. — Rüstungen zur zweiten Expedition. — Einschiffen der Truppen. — Hafensperre. — Julifeier. — Landungsplatz. — Polizei. — Serenos. — Zuchthaus. — Handel. — Clubbs. — Hauptstadt. — Zoologie. — Abreise. —

Wie verschieden muß der Eindruck sein, den der Hafen von Valparaiso auf den macht, der nach einer Seereise von mehreren Monaten dort das erstemal wieder das Land sieht, als auf den, der von den fruchtbaren, üppig begrünten Häfen des Südens nach einer Fahrt von wenigen Tagen daselbst ankert. Keiner von uns hätte dieser sterilen, eintönigen Küste den Namen „Paradiesthal" gegeben, und doch muß den früheren Seefahrern nach langem und unstätem Umherirren auf dem öden Oceane ihr Anblick paradiesisch vorgekommen sein.

Vom Meeresufer an erhebt sich eine 15 bis 1600 Fuß hohe Hügelreihe mit abgerundeten Kuppen, über die sich eine graubraune Decke, nur hin und wieder von mattgrünen Stellen belebt und von zahlreichen, ziegelrothen Schluchten durchfurcht, ausbreitet. Halbdürre Cacteen, fast die einzige

Pflanze, die in diesem unwirthlichen Boden Wurzel faßt, vermögen nicht, der todten Landschaft Leben einzuflößen. Wellenförmig erheben sich diese Hügelreihen und verschmelzen, immer höher werdend, im Innern des Landes mit der Hauptkette der Anden.

Die Bay von Valparaiso ist nach Norden und Westen offen, nach Süden durch ein kleines Vorgebirge, die Punta de Coromilla, geschützt; hier sind die Ufer steil und felsig und mit starker Brandung bricht sich das Meer an ihnen. Von diesem Punkte aus biegt sich die Bucht von O. nach N. W. in einem sanftgebogenen Halbmonde, ihre Küste ist sandig, abgeflacht und steigt nur allmählig gegen die Hügel an. Im nördlichen Grunde der Bay sind einige kleinere, meistens schwer zugängliche, von steilen Felsen bekränzte Buchten. Der Hafen ist durch seine freie Oeffnung nach Norden unsicher, denn die heftigsten Winde wehen aus dieser Himmelsgegend und wachsen oft zu verderblichen Stürmen an; das Meer wird dann außerordentlich ungestüm, die Wellen steigen fast so hoch, wie auf offenem Meere und die Schiffe werden genöthigt, alle Nothanker auszuwerfen. In verschiedenen Jahren sind schon eine Menge von Fahrzeugen mit ihren Ankern an's Land getrieben und an einem Felsen, das kleine Cap Horn genannt, zerschellt worden, da keine Möglichkeit ist, bei heftigem Nordwinde die offene See zu gewinnen. Wie von so manchem andern Hafen, so sagen auch von Valparaiso die Schiffscapitäne, daß sie bei heftigem Sturme lieber auf dem hohen Meere herumtreiben wollen, als hier vor Anker liegen. Gegen die Südwinde hingegen, die oft nicht minder stark als die Nordwinde toben, bietet der Hafen einen sichern Zufluchtsort dar, da sie sich an der

Punta de Coromilla brechen und das durch sie geschützte Meer ruhig bleibt.

Terassenförmig ist die Stadt Valparaiso am Fuße dieser Hügelreihe gebaut; nach Norden erstreckt sie sich über das flache Ufer in einer langen Doppelreihe von Häusern, der sogenannten Almendral; nach Süden zieht sie sich mehr an den Hügeln hinauf. Zwei Schluchten (Quebradas) theilen hier die Stadt in drei, dicht mit niedrigen, meistens schmutzigen Häusern bedeckte Quartiere, die von den Matrosen mit den englischen Schiffsbenennungen for top, mean top und mizzen top bezeichnet werden. Längs der zahlreichen Quebradas, die überall, fast in paralleler Richtung, das Terrain durchschneiden, stehen ärmliche Wohnungen. Die schmalen, schlechten Gäßchen, welche diese Schluchten entlang führen, sind im Winter und bei Nacht sehr gefährlich, da die Straßenbeleuchtung sehr mangelhaft ist. Viele Menschen stürzen über den Rand hinunter und verlieren das Leben, wohl am häufigsten betrunkene Matrosen, die in jenen schmutzigen Quartieren ihren sinnlichen Vergnügungen nachgehen. Südlich von Valparaiso dehnt sich eine Ebene oder vielmehr ein sanfter Hügelabhang ungefähr eine halbe Meile weit aus. Hier sieht man an schönen Abenden Reiter ihre Pferde herumtummeln oder Jäger mit wohlabgerichteten Hunden Schnepfen suchen. Am Ende dieser Ebene steht ein ziemlich hoher hölzerner Leuchtthurm, der erst im Jahr 1838 gebaut wurde.

Vom Meere aus gesehen, bietet die Stadt einen ziemlich hübschen Anblick dar, der besonders durch einzelne niedliche Wohnungen, die auf kleinen, meistens künstlichen Ebenen an dem Hügelabhange gebaut sind, noch mehr gehoben wird. Der nächste Hintergrund ist traurig, der fernere hingegen

verleiht durch den 23000 Fuß über dem Meeresspiegel erhabenen Gipfel des Vulkans Aconcagua, der an heiteren Abenden im Golde der untergehenden Sonne erglüht, der ganzen Landschaft einen eigenthümlichen Reiz.

Drei kleine Forts schützen den Hafen; das südlichste liegt zwischen dem Leuchtthurme und der Stadt und hat fünf Kanonen; das zweite etwas größere „el Castillo de San Antonio" ist in der südlichen Einbuchtung der Bay; es ist am stärksten bemannt, aber im Grunde doch nur ein Kinderspiel; im nördlichen Theile der Stadt liegt auf einem unbedeutenden Erdhaufen „el Castillo del Rosario" mit sechs kleinen Kanonen. Die Kirchen sind einfach und zeichnen sich weder durch die Bauart noch durch die innere Ausschmückung aus. Einer besondern Erwähnung verdient das schöne und große Zollhaus, welches durch seine Lage am Landungsplatze die Aufmerksamkeit der Neuangekommenen am meisten auf sich zieht. In der Nähe der Douane ist die Börse. Sie ist sehr einfach; in einem schönen und geräumigen Lesesaal sind einige der vorzüglichsten europäischen Zeitungen aufgelegt, auch ist er mit einem trefflichen Dolland'schen Teleskope geziert, welches das Leben und Treiben am Bord der Schiffe oft auf eine komische Weise enthüllt.

Mit Gasthöfen ist die Stadt sehr schlecht versehen. Die besseren werden von Franzosen gehalten, sie sind aber unbequem und theuer. Die Zimmer sind kaum nothdürftig meublirt, unreinlich und voll von Ratten und Ungeziefer; der Tisch hingegen ist ziemlich gut, da es auf dem Markte nicht an schmackhaften Gemüsen und gutem Fleische mangelt. Die Wirthshäuser zweiter Klasse stehen weit hinter den schlechtesten europäischen zurück.

Bei unserer Ankunft in Valparaiso herrschte ein reges Treiben im Hafen. Chile hatte der peru-bolivianischen Conföderation den Krieg erklärt und rüstete eine neue Expedition aus, um einen Invasionskrieg in Peru zu beginnen. An ihrer Spitze waren der vertriebene peruanische Präsident Don Agustin Gamarra und der chilenische General Bulnes. Mit immer steigender Besorgniß hatte Chile die wachsende Macht von Santa Cruz, der sich zum Protektor einer durch ihn veranstalteten Conföderation zwischen Bolivia und Peru aufgeworfen hatte, gesehen und fürchtete nicht ohne Grund, daß seine Unabhängigkeit durch diesen mächtigen Nachbarn gefährdet werden könnte. Santa Cruz hatte durch mehrere Verordnungen Chile empfindlich wehe gethan, besonders aber durch diejenige, welche den Handelsschiffen, die direkt aus Europa in einen bolivianischen oder peruanischen Hafen einliefen und dort ihre Waaren verkauften, sehr geringen Zollgebühren auflegte, während diejenigen, die zuerst in einem chilenischen Hafen einen Theil ihrer Ladung absetzten, einen sehr bedeutenden Zoll geben mußten. Der Einfluß dieses Gesetzes, das den peruanischen Handel sehr hob, war für Chile äußerst nachtheilig und bestimmte nebst einigen anderen mehr oder weniger wichtigen Gründen, verbunden mit den Zusicherungen des flüchtigen Expräsidenten Gamarra und einiger seiner Anhänger, die chilenische Regierung zur Kriegserklärung. Eine Expedition unter General Blanco wurde nach Süd-Peru gesandt. Santa Cruz war vorbereitet. In dem Thale von Arequipa umzingelte er die chilenische Armee so, daß sie sich ohne einen Schwertstreich auf Gnade oder Ungnade ergeben mußte. Santa Cruz war großmüthig genug, dem General Blanco eine sehr günstige Capitulation zu gestatten.

Die Soldaten wurden nach ihrer Heimath zurückgeschickt, nur die Pferde blieben zurück, die der Protektor als Sieger den Besiegten abkaufte.

Diese ritterliche Handlungsweise von Don Andres Santa Cruz wurde von dem chilenischen Gouvernement nicht erwidert. Der Friedensschluß von Blanco wurde in Santiago nicht ratifizirt, da die Minister behaupteten, der General habe zu einem solchen Schritte keine Vollmacht gehabt. Die Feindseligkeiten dauerten fort; eine zweite, viel bedeutendere Expedition wurde ausgerüstet und während unserer Anwesenheit im Hafen eingeschifft.

Kaum hatten wir geankert, als mehrere Offiziere der Landarmee an Bord kamen und fragten, ob wir keine Degen zu verkaufen hätten, da sie und ein großer Theil ihrer Kameraden bis jetzt noch nicht mit solcher Waffe versehen seien und auch nirgends welche zu finden wüßten. Der Steuermann bemerkte ihnen, daß sich in der Ladung zwar keine Degen befinden, daß er aber mehrere Säbel und dergleichen besitze, die er wohl verkaufen würde. Sie wurden auf Verlangen hervorgeholt und einige davon gekauft, darunter auch ein fast fünf Fuß langer Pallasch eines Kürassiers aus Napoleons Garde. Der chilenische Offizier, der ihn erhandelte, ein junger, schwächlicher Blendling, vermochte mit beiden Händen kaum das gezogene Schwert zu schwingen, meinte aber doch, er könne sich beim Angriffe gut damit decken und werde manchem Peruaner den Garaus machen. Zufälligerweise traf ich diesen Helden zehn Monate später auf dem Marsche im Gebirge von Peru. Er hatte ein kleines, federleichtes Degelchen umgeschnallt, das fast wie ein Zahnstocher aussah; aber ein handfester Neger trug den mächtigen

Pallasch hinter ihm her. Ich konnte mich nicht enthalten, den Offizier zu fragen, ob er in der Schlacht von Yungay recht viele Feinde mit dieser trefflichen Waffe erschlagen habe; er war aber ehrlich genug, zu gestehen, daß er noch nie davon Gebrauch gemacht habe, da sie ihm etwas zu schwer sei.

Das chilenische Geschwader, das nach Peru abgesandt wurde, bestand aus 27 Transportschiffen und 9 Kriegsschiffen, die aber fast alle in schlechtem Zustande, mit wenigen Kanonen und unzureichender Matrosenanzahl bemannt waren. Die größten waren die Corvetten „Confederacion", „Santa Cruz" und „Valparaiso", ferner einige alte Handelsschiffe, die in Kriegsfahrzeuge umgewandelt wurden. Eine einzige Schoonerbrigg, die „Colocolo", zeichnete sich durch Solidität und Schnelligkeit im Segeln aus. Die Flotte stand unter dem Commando eines schwachen, wenig erfahrnen Admirals.

Unter den Matrosen waren nur wenige Chilenos, meistens Chiloten und französische, englische und nordamerikanische Deserteurs. Die Schiffsoffiziere waren zum großen Theil Engländer. Die Transportschiffe, schwer beladen, bewegten sich langsam; sie führten theils Truppen, theils Proviant, der aus Sesino (gedörrtem Rindfleische), Chalonas (ganzen gedörrten Schaafen), Mais, Kartoffeln, gedörrtem Obste, Gerste und Heu bestand. Bei der Einschiffung der Pferde ging es bunt zu, viele wurden beim Aufhissen erwürgt, andere fielen aus den Gurten und ertranken und eine Anzahl starb vor der Abreise im Hafen. Alle Morgen sahen wir Dutzende von todten Rossen über Bord werfen. Das ununterbrochene, heftige Schwanken der mit der Cavallerie beladenen Schiffe zeigte deutlich, daß sie auch in den Zwischendecken nicht sehr sorgfältig eingepfercht sei. In der ersten

Hälfte vom Juli segelte das ganze Geschwader ab und vereinigte sich im Hafen von Coquimbo, wo die natürlichen Blattern die Truppen decimirten.

In Chile war unter dem Volke eine sehr große Abneigung gegen diesen Feldzug und die meisten Soldaten mußten gezwungen eingeschifft werden. Ich stand am Landungsplatze, als das Bataillon „Santiago" an Bord gebracht wurde. In schlechten Uniformen, die meisten nur in Ponchos, wurden die Soldaten ohne Waffen, zwei und zwei mit Stricken zusammengebunden, in die Kähne getrieben.

Der für Peru unglückliche Ausgang dieses Krieges darf wahrlich nicht dem Muthe oder der Ausdauer dieser Soldaten, noch viel weniger der Tapferkeit oder der Kenntniß ihrer Anführer zugeschrieben werden; wir werden später sehen, welche Umstände sich vereinigt haben, den Chilenos den Sieg zu verschaffen.

Für uns war dieser Krieg ebenfalls nachtheilig; der Capitän hatte nämlich unvorsichtigerweise geäußert, er habe die Absicht, sein Schiff dem Protektor Santa Cruz zu verkaufen, da es mit Leichtigkeit in eine stattliche Corvette umgewandelt werden konnte. Es war ein sehr feiner Segler, elegant und sehr fest gebaut, führte zehn Kanonen von mäßigem Kaliber und war für sechs mehr gebohrt. Sowie die Regierung diese Aeußerung erfuhr, so wurde als natürliche Folge der Hafen gesperrt, um so eher, da auch auf einem nordamerikanischen Schiffscapitän der Verdacht ruhte, er werde den Peruanern sein Schiff verkaufen. Erst als vorausgesetzt werden konnte, daß die Flotte in Peru angelangt und der erste Schlag ausgeführt sei, wurde der Hafenembargo aufgehoben und uns die Erlaubniß zur Abreise ertheilt. Fünfundvierzig Tage lang

mußten wir in Valparaiso liegen bleiben; dabei war mir am unangenehmsten, daß ich mich nicht für länger als 24 Stunden vom Hafen entfernen konnte, da das Schiff fortwährend segelfertig lag und sogleich nach erhaltener Erlaubniß, der wir stündlich entgegensahen, auslaufen sollte. Meine Exkursionen beschränkten sich daher auf die nähere Umgebung der Stadt, so oft es das Wetter erlaubte, das fast ununterbrochen stürmisch und regnerisch war.

Der 29. Juli sollte an Bord unseres Schiffes zur Erinnerung der Julirevolution feierlich begangen werden. Morgens um 8 Uhr wurde der Edmond unter drei Kanonenschüssen vom Deck bis zu den Mastenspitzen mit Wimpeln und Flaggen behangen; auf dem Vormaste flatterte lustig eine Schweizerfahne, wahrscheinlich zum erstenmale in der Südsee. Mittags 12 Uhr sollten 21 Schüsse fallen. Nachdem die Kanonen der französischen Kriegsschiffe geschwiegen hatten, begann das Feuer an unserm Bord, da wir aber nur 10 Stücke hatten, so mußten sie zweimal geladen werden. Nicht vertraut mit ihrer Bedienung, vernachlässigten die Matrosen die gehörige Vorsicht, und beim dreizehnten Schusse wurde einem von ihnen die Hand so zerschmettert, daß unmittelbar darauf Amputation vorgenommen werden mußte. Die Freude des Tages war unter der Mannschaft dahin.

Steuerbord von uns lag ein schönes, feines Schiff; Kenner erkannten sogleich, daß es für den Sklavenhandel gebaut war. Eine unheimliche Ruhe herrschte fortwährend an Bord. Die Raaen waren in Kreuz gebraßt, der Rumpf ganz schwarz bemalt, eben so die Masten und Spieren. Es lag schon lange unbeweglich vor seinen Ankern. Man sagte uns, der Capitän, ein Nordamerikaner, habe bald nach seiner Ankunft im Hafen

die Todesnachricht seiner Gattin erhalten, sogleich das Schiff in Trauer gesetzt und seit Monaten seine Kajüte nicht mehr verlassen.

Der Landungsplatz vor der Douane ist bei heftigen Nordwinden sehr gefährlich, oft wird das Anlegen ganz unmöglich. Vom Ufer ist eine ungefähr 60 Schritt lange, hölzerne Brücke in's Meer hinaus gebaut. Die Wellen haben sie schon mehrmals theilweise oder ganz zertrümmert. Auf der rechten Seite dieser Brücke landen die Boote der Kriegsschiffe und des Hafencapitäns, auf der linken die der Kauffahrtheifahrer. Am Strande liegen eine Menge von Wallfischbooten für diejenigen, die an Bord der Schiffe fahren wollen; sie werden gewöhnlich von zwei Indianern gerudert. Sowie man sich diesen Kähnen nähert, drängen sich von allen Seiten die Bootsführer mit der Frage herbei: ¿vamos a bordo? was dem „fahren wir?" der Wiener Fiacrekutscher entspricht.

Tag und Nacht machen einige Douaniers die Hafenrunde, um den Schleichhandel zu verhindern, es gelingt ihnen aber nur theilweise, denn gewöhnlich erwischen sie nur diejenigen, die Kleinigkeiten schmuggeln, während ihnen die großen Contrebanden entgehen. Die französischen Schiffscapitäne besonders sind dafür bekannt, daß sie häufig ihre Effekten auf ungesetzlichem Wege an's Land bringen.

Die Polizei in der Stadt ist so gut, wie wahrscheinlich nirgends in ganz Südamerika. Sie wird durch Wachen (Serenos) zu Fuß und zu Pferde gehandhabt, die sich fortwährend mit kleinen Pfeifen Signale geben. Die persönliche Sicherheit ist wenig gefährdet; strenge genommen nicht mehr, als in den größten Städten Europa's. Man hört zuweilen von nächtlichen Mordthaten, meistens gelingt es aber der Polizei, der

Thäter habhaft zu werden, die nach kurzem Prozesse erschossen werden.

Die Diebstähle werden strenge bestraft. Dem Delinquenten wird eine Leiter aufgeladen, die er dahin tragen muß, wo er gestohlen hat; hier wird er auf die Leiter gelegt und bekömmt eine gehörige Anzahl Hiebe mit einem dicken Lederriemen, von dort wird er vor das Polizeiamt geführt, wo er eine zweite Tracht erhält und zuletzt nach dem Muelle (Landungsplatz), wo er auf seiner Leiter die dritte Ration bekömmt; von da kann er weglaufen; oft aber bemächtigen sich die Bootführer seiner und waschen ihn im Meere tüchtig ab.

Die Serenos rufen in Valparaiso wie in den meisten Städten der Westküste die ganze Nacht durch die Stunden und geben das Wetter an. Um 10 Uhr beginnen sie mit ihrem „¡Viva Chile, Ave Maria purissima, las diez han dado y sereno!“ (heiter), oder „nublado“ (trübe), oder „lloviendo“ (regnend), halbstündlich wiederholt sich der Ruf bis vier Uhr Morgens. Findet des Nachts ein Erdbeben statt, so wird es beim nächsten Stundenrufe ebenfalls angezeigt, gewöhnlich sind aber die Erschütterungen so stark, daß es nicht der Serenos bedarf, um sie den Bewohnern kund zu thun.

Eine der merkwürdigsten Einrichtungen in Valparaiso ist das „wandernde Zuchthaus.“ Es besteht aus einer Anzahl großer, bedeckter Wagen, die ungefähr wie Menageriewagen aussehen. Im Innern derselben sind Pritschen wie in Casernen angebracht, die als Schlafstellen für je 8 bis 10 Sträflinge dienen. Hinten auf dem Wagen vor der Thüre steht eine Schildwache, auf der vordern Seite ist bei einigen eine Art Küche. Die Sträflinge müssen die Wagen selbst ziehen, und da sie meistens zu Straßenarbeiten gebraucht werden, so

führen sie ihre Wohnung immer mit sich, wenn sie sich auf größere Distanzen von der Stadt entfernen. Diese nomadisirende Strafanstalt ist in einem Lande, das keinen eigentlichen Winter hat, sehr zweckmäßig und gestattet, bei wenigen Unkosten die Sträflinge auf verschiedene Punkte zu vertheilen.

Ich habe mehrere dieser Wagen durchmustert und muß gestehen, daß ich noch nie eine solche Menge der unwürdigsten Physiognomien vereinigt gesehen habe, wie dort. Bei vielen von ihnen waren die rohesten Leidenschaften, die verworfenste Sinnlichkeit mit so scharfen, abscheuerregenden Zügen ausgeprägt, daß man sich nur mit Grauen wegwenden mußte bei dem Gedanken, das Antlitz sei der Spiegel der Seele. Bei weitem der größte Theil der Verbrecher waren Halbindianer, es befanden sich aber auch einige Europäer darunter. Betrübend war es mir immer, den gebildet sein sollenden Europäer mit dem verwilderten Anwohner Chiles um ähnlicher Verbrechen willen an derselben Kette geschlossen in den Wagen steigen zu sehen.

Wie in allen Seestädten, so findet man auch in Valparaiso ein buntes Gemisch der verschiedensten Nationen, Sprachen und Sitten, wodurch der Nationalcharakter des Landes fast ganz verwischt wird. Der Großhandel mit europäischen Waaren ist sehr bedeutend, aber fast ausschließlich in den Händen von einigen sehr bedeutenden nordamerikanischen und englischen Häusern, die das ganze Land mit den nöthigen Effekten versehen. Es gibt Zeiten, in denen ein solcher Vorrath davon vorhanden ist, daß sie noch wohlfeiler als in Europa verkauft werden. Mit einzelnen Artikeln wird der Platz so angefüllt, daß ohne neue Zufuhr für Decennien genug davon vorhanden ist.

Unter den in den Handlungshäusern angestellten jungen Leuten befinden sich eine große Anzahl Deutscher, die sehr zusammenhalten. Sie haben einen Verein gebildet und besitzen ein zweckmäßiges Lokal, in welchem sie die Abende gesellig zubringen. Ihrem Beispiele folgten die Engländer und bildeten mehrere Clubbs. Die Franzosen haben sich in diesem Theile von Südamerika noch nicht sehr emporgeschwungen. Bedeutende Handlungshäuser sind kaum zwei, hingegen eine Menge Perruquiers, Schneider, Schuster, Quincailleriehändler, Zuckerbäcker und Chevaliers d'industrie. Auch an „Modistes parisiennes et bordelaises" fehlt es nicht.

Valparaiso gewinnt alljährlich bedeutend an Häuser- und Einwohnerzahl, weniger an Schönheit. Die Quartiere längs der Quebradas können wegen Mangel an günstigem Terrain nie verschönert werden; nur diejenigen neuen Wohnungen, die auf den Höhen gebaut werden, verleihen der Stadt ein etwas freundlicheres Aussehen; die Kunst muß der Natur etwas nachhelfen. Beidemal, als ich diese Stadt besuchte, machte sie einen sehr ungünstigen Eindruck auf mich. Ich fühlte bei der Armuth der nähern Umgegend und bei der sehr einseitigen merkantilischen Richtung der Bewohner eine drückende Leere; wahrscheinlich ist dies bei denjenigen nicht der Fall, die andere Beschäftigungen haben, sich längere Zeit dort aufhalten, sich mehr in gesellschaftlichen Zirkeln bewegen und von Zeit zu Zeit das freundliche Thal von Quillota oder die interessante Hauptstadt Santiago besuchen können.

Diese letztere ist dreißig Leguas vom Hafen entfernt, mit dem sie eine ziemlich lebhafte Communikation unterhält, die bei besseren Straßen sich noch steigern würde. Vor wenigen Jahren war dieser Weg noch sehr unsicher, jetzt kann man ihn aber

fast gefahrlos zurücklegen, besonders wenn die Wagenführer (Birlocheros) einige Vorsicht gebrauchen.

Die zoologische Ausbeute in der Umgegend von Valparaiso ist sehr unbedeutend; auf dem Meere etwas besser, als auf dem Lande. Von Säugethieren trifft man zuweilen einen Fuchs (Canis Azarae Wied.) oder ein Stinkthier. In der nächsten Umgebung der Stadt kömmt sehr häufig in allen Erdlöchern eine ziemlich große Maus, ein Achtzahn (Octodon Cummingii Benn.), die einen pinselförmigen Schwanz hat, vor. Da rings um Valparaiso keine Felder bebaut werden, so können diese Thiere keinen Schaden anrichten, sonst würden sie zur Landplage; vielleicht sind sie es im Innern des Landes. In die Bay verirrt sich zuweilen ein Ohrrobbe; selten kömmt ein Wallfisch herein, der dann bald erlegt wird, da fast immer irgend ein Wallfischfänger vor Anker liegt.

Auf dem Markte werden häufig lebende Condor, die in Fußeisen gefangen werden, verkauft. Man bezahlt einen bis anderthalb Piaster für ein schönes Exemplar. In einem Hofe sah ich acht dieser Riesenvögel, die auf eine eigenthümliche Weise festgebunden waren. Ein schmaler, langer Riemen von ungegerbtem Leder wird ihnen durch die Nasenlöcher gezogen und festgeknüpft, das andere Ende an einen in die Erde gerammelten Pflock oder an eine Eisenstange gebunden. Auf diese Weise sind die Bewegungen des Vogels durchaus nicht gehemmt und er kann in einem ziemlich weiten Kreise frei herumgehen, wenn er aber auffliegen will, stürzt er kopfüber auf die Erde. Das Ernähren von acht solchen Vögeln ist keine Kleinigkeit, denn sie gehören zu den gefräßigsten Raubthieren; der Besitzer versicherte mir, daß er versuchsweise einem Condor im Laufe eines

Tages 18 Pfund Fleisch (Eingeweide von Ochsen) gegeben habe, die er alle verzehrt und am folgenden Tage mit eben der Gier wie immer seine gewöhnliche Ration hinunterwürgte. Ich maß ein sehr großes, altes Männchen; es klafterte von einer Flügelspitze zur andern 14 englische Fuß und 2 Zoll, eine ungeheure Flugweite, die ausnahmsweise nur noch ein einziger Vogel erreicht, nämlich der weiße Albatroß (Diomedea exulans Lin.). Auf der kleinen Ebene zwischen dem Hafen und dem Leuchtthurme kommen Schnepfen (Scolopax frenata Ill.) vor, die in der Färbung ganz mit den europäischen übereinstimmen, sich von ihnen aber dadurch unterscheiden, daß sie zwei Schwanzfedern mehr haben. Kleine, ganz grüne Papageien, wenig größer als Finken, werden gezähmt aus dem Innern gebracht, sie sind außerordentlich zutraulich und lernen sehr schnell sprechen; sie ertragen aber die Kälte nicht und verlangen eine sorgfältige Behandlung. In der Bay selbst kommen zahlreiche Cormorane vor, zuweilen auch Pinguine und große Züge von Scheerenschnäbeln (Rhynchops nigra Lin.), die sich durch einen spitzen, scharfen, seitlich zusammengedrückten Schnabel, dessen Unterkiefer fast noch einmal so lang ist, als der obere, auszeichnen. Der schönste Vogel der Bay ist der majestätische Schwan (Cygnus nigricollis Mol.), der einen blendend weißen Körper mit schwarzem Kopfe und Hals hat.

Den 13. August erhielten wir endlich die Erlaubniß, abzusegeln und wir zögerten nicht, davon Gebrauch zu machen. Am 14. wurden Morgens früh die Anker gelichtet. Nur mit Mühe gelang es. Der Anker hatte sich nämlich festgebissen und konnte trotz der angestrengtesten Arbeit nicht frei wer-

den. Die französische Corvette schickte fünfzig Mann an unser Bord und den vereinten Kräften gelang es nach mehrstündiger Anstrengung, den Anker mit Verlust eines Zahnes heraufzuwinden. Die Segel wurden beigesetzt und bald verschwand die Spitze des Aconcagua am azurblauen Horizonte.

Drittes Kapitel.

Juan Fernandez. — Ueberfahrt nach Callao. — Matrose im Meer. — Ankunft im Callao. — Bay. — Insel San Lorenzo. — Hebungen und Senkungen der Küste. — Zurückziehen und Steigen des Meeres. — Die versunkene Stadt. — Callao. — Hafendamm. — Festung. — Belagerung durch die Spanier. — General Rodil. — Belagerung durch die Chilenos. — Colocolo. — Esmeralda. — Ueberfall. — Corsaren. — Seeschlacht bei Casma. — Badeort. — Zoologie. — Pararo niño. — Seevögel. — Landvögel. — Amphibien. — Fische. — Weg nach Lima. — Chilenischer Offizier. — Legua. — Alameda. —

Von einem günstigen Ostwinde begleitet, erreichten wir in 36 Stunden die Inseln Juan Fernandez, welche auf der Höhe von Valparaiso liegen und gewöhnlich von den Schiffern, die von Europa nach Peru segeln, ohne in Chile einzulaufen, aufgesucht werden, um den Gang der Chronometer zu bestimmen. Die kleine Gruppe besteht aus drei Inseln, die östlichste heißt „mas a tierra“ (näher der Erde), die westliche „mas a fuera“ (mehr nach außen) und die südliche, ein fast ganz nackter Felsen, „isla de lobos“ (Seehundsinsel). Die beiden ersteren sind mit Gras und Bäumen bedeckt; mas a tierra ist viel größer und sanfter geneigt, als mas a fuera. Beide Inseln gleichen in ihrer Form auffallend den zur Gruppe der

Azoren gehörenden Eilanden Flores und Cordua. Bis vor etwa 20 Jahren war mas a tierra Exportationsort für Verbrecher aus Chile; nachdem aber zu verschiedenen Malen ein großer Theil derselben Gelegenheit hatte, zu entweichen, wurden keine mehr hingeschickt. Im Jahr 1812 wurde eine Anzahl, meistens Kriegsgefangene, dahin transportirt, mußte aber ein Jahr später wieder abgeholt werden, da sich die Ratten auf eine unglaubliche Weise vermehrt hatten und aller Vorsicht und Verfolgungen ungeachtet die Mundvorräthe, die für die Gefangenen von Chile hinübergeschickt wurden, zerstörten. Später wurden noch öfters eben so fruchtlose Versuche gemacht, die Inseln zu bevölkern; jetzt sind sie ganz verlassen; nur Seehundsfänger besuchen sie zuweilen. Schon Ulloa erzählt von der großen Menge Robben, die dort vorkommen und unterscheidet genau drei verschiedene Arten, die alle zur Abtheilung der Seehunde mit kurzen äußeren Ohren gehören. Sie liefern vortreffliche Felle, die in England mit bedeutenden Preisen bezahlt werden. Verwilderte Ziegen bevölkern die Insel und würden sich außerordentlich vermehren, wenn sie nicht von ebenfalls verwilderten Hunden fortwährend verfolgt würden.

Juan Fernandez hat noch ein anderes Interesse. Auf mas a tierra war es, wo der berühmte englische Schiffscapitän Dampier im Jahr 1704 seinen Oberbootsmann, Alexander Selcraig, mit dem er in Streit gerieth, aussetzte und mit wenigen Lebensmitteln und Werkzeugen allein zurückließ. Vier Jahre und vier Monate lang blieb Selcraig auf dieser unbewohnten Insel, bis ihn Capitän Woodes Roger fand und nach Europa zurückbrachte. Aus der Leidensgeschichte, die er schrieb und dem englischen Schriftsteller, Daniel de Foe, zur Durchsicht gab, zog dieser den Stoff zu seinem berühmten Robinson Crusoe.

Wenige Stunden nach unserer Abfahrt von Valparaiso entstand ein allgemeiner Alarm an Bord des Schiffes, als der Ausruf „un homme à la mer" ertönte. Die Matrosen waren beschäftigt, die Boote an den Wänden des Hinterdeckes mit Gurten festzubinden, einer von ihnen stellte sich in die Schaluppe des Capitäns, um sie noch mit einem Taue festzubinden, als der morsche Kahn, der uns schon in Chiloë so sehr in Nöthen gebracht hatte, plötzlich zusammenbrach und mit dem Manne in's Meer stürzte. Sogleich wurden leere Tonnen und Hühnerkäfige über Bord geworfen, da aber zugleich das Schiff wendete, fielen sie in einer entgegengesetzten Richtung in's Wasser und konnten von dem Schwimmenden nicht erreicht werden. Es wurde beigelegt und ein Boot ausgesetzt. Unterdessen hatte sich ein Haifisch dem Matrosen genähert und drohte ihn zu verschlingen, doch dieser vertheidigte sich mit seltener Geistesgegenwart, indem er fortwährend mit den Fäusten gegen seinen Feind schlug. Lange konnte er diesen Zweikampf mit einem Gegner, der in seinem Elemente war, nicht aushalten, seine Kräfte wichen und im nächsten Augenblicke glaubten wir ihn eine Beute des Todes, denn dem Hai war es gelungen, ihn beim Schenkel zu packen. Glücklicherweise langte das Boot an; ein kräftiger Ruderschlag betäubte das Meeresungethüm, es ließ seine Beute fahren und der Matrose war gerettet. Im Triumphe wurde er auf's Schiff zurückgebracht. Die Wunden waren tief, aber nicht gefährlich, nach einigen Wochen konnte er wieder an seine Arbeit gehen.

Da sich das Schiff den Hühnerkäfigen wieder genahet hatte, so sollten auch diese noch aufgefischt werden. In einem von ihnen befand sich ein Hahn; sobald er fühlte, daß das Wasser von allen Seiten in sein Häuschen hineindrang,

zwängte er sich zwischen den Stangen hindurch und setzte sich oben auf den Käfig. Wie wenn er das Mißliche seiner Lage kenne und Hülfe verlangen wolle, fing er an, aus Leibeskräften zu krähen. Kaum näherte sich der Kahn, so flog er ihm entgegen und wurde glücklich geborgen.

Den 17. hatten wir vollkommene Windstille und eine erstickende Hitze an Bord; nach Sonnenuntergang erhob sich eine frische Kühlte aus Süden, die Segel wölbten sich und anmuthig sich neigend glitt das schöne Schiff vor der Furche seines Steuers dahin. Nach sieben Tagen, während denen Wind und See gleich günstig blieben, erblickten wir den Morro Solar und wenige Stunden später umsegelten wir die Westspitze der Insel San Lorenzo, wo einige chilenische Kreuzer die Küste bewachten, und warfen bald darauf in der schönen Bay von Callao, dem Hafen der „Ciudad de los reyes", Anker. Indem wir die Insel umschifften, kam eine nordamerikanische Corvette, welche in derselben Stunde mit uns von Valparaiso abgesegelt war, durch die Meerenge zwischen San Lorenzo und dem Lande hindurch und ankerte in dem nämlichen Augenblicke wie wir. Wir hatten uns während der ganzen Ueberfahrt nie gesehen.

Unser Schiff wurde nicht signalisirt, kein Hafencapitän kam an Bord; wir waren in der größten Spannung, welchen Ausgang die chilenische Expedition genommen hatte. Vor dem Hafen lagen feindliche Kriegsschiffe, aber auf der Festung wehte noch die peruanische Flagge. Nach langem Warten kam endlich ein französischer Seecadet an Bord und theilte uns mit, daß die Chilenos glücklich gelandet, vor zwei Tagen Lima im Sturme genommen haben und gegenwärtig die Festung belagern. Wir fuhren an's Land.

Die Hafenstadt bot den traurigsten Anblick dar. Die Straßen und Häuser waren verödet; alles hatte sich geflüchtet, da man jeden Augenblick befürchten mußte, die Stadt werde zusammengeschossen. In ganz Callao trafen wir kaum zehn Personen, meistens Neger. Erst nach mehreren Tagen kehrten einzelne Einwohner zurück und nach mehr als einem Monate waren kaum hundert bei einander, die aber allnächtlich an Bord der Kauffahrtheifahrer in der Bay schliefen. Eine Viertelmeile vor Callao liegt das Dorf Bella-Vista, in dem die Chilenos ihre Batterien aufgefahren hatten und die Festung beschossen; dort waren Lebensmittel im Ueberflusse, hier fehlten sie gänzlich. Den Commandanten der fremden Kriegsschiffe war es gelungen, die Erlaubniß auszuwirken, alle Morgen ein kleines Detachement von Matrosen mit einem Offizier und einem Proviantmeister nach Bella-Vista zu schicken, um dort für ihren eigenen Bedarf Fleisch und Gemüse einzukaufen. Die Handelsschiffe schlossen sich ihnen an und so bewegte sich alle Tage in der Frühe ein langer Zug Seeleute mit Flaggen nach dem chilenischen Lager. Diese Erlaubniß wurde übrigens bald wieder aufgehoben, da ein englischer Fleischer in Callao die Gelegenheit benutzte, mitzugehen und sich jedesmal einige Centner Fleisch einkaufte, die er zu ungeheuren Preisen in der Festung wieder verhandelte. Die Belagerten litten zwar noch nicht Mangel, hatten aber nichts weniger als Ueberfluß. Sie waren alle erbärmlich gekleidet und sahen trübselig aus. Wenn man bei den Schildwachen am Hafendamme vorbeiging, so baten sie jedesmal um ein Almosen. Ich gab einem dieser Soldaten einen Real, wofür er so dankbar war, daß er, so oft ich an ihm vorüberging, das Gewehr präsentirte.

Ich hatte hinlängliche Muße, mich mit den näheren Umgegenden von Callao vertraut zu machen und benutzte, soweit es der unsichere Aufenthalt gestattete, jeden Augenblick zu Excursionen, die ich aber weniger zu Land als zu Wasser ausführen konnte.

Die Bay von Callao ist eine der größten und ruhigsten an der Westküste von Südamerika. Nach Süd-Westen wird sie von der sterilen Insel San Lorenzo begränzt, nach Norden geht sie in die Buchten über, die von der Punta gorda, Punta Pernal, Punta de dos playas und der Punta de Doña*) Pancha eingeschlossen werden. Das Ufer ist flach, meistens kiesig, nur um die Mündung des Rimac etwas sumpfig. Zwischen dieser und der Mündung des Rio de Chillon, die etwas südlich von der Punta gorda ist, liegt fettes Marschland. Eine schmale, fast stiefelförmige Landzunge erstreckt sich von der Festung nach Westen gegen San Lorenzo; auf ihr liegen die Ruinen des alten Callao.

San Lorenzo ist eine ziemlich schmale, lange Insel von ungefähr 15 englischen Meilen im Umfange. Sie wird ihrer ganzen Länge nach von einem Bergrücken mit einem scharfen Kamme durchzogen; sein höchster Punkt erhebt sich 1387 Fuß über das Meer. Die nordöstliche Abdachung ist weniger steil als die südwestliche, die fast senkrecht in's Meer einfällt. Man kann sich kaum einen traurigeren Anblick denken, als den dieser Insel. Während mehr als sechs Monaten prallen von dem weißlich-grauen Sande die brennenden Sonnenstrahlen zurück und ersticken jeden Keim der Vegetation, nur in der feuchten

*) Das ñ ist ein Buchstabe, der im Deutschen nicht umschrieben werden kann; er klingt wie ein gequetschtes n, das einige Aehnlichkeit mit ni hat.

Jahreszeit keimen auf dem von Nebel immer umwölkten Gipfel einige Cryptogamen. Seehunde und Seeottern leben an den steilen Felsen des Südabhanges und Schaaren von Seevögeln nisten an den unwirthlichen Ufern. Südlich von San Lorenzo, durch eine schmale Meerenge getrennt, ist eine kleine, felsige Insel „el Fronton", auf der nur noch Ohrrobben einen Ruheplatz finden können. Zwischen dem Fronton und der oben erwähnten Landzunge ist der „Bocaron", ein wenig tiefer Canal, durch den jedoch bei günstigem Winde und genauer Lokalkenntniß große Segelschiffe durchfahren können.

Die Veränderungen, die die Küsten von Callao und San Lorenzo im Verlaufe mehrerer Jahrhunderte erlitten haben, sind bedeutend. Der englische Geolog Darwin sagt, daß „diese Gegend von Peru 85 Fuß erhoben wurde, seit sie von Menschen bewohnt wird." Auf dem nordöstlichen Abhange von San Lorenzo, der in drei undeutliche Terrassen abgetheilt ist, finden sich eine Menge von Muscheln und Schalen derjenigen Arten von Conchylien, die gegenwärtig noch an der Küste lebend vorkommen. Bei genauem Verfolgen dieser Muschelablagerungen fand Darwin, „daß bei geringer Höhe über dem Niveau des Meeres die Schalen fast ganz unversehrt waren; auf einer Terrasse von 85 Fuß über dem Meere waren sie theilweise zersetzt und von einer weichen, schuppigen Substanz bedeckt; noch einmal so hoch konnte nur eine dünne Schicht von Kalkpulver unter dem Boden und ohne alle Spur eines organischen Baues entdeckt werden." In der 85 Fuß hohen Schicht fand er mit Stücken von Tangen in der Muschelmasse ein Stück von einem baumwollenen Bindfaden, geflochtene Binsen und einen Maiskolben.

San Lorenzo ist wohl nie, auch in früheren Zeiten nicht, bewohnt gewesen. Die Ueberreste menschlicher Industrie, die in diesen Muschellagen gefunden werden, rühren wahrscheinlich von Fischern her, die häufig des Nachts die Inseln besuchen.

Darwin bemerkt ferner: „Man hat gesagt, daß das Land während dieses denkwürdigen Erdstoßes (von 1746) sich senkte. Ich konnte keinen Beweis dafür entdecken, doch ist es durchaus nicht unwahrscheinlich, denn die Gestalt der Küste hat einige Veränderungen seit der Gründung der alten Stadt erlitten" ꝛc. — „Auf der Insel San Lorenzo gibt es sehr deutliche Beweise für eine Erhebung in neuerer Zeit, dies würde natürlich der Annahme einer geringen Senkung nicht zuwider sein, wenn sich Beweise einer solchen Bewegung entdecken ließen." So weit der englische Geologe.

Für eine Senkung der Küste lassen sich die Beweise nicht in wenigen Wochen auffinden und auch nicht allein aus geologischen Thatsachen, die allerdings sehr wichtige Fingerzeige abgeben. Die Geschichte kann hier aushelfen. Traditionen und Erzählungen älterer Leute müssen berücksichtigt werden. Diesen Autoritäten zufolge hat nach jedem der stärkeren Erdstöße eine mehr oder minder bedeutende Niveau-Veränderung der Küste stattgehabt. Nehmen wir die Reisebeschreibung von Ulloa und vergleichen den Plan vom Hafen von Callao, den er im Jahr 1742 aufzeichnete, mit einem der genauern neuern, so finden wir in der Distanz zwischen dem Festlande und der Insel San Lorenzo nur geringe Abweichungen. Vier Jahre später fand das grause Erdbeben statt, welches die Stadt Callao vollständig zerstörte und in das Meer versenkte. Diesem folgte eine Hebung der Küste, die nicht unbedeutend

gewesen sein muß, denn nach dem Zeugnisse der alten Bewohner Callaos war in den Jahren 1760 und noch später die Entfernung zwischen dem Festlande und San Lorenzo so gering, „daß die Jungen von der Landspitze mit Steinen nach der Insel hinüberwarfen.“ Gegenwärtig beträgt sie beinahe zwei englische Meilen. Ist der Aussage jener Leute zu trauen, woran ich nicht zweifle, da ich bei den sorgfältigsten Nachforschungen zu den nämlichen Resultaten gelangt bin, so muß die Senkung in den letzten sechs bis sieben Decennien sehr beträchtlich gewesen sein. Noch ist zu bemerken, daß die Ruinen, die auf der schmalen Erdzunge im Trümmergesteine gefunden werden, nicht Ueberbleibsel der Stadt Callao sind, die im Jahr 1746 (wie es Darwin anzunehmen scheint) vom Meere verschlungen wurde, sondern von dem Callao, das durch das heftige Erdbeben im Jahr 1630 zerstört wurde.

Ein anderer Beweis liegt ebenfalls zwischen San Lorenzo und dem Festlande in einer ausgedehnten Untiefe, die den Namen „Camotal“ führt. Hier wurden in früheren Zeiten Gemüse, insbesondere Camote (süße Kartoffeln), wie auch der Name schon beweist, angepflanzt, bis das große Feld in das Meer versank. Dieser Untergang hat zu Zeiten der Spanier stattgefunden, aber vor 1746 entweder bei dem Erdstoße von 1687 oder dem von 1630.

Im Norden von der Bay von Callao bei der Plantage „Boca Negra“ ist jetzt eine Untiefe, wo nach den Papieren der Hacienda noch vor 50 Jahren Zuckerrohr gepflanzt wurde. Wenden wir uns nach Süden von Callao, nach Lurin, so finden wir dort zwei engl. Meilen von der Küste zwei Inseln oder Felsen; der eine heißt Pacchacamac, der andere Santa Domingo. Bei der Eroberung durch die Spanier hingen sie noch

mit dem Festlande zusammen, von dem sie Vorgebirge bildeten; auf einem derselben stand ein Tempel oder Castell. Wann sie vom Lande getrennt wurden, konnte ich nicht mit einiger Sicherheit erfahren, möchte aber vermuthen, daß es während der heftigen Erdrevolution von 1586 war. Sorgfältige Nachforschungen nördlich von Callao, in Chancay, Huacho, Baranca ꝛc. werden vielleicht noch mehr Belege liefern.

Stellen wir die von Darwin beobachteten Thatsachen mit den hier aufgezählten zusammen, so finden wir scheinbar einen großen Widerspruch, dort eine Hebung, hier eine Senkung. Es fragt sich nun: können nicht beide Erscheinungen zu verschiedenen Zeiten stattgehabt haben?

Betrachten wir zuerst Darwin's Beweise. Dieser Geolog sagt: die Küste hebe sich gegenwärtig noch. Er gibt aber keine Belege dafür. Die Ueberreste menschlicher Industrie, die er auf einer Höhe von 85 Fuß in einer Muschellage fand, beweisen nur, daß das Land, seit es Menschen besuchten, gehoben worden sei; wann aber diese Hebung stattgefunden habe, bleibt unentschieden. Ein baumwollener Bindfaden und geflochtene Binsen sind keine Beweise für eine verfeinerte Cultur, wie sie durch die Spanier nach Peru gebracht wurde; wir brauchen uns also nicht an die neuere geschichtliche Periode zu halten und die Hebung in diese zu setzen. Das Incareich läßt sich nach Garcilaso de la Vega's Angabe bis zum Jahr 1021 n. Chr. verfolgen, einer Zeit, in der die Küstenbewohner von Peru schon auf einem ziemlichen Grade der Cultur waren. Der viel zu wenig bekannte Fernando Montesinos bringt Belege für die Geschichte Peru's, die mehrere tausend Jahre weiter hinauf reichen und aus der

Aufzählung der Dynastien, der Gesetze und Sitten darf man schon für die ältesten Zeiten eine vorgeschrittene Civilisation folgern. Es läßt sich daher durchaus nicht einmal annäherungsweise bestimmen, wann die obengenannte 85 Fuß hohe Schicht dem Meeresniveau gleich war und ob nicht die Hebung nach einer jener furchtbaren Katastrophen, die so oft die Westküste von Südamerika heimgesucht haben, plötzlich erfolgt und nachher eine Senkung eingetreten sei. Dagegen scheinen aber die stufenweise mehr verwitterten Muschellagen zu sprechen und auf eine allmählige Hebung hinzudeuten. Diese aber kann auch stattgefunden haben im Verlaufe von Jahrtausenden. Hätte sich die Küste erst seit der Eroberung des Landes durch die Spanier, also im Verlaufe von 362 Jahren, um 85 Fuß gehoben, so wäre das Camotal schon lange wieder über die Meeresoberfläche emporgehoben worden, da es sehr unwahrscheinlich ist, daß es zu einer so beträchlichen Tiefe von mehr als 90—95 Fuß gesenkt war. Eben so gut läßt sich annehmen, daß zu verschiedenen Zeiten Hebungen und Senkungen eingetreten sind und daß die die Erdbeben bedingenden Ursachen auf beiderlei Weise bedeutende Niveau-Veränderungen an der Küste hervorgebracht haben.

Ich glaube, daß sehr genaue Messungen des Wasserstandes über der Untiefe „Camotal", die zu bestimmten Epochen wiederholt würden, die sichersten Belege für die Hebung oder Senkung der Küste geben könnten. Verschiedene Umstände vereinigen sich, daß diese fast immer unter gleich günstigen Umständen vorgenommen werden können. Es ergießt sich nämlich in dem Theile der Bay, in der das Camotal liegt, kein Fluß; der „Rimac", dessen Mündung weiter nach Norden liegt, ist nicht so bedeutend, daß das Geschiebe, wel-

ches er mit sich führt, eine merkliche Ablagerung in jenem Grunde der Bay bilden würde; ferner sind Ebbe und Fluth unbedeutend und das Meer im Hafen immer ruhig, da es gegen Wind und Wellen von Süden durch die Insel San Lorenzo geschützt ist und Nordwinde nur sehr selten und nie stark wehen.

Noch erwähne ich eines eigenthümlichen Phänomens, das sich in Callao in neuerer Zeit mehrmals wiederholte und welches ich im Juli 1841 selbst zu beobachten Gelegenheit hatte. Nachmittags gegen zwei Uhr zog sich das Meer plötzlich vom Strande zurück, und zwar so stark, wie auch bei der stärksten Ebbe nicht. Die dem Hafendamme zunächst gelegenen Schiffe lagen fast ganz auf dem Trockenen (was sonst bei der Ebbe nie der Fall ist). Großer Schreck bemächtigte sich der Bewohner Callao's, als bald darauf das Meer zurückkehrte und höher stieg, als gewöhnlich, und auch so blieb. Am Hafendamme selbst und an einer Reihe dicht an der Playa eingerammelter Pfähle konnte der Unterschied des Wasserstandes genau bemerkt werden. Es wurde durchaus keine Erschütterung oder Schwanken der Erde oder irgend eine ungewöhnliche Temperaturveränderung gespürt. Die Quecksilbersäule, die ich zwei Minuten später beobachtete, zeigte keine Veränderung.

Beim Erdbeben von 1746 wurde ganz Callao von dem Meere verschlungen. Mehrere Reisende haben erzählt, daß man bei heiterem Himmel und stiller See die alte Stadt auf dem Meeresgrunde ganz deutlich sehe. Auch die Bewohner von Callao haben mir es oft wiederholt. Ich halte es für ein Mährchen. Unter den günstigsten Umständen habe ich den bezeichneten Ort, „mar brava" genannt, befahren, ohne

irgend eine Spur von dem alten Callao gesehen zu haben. Bedenkt man ferner, daß bei einer so heftigen Erschütterung die Häuser in unförmliche Erd- und Steinmassen umgewandelt werden und daß der größte Theil der Wände aus Rohrwänden bestand, die mit Koth beworfen waren, so wird man leicht zugeben, daß die Einwirkung des Wassers, das überdem noch immer durch Ebbe und Fluth bewegt wird, im Laufe von fast einem Jahrhunderte die wenig festen Ueberbleibsel der Stadt vollkommen zerstörte.

Was die alten Schiffer geheimnißvoll erzählen, wie sie zu gewissen Tagen auf dem Meeresgrunde die Leute vor den Häusern sitzen und in den Straßen stehen sehen, und wie sie um Mitternacht einen Hahn aus der Tiefe der See krähen hören, was ganz schauerlich klinge, würde einen schönen Stoff für Kindermährchen geben.

Die Stadt Callao ist klein und häßlich; im Winter ist sie schmutzig und im Sommer so staubig, daß man auf der Straße beinahe erstickt. Die Häuser sind meistentheils schlecht gebaut und niedrig, gewöhnlich ein Stockwerk hoch. Die Mauern sind aus Rohr, das mit einer Art Lehm oder Koth beworfen wird. Alle Dächer sind platt und bestehen aus Strohmatten, die auf ein Rohrgerippe gelegt und hernach ebenfalls mit Lehm beworfen werden. Die Fenster der Zimmer sind auf dem Dache in einem hölzernen Verschlage angebracht, der fast wie ein Vogelbauer aussieht; sie haben keine Glasscheiben, aber ein Gitter von hölzernen Stäben; nach innen ist ein Fensterladen angebracht, von dem eine lange Schnur in das Zimmer hinunterhangt, vermittelst deren man den Laden beliebig öffnen oder schließen kann. Bei den meisten Häusern ist ein nicht näher zu bezeichnendes Zimmer-

chen wie ein Schilderhäuschen auf dem Dache angebracht. Im Erdgeschosse sind Kaufläden, die in Callao sehr zahlreich sind.

In der Nähe des Landungsplatzes ist ein großes, niedriges Gebäude von einem ärmlichen Portikus umgeben; hier ist der Sitz des Hafencapitäns und der Zollhauswächter.

Der Hafendamm (Muelle) ist schön und geräumig. Große Festigkeit bedarf er nicht, da sich keine starken Wellen an ihm brechen. Auf der Meeresseite ist er von einem eisernen Gitter umgeben, auf der Landseite sind einige Treppen zum Ein- und Ausschiffen angebracht. Er ragt ungefähr 200 Fuß in's Meer hinein, wodurch zwischen ihm und dem Lande eine kleine Bucht gebildet wird. Die Schiffe liegen alle außerhalb derselben, in ihr legen aber die Boote an. Eine Wasserleitung ist bis zum Damme geführt und mündet mit einer weiten Röhre in die Bucht; hier können die Schiffe sich sehr leicht mit dem nöthigen Vorrath an Süßwasser versehen.

Der Muelle ist in Friedenszeiten immer voll von Waaren, die monatelang unbedeckt dastehen, ohne daß es ihnen im Geringsten etwas schadet. Sie zahlen nur ein kleines Lagergeld. Sogar Getreide und Reis werden auf dem Hafendamme aufgeschüttet und ohne zugedeckt zu werden wochenlang liegen gelassen. Obgleich die Waaren nur sehr nothdürftig bewacht sind, so wird doch selten etwas entwendet. Der Grund davon liegt nicht etwa in der Ehrlichkeit der Anwohner, sondern in der Natur der Gegenstände, die zu voluminös sind, um sie mit Leichtigkeit fortzubringen. Werthvollere Sachen, insbesondere kleine Collis mit europäischen Manufakturwaaren, werden in den Douanengewölben gebor-

gen, zu denen vom Damme aus eine kleine Eisenbahn führt, auf der die Wagen von Negern gerollt werden.

Das Wichtigste, was Callao aufzuweisen hat, ist die prachtvolle Festung. Obgleich sie weder auf Hügeln noch Felsen gelegen ist, sondern ganz an der Meeresküste auf einer ebenen Fläche, hat sie doch ein großartiges Aussehen. Sie besteht aus zwei Castellen; das größere, von den Spaniern „Real Felippe", seit dem Befreiungskriege „Castilla de la Independencia" genannt, hat zwei weite, nicht sehr hohe, runde Thürme, die Hofräume sind groß, die unterirdischen Bauten wegen der tiefen Lage und der Nähe des Meeres nicht beträchtlich. Die Wälle sind breit, ziemlich niedrig und von einem tiefen Graben umgeben, der vom Meere aus mit Wasser gefüllt werden kann. Südlich von diesem Castelle liegt ein kleineres, „El castillo del Sol", das auf der Landseite vom größern gedeckt wird. Vor dem Unabhängigkeitskriege zählten die beiden Castelle 400 Kanonen, worunter viele von sehr starkem Caliber, gegenwärtig haben sie nur noch 60 Kanonen und 71 Caronaden.

Die Festung Callao ist der Punkt, auf dem die spanische Flagge am längsten geweht hat, nachdem die Unabhängigkeit schon in allen Ländern des spanischen Südamerika gesichert war. Der spanische General Rodil hatte sich in die Festung geworfen und hielt mit bewunderungswürdigem Muthe eine Belagerung von fast anderthalb Jahren aus; während der letzten drei Monate war sie mit allen den Grausen verbunden, die eine Belagerung in einem Tropenlande zu der fürchterlichsten Geißel einer Armee machen.

Lord Cochrane bloquirte mit seinem Geschwader die Festung von der Seeseite, der General Bartolome Salom

von der Landseite. Mehr als 4000 Spanier hatten sich mit allen ihren Kostbarkeiten unter Rodil's Schutz nach dem Castell geflüchtet, darunter ein großer Theil der edelsten Familien des Landes. Als die Lebensmittel anfingen zu mangeln, nöthigte der Commandant ungefähr 400 Frauen, die Festung zu verlassen. An einem schönen Morgen zogen sie in einem langen Zuge zum Thore hinaus. Die Belagerer glaubten, der Feind mache einen Ausfall und ließen ihre Artillerie auf diese hülflose Schaar spielen, die sich unter Jammergeschrei zerstreute. Sobald der Irrthum erkannt wurde, hörte das Feuer auf, die Weiber wurden eingefangen und nach Lima gebracht. Die Besatzung suchte sich mehrmals zu empören, aber Rodil's Geistesgegenwart und Kaltblütigkeit unterdrückte immer die Meutereien; die Schuldigen wurden mit so unerbittlicher Strenge bestraft, daß die Soldaten von ferneren Versuchen abstanden. Pferde, Esel, Hunde und Ratten lieferten fast die einzige Nahrung für die Belagerten. Faule, vom Meere ausgeworfene Fische wurden gierig zusammengesucht und verschlungen. Rodil trieb unterdessen einen Handel, der seinem Charakter wenig Ehre macht. Er hatte eine Anzahl von Vorräthen zurückgelegt, die er nun zu ungeheuren Preisen verkaufte; so ließ er sich für ein Huhn 3—4 Goldunzen (12—16 Louisd'or) bezahlen, ähnliche Preise verlangte er für Brod ꝛc. Gerne wogen ihm die reichen Familien die Lebensmittel mit Gold auf, da ihre Reichthümer ihnen nur noch nothdürftig das Leben fristen konnten. Ein contagiöses Nervenfieber, das unter den Belagerten ausbrach, richtete die schrecklichsten Verwüstungen an; von mehr als 4000 Personen, die sich in die Festung geflüchtet hatten, überlebten kaum 200 die Belagerung. Die

Erzählungen von Augenzeugen geben ein Bild des gräßlichsten Jammers und Elendes.

Durch Hunger und Krankheit gezwungen, sah sich Rodil zur Uebergabe der Festung genöthigt. Am 19. Februar 1826 schloß er eine sehr ehrenvolle Capitulation ab und schiffte sich, mit ungeheuren Reichthümern beladen, nach Spanien ein, wo er später die Stelle eines General-Commandanten der Garde-Infanterie bekleidete.

Was konnte Rodil bewegen, einen so hartnäckigen Widerstand zu leisten und zu wiederholtenmalen günstige Capitulationen auszuschlagen, da er doch wußte, daß er der einzige spanische General in ganz Peru war, der noch über Truppen des Königs, und zwar nur eine sehr unbedeutende Anzahl, disponiren konnte, und daß im ganzen südlichen und westlichen Südamerika die spanische Herrschaft gänzlich gebrochen sei und er daher nie auf Hülfe zählen konnte, wohl aber eine bestimmte Uebergabe voraussehen mußte? Die Frage wurde mir von mehreren der Belagerten gleichlautend beantwortet. Es war Geldgier, der General Rodil mehrere tausend Menschen langsam hinopferte.

Seit der Unabhängigkeit von Peru ist die Festung zu wiederholtenmalen der Sitz von Revolutionen geworden und hat dem Lande mehr Unglück als Vortheil gebracht. Mehrmals wurde das Todesurtheil über sie ausgesprochen; der Präsident Salaverry machte den Anfang. Im Jahr 1834 verkaufte er den größten Theil der Kanonen nach Frankreich und Engelland; 1840 wurde sie theilweise geschleift. Ein Jahr später wurde sie wieder aufgebaut, um mehrere Monate nachher wieder zerstört zu werden. Es ist ein großes Glück für Peru, wenn die Festung als solche nicht mehr existirt,

sondern zu andern Zwecken verwendet wird. Der Hauptsitz der Douane und ihre Magazine nehmen gegenwärtig einen großen Theil dieses umfangreichen Gebäudes ein.

Die Belagerung von Callao durch die Chilenos, von der wir Augenzeuge zu sein Gelegenheit hatten, war bei Weitem nicht so strenge, als die durch die Patrioten. Das Geschwader war zu schwach und die Landarmee zu unbedeutend. Von der Seeseite wurde Callao nur bei Nacht angegriffen, und zwar durch einige chilenische, von Engländern commandirte Kanonenboote, und wir genossen immer nach Mitternacht des schönen Anblicks der zahlreichen, die finsteren Räume durchschneidenden, glühenden Kugeln. Die Artillerie der Festung war ganz erfolglos. Die Bomben der Chilenos richteten hingegen zu wiederholtenmalen bedeutenden Schaden in den Castellen an. Auch die kleinen Cavalleriegefechte der Vorposten und die Ausfälle der Belagerten waren Spielereien. An das Stürmen dachten die Belagerer nicht, da sie ihre ganze, ohnedem schwache Armee hätten zusammenziehen müssen. Eines Sonntags Nachmittags segelte die leichte chilenische Kriegsbrigg „Colocolo" dicht unter den Mauern der Festung vorbei und schickte einige Kugeln hinein; sogleich erwiderte diese das Feuer mit allen nach der Seeseite gerichteten Kanonen. Neckend wendete das Schiff einigemal und segelte immer näher. Vergebens bemühten sich die Peruaner, ihm Schaden anzuthun; ihre Kugeln flogen alle zu hoch, und statt den „Colocolo" zu treffen, flogen sie auf die neutralen Schiffe, so daß wir fortwährend befürchten mußten, in Grund gebohrt zu werden. Der französische Stations-Commandant sah sich zur Sicherheit der Kauffahrtheifahrer genöthigt, ein Boot nach dem Fort zu schicken, mit der Erklärung, er werde

unverzüglich die Festung energisch beschießen, wenn ihr Feuer nicht augenblicklich schweige. Diese categorische Erklärung that ihre Wirkung und die Besatzung mußte sich zu ihrem großen Aerger foppen lassen. Ein Beispiel, wie nachtheilig eine zu große Nähe von neutralen Schiffen den Operationen der Belagerten und den Angriffen der Belagerer ist, zeigte die Nacht vom 5. November 1820 in der Bay von Callao, als der Lord Cochrane und der Capitän Guise mit 150 Mann die spanische Corvette „Esmeralda" von 44 Kanonen enterten. Zwischen der Esmeralda und der Festung lag die nordamerikanische Fregatte „Macedonia", wodurch die Castelle verhindert wurden, die Corvette durch ihre Kanonen zu decken. Die Besatzung wurde dadurch so erbittert, daß sie am folgenden Morgen einen Offizier der „Macedonia" mit seiner ganzen Mannschaft ermordete, als sie eben im Begriffe war zu landen.

Wenige Tage nach jenem Vorfalle mit dem „Colocolo" hatten die Peruaner Gelegenheit, sich für die Neckerei empfindlich zu rächen. Der chilenische Admiral schickte nämlich seinen Adjutanten mit sieben Matrosen an Bord unseres Schiffes, um Schuhe zu kaufen. Die Besatzung, die das Admiralsboot bemerkte, rüstete sogleich eine Schaluppe mit 25 Mann, welche sich, von den Kauffahrtheifahrern gedeckt, unserm Schiffe näherte. Ihre Ankunft wurde dem Adjutanten angezeigt, der trotz unserer Gegenvorstellungen in's Boot sprang, um das Weite zu gewinnen; es war aber zu spät; in dem Augenblicke, als das Boot abstieß, kam die feindliche Schaluppe unter dem Bugspriet des Edmond zum Vorschein und feuerte eine volle Ladung auf den kaum sechs Schritte entfernten Kahn. Fünf Matrosen stürzten todt oder verwundet in's Meer; die, welche wieder auftauchten, wur-

den mit Flintenkolben zurückgeschlagen, die übrigen drei gefangen genommen, worunter der von zwei Kugeln durchbohrte Offizier. — Es gelang uns, einen der verwundeten Matrosen zu retten, indem wir ihm ein Tau zuwarfen und ihn, als er es erreicht hatte, mit der französischen Flagge bedeckten.

Unglücklicherweise hatten die Peruaner keine Flotte mehr, da die Chilenos ihnen in Friedenszeiten durch schändlichen Verrath mehrere Kriegsschiffe weggenommen hatten, und die beiden letzten, die bei der Annäherung des feindlichen Geschwaders nicht mehr entfliehen konnten, von ihrer Mannschaft versenkt wurden. Sie konnten sich also damals zur See auf keinerlei Weise rächen. Einige Zeit später wurde der Edmond mit ein paar andern Handelsschiffen von der peruanischen Regierung angekauft und als Corsaren ausgerüstet. Den Oberbefehl darüber führte der durch persönlichen Muth ausgezeichnete Blanchet, der während unserer Ueberfahrt von Europa erster Steuermann an Bord des Edmond war. Nachdem er die „Arequipeña", ein altes chilenisches Kriegsschiff, geentert und mehrere feindliche Transportschiffe verbrannt hatte, überfiel er im Hafen von Casma drei vor Anker liegende chilenische Corvetten. Schon hatten diese die Flaggen gestrichen, als während des Enterns Blanchet erschossen wurde. Mit ihm sank der Muth der Corsaren und sie gaben unverzüglich den Kampf auf. Der Schrecken, den Blanchets Tod unter den Matrosen des Edmond hervorbrachte, war so groß, daß alle sogleich in's Zwischendeck krochen, mit Ausnahme des Schiffskoches, der eine bis an die Mündung vollgepfropfte Kanone losfeuerte und damit 15 Mann auf einem feindlichen Bugspriet tödtete, dann an

das Steuer sprang und das Schiff glücklich zur Bucht hinausleitete. Die Chilenos erhielten hier wieder die verlorene Arequipeña, die mit unter den Corsaren war. Der Capitän des Schiffes hatte sich kurz vor dem Angriffe mit seinen Matrosen betrunken und gab dann mit vollen Segeln auf die chilenische Corvette „Orbegoso", an deren Rippen die Arequipeña berstete und sank. Die Matrosen wehrten sich wie Verzweifelte. Bis über die Brust im Wasser, kämpften sie mit Säbeln und Schiffshaken; natürlich fruchtlos, da die Zahl der Feinde zu groß und ihre eigene Lage zu ungünstig war. Fast alle fanden ihren Tod.

Während der Sommerzeit wird Callao von sehr vielen Familien aus Lima besucht, die dort ihre Seebäder nehmen; der Badeplatz ist aber nicht sonderlich günstig, da am Ufer zu viele Kiesel liegen. Wenn die Entfernung nach San Lorenzo nicht so bedeutend wäre, so würde diese Insel einen trefflichen Badeplatz abgeben. Die fremden Kriegsschiffe errichten auf ihr die Lazarethe. Während meiner ersten Anweheit lagen die Blatterkranken der Chilenos dort, die sich auf der für eine solche Krankheit sehr günstigen Lokalität sehr rasch erholten. Bis vor wenigen Jahren wurden alle Fremden, die in Lima starben, auf San Lorenzo beerdigt; gegenwärtig ist der Fremdenkirchhof in Bella-Vista.

Dem Naturforscher bietet die Bay von Callao vieles Interessante. Von Säugethieren sind nur wenige vorhanden. Wie an der ganzen Küste von Südamerika, kommen auch hier Seeottern und Seehunde vor; von letzteren bevölkern zwei Species (Otaria aurita Humb. O. Ulloae Tsch.) den Südabhang des Fronton. Ich machte mit den Officieren eines französischen Kriegsschiffes an diesem Felsen Jagd auf

die Robben. Da wir wegen der starken Brandung nicht landen konnten, so wurde mit einer Drehbasse auf diese Thiere gefeuert und mehrere davon erlegt; ein Matrose wagte sich durch die Brandung, band die todten Seehunde an ein Tau und ließ sich mit denselben an Bord zurückziehen. Da wir jenen Tag auch häufig auf Vögel schossen, so detachirte der chilenische Admiral, glaubend, eines seiner Schiffe sei mit peruanischen Corsaren handgemein geworden, eine Kriegsbrigg, die San Lorenzo umsegeln mußte.

An schönen Wasservögeln ist die Bay reich, besonders zeichnet sich Humboldt's Pinguin (Spheniscus Humboldti Mey.) aus, der ein wenig kleiner als der gewöhnliche graue Pinguin ist und eine etwas verschiedene Färbung an Rücken und Brust hat. Die Peruaner nennen ihn Pararo niño (der kleine Kindvogel), er läßt sich leicht zähmen, wird sehr zutraulich und folgt seinem Herrn wie ein Hund. Es ist possirlich zu sehen, wie diese dicke Gestalt auf den kurzen Füßen aufrecht gehend über die Straßen watschelt und ihre floßenartigen Flügel lebhaft bewegt, um sich im Gleichgewichte zu halten. Ich hielt mir eine Zeit lang einen ganz zahmen, den ich einer Indianerin abgekauft hatte; er hieß Pepe und folgte diesem Rufe pünktlich. Beim Essen stellte er sich regelmäßig neben meinen Stuhl und schlief des Nachts unter meinem Bette. Wenn er sich baden wollte, ging er in die Küche und schlug mit seinem Schnabel so lange an einen irdenen Wassertopf, bis ihn jemand mit Wasser begoß oder ihm ein Bad zurichtete.

Von den verschiedenen interessanten Seevögeln führe ich nur wenige der merkwürdigsten an. Die Bindenscharbe (Carbo Gaimardi Less.) ist auf dem Rücken grau und weiß mar-

morirt, der Bauch ist fein aschgrau, längs jeder Seite des Halses verläuft eine breite weiße Binde. Der Schnabel ist gelb, die Füße sind roth. Die Färbung der Iris ist ausgezeichnet; ich habe bei keinem andern Vogel etwas Aehnliches gesehen; es wechseln nämlich im ganzen Kreise regelmäßige viereckige, weiße und meergrüne Fleckchen ab. Der gesprenkelte Tölpel (Sula variegata Tsch.) lebt in vielen tausend Individuen an den Felsen der Insel San Lorenzo. Er ist der bedeutendste Huanufabrikant. Die Incamöve (Sterna Inca Less.) ist ohne Zweifel die schönste von der ganzen Familie der Möven. Sie ist graubraun, auf dem Kopfe und dem Bürzel etwas dunkler, am Bauche heller. Von der Schnabelwurzel entspringen jederseits einige blendendweiße Federn, die sich in leichten Bogen von hinten nach vorn umbiegen und so ziemlich das Aussehen von einem weißen Schnurrbarte haben; der Schnabel und die Füße sind carminroth, die Iris hellgrau. Der braune Pelican (Onocrotalus fuscus Mol.), fast eben so groß als der europäische, unterscheidet sich von diesem durch die dunkelbraunen Flügel. Er wird häufig längs der ganzen Küste von Peru gefunden. Unter den Landvögeln zeichnen sich vorzüglich einige sehr schöne Colibri (Trochilus Amazilia und Tr. Cora Less.) und einige Finken durch ihre lebhaften Farben aus. Der Pferdehüter mit gefurchtem Schnabel (Crotophaga sulcata Swains.) ist ein sonderbares Thier. Er ist von der Größe eines Staares, hat einen kurzen, zusammengedrückten, hohen, gebogenen Schnabel, längs dessen Seiten mehrere starke Furchen verlaufen. Der Schwanz ist lang und fächerförmig, der ganze Körper blauschwarz mit schwachem Metallglanze. Dieser Vogel lebt gesellschaftlich in der Nähe von Vieh-, besonders

Pferdeheerden, hockt fast immer auf dem Rücken von Pferden und Eseln und sucht dort nach Insekten, die er auch in reichlicher Menge findet. Diese Thiere fühlen wohl, daß er ihnen einen großen Dienst erweist und tragen ihn geduldig auf Kopf und Rücken herum.

Der Fremde, der zum erstenmale die Küste von Peru betritt, erstaunt über die unglaubliche Menge von schwarzen Geiern, die er in allen Straßen und auf allen Dächern sieht. In Callao sowie in allen Hafenstädten kommt vorzüglich der Truthahn-Geier (Cathartes aura Illig.), von den Spaniern Gallinazo a cabeza colorada genannt, vor; mehr von der Küste entfernt, im Innern des Landes, sieht man ihn seltener, aber desto häufiger den schwarzen Gallinazo (Cathartes foetens Illig.), der erstere ist dunkelbraunschwarz mit einem rothen, nackten Kopf und Hals, der voll von Runzeln und Warzen ist. Der letztere gleicht ihm an Größe und Färbung sehr, nur sind sein Kopf und Hals grauschwarz, aber eben so runzlich und häßlich, wie beim Truthahn-Geier. Diese Vögel sind von der Größe einer Truthenne, aber schmächtiger und von eckigen Formen, die von dem weit nach vorn stehenden Flügelbuge herrühren. Der schwarzköpfige Gallinazo ist träge, schwerfällig und fliegt selten weit; wenn er Nahrung sucht, hüpft er auf der Erde umher, indem er fortwährend kleine Sätze mit beiden Beinen zugleich macht; will er etwas rascher vorwärts gehen, so hilft er mit den Flügeln nach, ohne jedoch zu fliegen. Er schreitet nur selten und nie anhaltend. Während der heißen Mittagszeit setzen sich diese Gallinazos auf die Hausdächer oder Mauern, zuweilen sechzig bis achtzig in einer Reihe, stecken die Köpfe unter die Flügel und schlafen. Sie sind sehr gefräßig und verschlingen alles, was sie an

faulen thierischen Substanzen erwischen können. Sie sind nicht im Geringsten scheu und hüpfen mitten in den belebtesten Straßen zwischen Menschen und Vieh herum. Der Truthahn-Geier ist viel lebhafter und seine Bewegungen sind viel leichter; er fliegt auch rascher und anhaltender, als der schwarzköpfige Gallinazo, ist aber scheuer und weniger dreist. Er nistet am Meeresufer auf sandigen Felsen und unbewohnten Inseln. Das Weibchen legt drei bis vier weißliche Eier, die es im Februar und März ausbrütet. Der gemeine Gallinazo nistet gewöhnlich auf Hausdächern, Kirchen, Ruinen und hohen Mauern. Das Weibchen legt drei bis vier weißlichbraune, feingesprenkelte Eier, die es in den nämlichen Monaten, wie der Truthahn-Geier, ausbrütet.

Von Amphibien gibt es in Callao zahlreiche Yguane und Erdorgamen; auf San Lorenzo fand ich einige noch unbekannte Arten, von denen sich eine durch einen großen schwefelgelben Flecken auf jeder Seite in der Weiche auszeichnet. Schlangen sind häufig in dem niedern Gebüsche längs der Mündung des Rimac; auch leben einige giftige Species auf den ariden Sandflächen. Die Meeresschildkröten sind schon gänzlich aus der Bay vertrieben und leben nur noch in den einsamen Buchten der unbewohnten Küsten.

Die Zahl der Fische ist sehr groß. Haien, Rochen, Hammerfische, Corvinen, Boniten, Meereschen u. s. f. werden in großer Menge gefangen; Corvinen und Boniten werden am häufigsten auf den Markt gebracht; das Fleisch dieser letzteren ist braunroth, fest, trocken und weniger schmackhaft, als das der Corvinen. Ausgezeichnet durch ihr feines, schmackhaftes Fleisch sind der Pexe rey (Königsfisch) von der Größe einer Forelle und der Pexe sapo (Krötenfisch), der ein wenig

größer ist und einen sehr dicken, fleischigen Kopf hat. Dieser Fisch saugt sich unter dem Wasser an Felsen an und wird mit langen Haken gestochen und heraufgezogen.

Wenn ich am Bord des Edmond die Thürme von Lima im Golde der untergehenden Sonne strahlen sah und hinter denselben die stufenweise sich immer höher emporwölbenden Bergketten, die im fernsten Hintergrunde mit den himmelanstrebenden Cordilleren verschmelzen, dann fühlte ich eine namenlose Sehnsucht, nach jenen Regionen hinzuziehen, nur einmal auf den Anden mich der schönen Natur zu freuen, die reine Luft jener Höhen einzuathmen; aber hoffnungslos kehrte mein Blick auf den öden Ocean zurück, denn unsere Reise sollte weiter nach Norden gehen und von da nach der asiatischen Küste. Ich ahnte noch nicht, daß mein Sehnen in Erfüllung gehen werde und daß meiner in jenen Gebirgen so mancher Genuß, aber auch so viele Mühen und Gefahren harrten.

Ich entschloß mich, trotz der unsichern Wege, nach Lima zu gehen. Wagen und Pferde waren in Callao nicht aufzutreiben, da letztere entweder zum Staatsdienste requirirt oder versteckt waren; es blieb mir daher nichts anderes übrig, als den Weg zu Fuß zurückzulegen. Der Festungscommandant Don Manuel de la Guarda gab mir einen Paß mit dem Bemerken, ich solle mich beeilen, aus Schußweite der Festung zu kommen, da er augenblicklich wieder Feuer commandiren werde. Ich zögerte nicht, seinem Rathe zu folgen, und kaum war ich ein paar hundert Schritte vom Castell entfernt, als wirklich schon wieder die Artillerie zu spielen begann und die Kugeln von allen Seiten her in eine höchst unangenehme Nähe einschlugen. Ich beschleunigte meinen Schritt;

sowie ich aber vor den Kanonen der Festung in Sicherheit war, gerieth ich in das Kleingewehrfeuer der Plänkler und wurde von einigen chilenischen Kürassieren aufgegriffen und von Vorposten zu Vorposten geschleppt, bis ich endlich auf einem derselben einen Officier traf, den ich in Chile kennen gelernt hatte. Bei einem Mittagessen an Bord der Corvette „Confederacion" in Valparaiso bat mich dieser junge Mann, der neben mir saß, ich möchte ihm seinen Schädel untersuchen und eine phrenologische Diagnose stellen. Obgleich ich mich bemühte, ihm die Mangelhaftigkeit dieser Wissenschaft darzuthun, ließ er doch mit Bitten nicht nach; ich fühlte ihm am Kopfe herum und sagte ihm endlich mit großer Wichtigkeit, er habe das Organ der Mathematik ganz besonders entwickelt und werde in diesem Fache wahrscheinlich Ausgezeichnetes leisten. Ich hatte nämlich an seiner Uniform bemerkt, daß er zur Artillerie gehöre und dachte, es würde ihm am meisten Vergnügen machen, wenn ich ihm etwas Angenehmes sage, das Bezug auf seine Waffe habe. Kaum erblickte mich Don Antonio auf dem Vorposten, als er freudig auf mich zukam und mir erzählte, wie richtig ich seine Talente beurtheilt habe, denn die Feldschlange, die er commandire, richte von allen Geschützen am meisten Schaden in der Festung an, da er vermöge seines mathematischen Organes besser als alle seine Cameraden die Schüsse berechnen könne. Sogleich stellte er mir eine Sauvegarde aus, mit der ich ungehindert die Stadt erreichen konnte.

Die Entfernung von Callao nach Lima beträgt zwei Leguas*). Der Weg führt durch tiefen Sand; zu beiden Sei-

*) Eine Legua ist dreiviertel einer deutschen Meile. Es gehen 20 auf einen geographischen Breitegrad.

ten liegen uncultivirte Felder und niedrige Gebüsche. Rechts, bald nachdem man Callao verlassen hat, läßt man den Flecken Bella-Vista, die Ruinen eines alten Indianerdorfes und etwas weiter in's Land hinein einige Plantagen liegen. Links ist Moorgrund mit Rohr bewachsen, der sich bis an's Meeresufer erstreckt. Auf dem halben Wege zwischen Callao und Lima stehen eine Kapelle und ein Kloster „de la Virgen del Carmen." Dieses letztere ist gegenwärtig verlassen, aber vor der Kapelle steht immer ein Mönch, der Almosen bettelt; dicht neben dem Kloster ist ein „Tambo", in welchem Branntwein, Limonade und schlechte Bananen verkauft werden. Der Ort heißt „la Legua", da er eine spanische Meile von beiden Städten entfernt liegt. Die Miethpferde sind so sehr an diese Stelle als Ruheplatz gewöhnt, daß man sie nur mit Mühe an derselben vorbeiführen kann.

Vergebens suchte ich auf meiner unangenehmen Fußreise hier eine Erfrischung, denn sogar der „Tambero", ein Zambo, der sonst mit dem schwarzen Gesindel auf sehr vertrautem Fuße stand, hatte sich geflüchtet, da ihm mehrmals seine Schenke ausgeplündert worden war.

In erstickender Hitze wanderte ich in der schattenlosen Ebene weiter und gelangte endlich in die schöne Allee (Alameda del Callao), die sich vom Callaothore der Hauptstadt fast eine halbe Legua längs der Hauptstraße erstreckt. Don Ambrosio O'Higgins, ein Irländer von Geburt, zuerst Kleinkrämer in Lima, dann Militär in Chile, und endlich Vicekönig von Peru, mit dem Titel eines „Marques de Osorno", ließ diese Straße und das schöne Callaothor bauen und die Allee anlegen. Den 6. Januar 1800 wurde sie feierlich eingeweiht. Das ganze Unternehmen kostete 340,964 Piaster. In der Allee sind in

regelmäßigen Entfernungen Ruheplätze angebracht und zu beiden Seiten reizende Gärten mit den üppigsten Fruchtbäumen.

Zufrieden, den unangenehmen und beschwerlichen Weg zurückgelegt zu haben, ging ich mit schnellen Schritten durch die Allee und trat mit frohem Muthe durch das Thor, wo ich zum letztenmale inquirirt wurde, in die Stadt der Könige.

Viertes Kapitel.

Bruchstück aus der neueren Geschichte von Peru. — Confederacion. — Santa Cruz. — Orbegoso. — Revolution am 29. Juli. — Landung der Chilenos. — Nieto. — Schlacht im Rimac. — Einnahme von Lima. — Gamarra. — Decrete. — Don Manuel de la Guarda. — Todtenmesse. — Erdbeben. — Die Präsidenten. — Fremdenhaß. — Weg nach Chorillos. — Einzug von Santa Cruz in Lima. — Schlacht bei Yungay. — Flucht. — Revolutionen im Süden. — Einschiffung von Santa Cruz. — General Braun. — Einzug von Gamarra. — Ursache der Revolutionen. — Offiziere. — Soldaten. — Infanterie. — Cavallerie. — Rabonas. — Mißhandlungen.

Ich werde in diesem Kapitel eine kurze Episode aus der in Europa so wenig gekannten neueren Geschichte von Peru mittheilen. Sie ist ein Fragment des Bürgerkrieges, der seit bald zwanzig Jahren dieses schöne Land zerfleischt; ein Glied aus der großen Kette von Revolutionen, die unausbleiblich den moralischen Untergang der Nation herbeiführen. Das Bild, welches ich hier entwerfe, umfaßt nur wenige Monate; es ist keines der grellsten; die erste Epoche der Republik, so wie die jüngst verflossenen Jahre liefern solche, die mit lebhafteren Farben aufgetragen sind. Es wird aber ein deutliches Licht auf den politischen Zustand Peru's werfen, der sich seither eher verschlimmert als verbessert hat. Gleiche Charaktere, gleiche Handlungen wiederholen sich in ununterbrochener Folge-

reihe. Verrath ist das fürchterliche Losungswort, das alle Schranken der gesetzlichen Ordnung bricht. Herrschsucht, Geldgier, Sittenlosigkeit sind die Grundzüge des Charakters der Männer, die sich auf gewaltsamem Wege der Leitung des Staates bemächtigen. Sie sind Tyrannen einer Republik, die Gesetz und Recht mit Füßen treten, um ihren niedrigen Leidenschaften in zügellosem Uebermuthe zu fröhnen und so einer Nation Hohn sprechen, die, zerrissen und entnervt, zu ohnmächtig ist, einem Haufen feiler Söldner und ihren unwürdigen Anführern energisch entgegen zu treten.

Ich will in der Geschichte von Peru nicht weiter zurückgehen, als bis zum Juli 1838, und nur mit wenigen Worten der Regierung zu jener Zeit erwähnen. Don Andres Santa Cruz, ein Bolivianer von Geburt, Präsident der Republik Bolivia, hatte sich zum Protektor einer Conföderation von Bolivia und Peru aufgeworfen; er theilte dieses letztere Land in Nord- und Südperu und setzte für das erste den Marschall Riva-Aguero, für das letztere den Marschall Orbegoso als Präsidenten ein. Die umsichtige Leitung dieser Föderalstaaten hatte Santa Cruz eben so sehr die Liebe der Eingebornen und die Achtung der Fremden erworben, als die Eifersucht Chile's erweckt, das durch den im Jahr 1834 aus Peru vertriebenen Präsidenten D. Agustin Gamarra zu der Kriegserklärung gegen Peru angefeuert wurde. Wie die erste Expedition ausfiel, haben wir in einem der frühern Kapitel kennen gelernt. Die Ausrüstungen zur zweiten wurden umsichtiger geleitet. Gamarra, der den Chilenos glauben machte, Santa Cruz habe so viele Feinde und er selbst so mächtige und zahlreiche Freunde, daß das Land ohne Schwertstreich erobert werden könne, schiffte sich mit der Expedition ein.

Der Protektor hatte die Festung Callao mit ungefähr 1500 Mann Bolivianern dem General Moran anvertraut. Der tapfere General Necochea befehligte die Cavallerie. Während täglich die Landung der chilenischen Armee erwartet wurde und dieselbe nur durch ein festes Zusammenhalten der peru-bolivianischen Truppen und ihrer Anführer hätte verhindert oder die schon ausgeschifften Kolonnen gänzlich aufgerieben werden können, wurde der schwache, charakterlose Marschall Orbegoso auf den unglücklichen Gedanken geleitet, sich von Santa Cruz unabhängig und zum Präsidenten von ganz Peru zu erklären. Diese Verrätherei hatte sehr verhängnißvolle Folgen für die Zukunft von Peru, und wenn je auf einen Mann die Schuld gewälzt werden kann, den Ruin dieses Landes beschleunigt zu haben, so ist es Orbegoso, auf den diese schwere Anklage zurückfällt.

Orbegoso, ein schöner, kräftig gebauter Mann, von dem einnehmendsten Aeußern und angenehmem Umgange, besaß die Anhänglichkeit des Volkes, besonders des weiblichen Theiles, in hohem Grade. Seine Unabhängigkeits-Erklärung wurde daher am 29. Juli in Lima von der großen Masse mit lautem Jubel begrüßt, während einsichtsvollere Männer mit gerechtem Unwillen über diese unüberlegte und ehrlose Handlungsweise erfüllt waren. 3000 Mann, unter dem Befehl des Generals Nieto, standen auf der Plaza mayor vor der Kathedrale, um Orbegoso's Unternehmen zu unterstützen. General Moran war jenen Tag verkleidet in Lima, um sich vom Ausgange der Revolution zu überzeugen, und da er den allgemeinen Enthusiasmus zu deren Gunsten sah, kehrte er in die Festung zurück und erklärte dem neuen Präsidenten den 1. August, daß er sich als Befehlshaber der

bolivianischen Truppen weder der Revolution anschließen, noch sich dem erklärten Willen des Volkes entgegensetzen werde: er stelle also die Festung zur Disposition und werde sich mit seinen Truppen in das Gebirge zurückziehen. Es kam zu einigen erfolglosen Scharmützeln zwischen den Bolivianern und Nieto's Truppen. Ein Theil der letztern nahm Besitz des Castells der Unabhängigkeit. Nieto, dessen militärische Laufbahn eine ununterbrochene Reihe von Verräthereien ist, hatte den Plan gefaßt, bei der ersten Gelegenheit Orbegoso zu verlassen und sich Gamarra anzuschließen.

Am 7. August landete endlich die chilenische Expedition in Ancon, einem kleinen Hafen, sechs Leguas nördlich von Lima. Diesen Augenblick wollte der wackere Necochea benützen, um über die Chilenos herzufallen und sie zu vernichten, indem er als erfahrner Soldat richtig bemerkte, daß die Pferde, wenn sie die Schiffe verlassen, wie betrunken und zum Dienste untauglich, die Artillerie noch an Bord und die Truppen in Unordnung seien. Aber Nieto's Verrath war schon zu weit gediehen, als daß er seine Zustimmung zu diesem Schlage gegeben hätte. Necochea, darüber empört, legte sein Kommando nieder und zog sich in's Innere zurück.

Die Nachricht von der Ausschiffung der Chilenos verursachte in Lima eine große Unruhe. Orbegoso zog seine Truppen zusammen und schickte kleine Detaschements gegen die Feinde, die sich ihrerseits in ihrer Stellung zu sichern suchten. Am 16. überschritten sie den Fluß Rimac und zogen sich gegen Callao. Der chilenische Anführer, General Bulnes, theils um Zeit zu gewinnen, theils um Unterhandlungen mit Orbegoso anzuknüpfen, befahl Märsche und Gegenmärsche, ohne daß seine wahre Absicht genauer bekannt wurde. Gamarra's Partei

war indessen in Lima thätig, dem Expräsidenten fortwährend die genauesten Nachrichten über Orbegoso's Pläne zukommen zu lassen. An der Spitze dieses Complots, das meistens aus Frauen bestand, war eine wohl bekannte Dame, die sich durch ihre Geistesgegenwart, ihren Muth und ihre Intriguen bei vielen Revolutionen ausgezeichnet hat. Am 21. August lagerten sich die Chilenos in der Nähe von Lima. Orbegoso detachirte Anfangs kleine Abtheilungen gegen sie. Gegen Abend gab er Befehl zum allgemeinen Angriffe. Im Flußbette des Rimac stießen beide Heere zusammen. Wenige Minuten dauerte das Feuer, als sich die Cavallerie, unter dem Befehl von Nieto, ohne Hand an die Pistolen oder den Säbel gelegt oder sich sonst am Gefechte betheiligt zu haben, vom Schlachtfelde entfernte. Ihr folgte der größte Theil der peruanischen Offiziere. Die Soldaten, meistens Indianer aus dem Gebirge, vertheidigten sich noch eine Zeit lang mit bewunderungswürdigem Muthe; aber es fehlten Anführer, die denselben gehörig benutzt hätten. Sie wurden zurückgedrängt, zusammengesäbelt oder gefangen genommen; nur ein kleiner Theil konnte entfliehen. Durch Malambo und den Tajemar stürmten die Sieger nach Lima. Auf der Brücke, welche die Stadt mit der Vorstadt San Lazaro verbindet, hatten die Peruaner drei Kanonen aufgefahren; gut bedient, hätten sie die Chilenos zurückwerfen und ihnen die Einnahme der Stadt, wenn nicht unmöglich machen, doch sehr erschweren können; aber die Kugeln flogen alle nach der Spitze der gegenüber liegenden Kirche San Lazaro und die Feinde konnten, ohne einen Mann zu verlieren, die fortwährend feuernde Artillerie wegnehmen. Orbegoso, der nach Nieto's schändlicher Flucht allein gelassen war, mußte bald auch fliehen;

vor Lima stürzte er mit seinem Pferde und fand in einem Negerrancho ein Asyl; einige Tage später gelang es ihm, sich durch die feindlichen Vorposten in die Festung zu schleichen. Die Zahl der Gefallenen wurde sehr verschieden angegeben, von 80 bis 3000. Beide Zahlen sind Extreme; nach allgemeiner Annahme blieben gegen 1100 Todte und Verwundete auf dem Schlachtfelde.

Gamarra erklärte sich sogleich zum provisorischen Präsidenten von Peru und wurde von 5000 Mann Chilenos unterstützt. Seine Agenten bemühten sich auf alle mögliche Weise, das Volk gegen Santa Cruz aufzuwiegeln. Wulstige Proklamationen und Zeitungsartikel folgten sich. So hieß es in No. 4 des „Peruano", einem offiziellen Blatte, das seit dem 21. August zweimal wöchentlich erschien, die Zahl der Todten betreffend: „Die Freunde des Generals Santa Cruz und wahren Feinde von Peru haben sich bemüht, das Mitleiden der Einwohner zu erregen, indem sie sagten, die Straßen von Lima seien mit Blut getränkt gewesen und die Chilenos über Leichname in die Stadt gedrungen. Und aus welchem Grunde? Nur um Haß gegen ein wohl disziplinirtes Heer zu erregen, welches jetzt unser einziger Anker ist, um uns vor Santa Cruz zu bewahren; darum aber auch, daß sich dieser zu unserm Herrn aufwerfe, daß er alle erlauchten Peruaner, die sich am 29. Juli gegen seine Herrschaft erklärten, tödte und ächte; darum endlich, daß sich Santa Cruz wieder unserer bemächtige und mit unserm Blute und unsern Gebeinen einen neuen Thron der Tyrannei erbaue. Die schlechten Agenten des Tyrannen schreien um das Blut von achtzig (!) Soldaten, welche der Unbesonnenheit und Unerfahrenheit ihrer Anführer unterlagen und vergessen das

von Santa Cruz bei Cuzco, Arequipa, Yanacocha und Socabaya vergossene theure Blut der wohlverdienten Generale, Anführer, Offiziere und Soldaten, Limeños die meisten; vergessen, daß er über ihre, von den bolivianischen Truppen verhöhnten Leichname stürmte und mit Riesenschritten eilte, uns unsere Rechte, unsere Aemter, Freiheiten und Reichthümer zu entreißen und uns in eine elende Schaar von Knechten umzuwandeln, wie wir es bis zum 29. Juli waren und immer sein werden, wenn wir uns durch die Stimme der Anarchie leiten lassen, wenn wir unsere wahren Interessen verkennen und nicht zur Zeit dem Rufe der Freiheit und Einigkeit folgen."

Der provisorische Präsident ertheilte den tüchtigsten Männern sogleich den Befehl, das Land zu verlassen. Ein großer Theil zog sich mit Verachtung freiwillig vom neuen Gouvernement zurück und begab sich in das Gebirge, um die Maßregeln von Santa Cruz abzuwarten. Orbegoso fühlte sich in der Festung nicht ganz sicher und er ließ deßhalb beim Capitän der französischen Fregatte „Andromede" anfragen, ob er ihm an Bord seines Schiffes ein Asyl gestatten wolle. Der Stationskommandant Villeneuve verweigerte es ihm anfänglich, als einem Verräther; einige Wochen später, als der flüchtige Präsident in großer Noth war, nahm er ihn auf und behandelte ihn seinem Range gemäß.

Nieto, mit einigen Offizieren seines Gehaltes, begab sich nach Callao, miethete einen kleinen Schooner und ließ sich an der nördlichen Küste von Peru aussetzen, wo er eine geringe Anzahl Anhänger fand und sich zum Präsidenten von Nord-Peru proklamirte. In weniger als drei Wochen der dritte Verrath!

Gamarra war unterdessen thätig; er schrieb eine Contribution von vier Millionen Piaster aus und publizirte eine Menge Decrete, die mit der Formel „der Bürger Agustin Gamarra, Großmarschall und provisorischer Präsident ꝛc." anfingen. Zu den merkwürdigsten gehörten die, in denen er Chorrillos, eine kleine unsichere Bucht, drei Leguas von Lima, in der die größeren Ballen und Kisten nur mit Gefahr ausgeschifft werden können, als Haupthafen von Lima erklärte und befahl, daß die Kaufleute der Hauptstadt ihre Waaren aus der Douane von Callao dorthin bringen sollten, was begreiflicher Weise der Festungskommandant nicht gestattete. Es lagen für mehr als fünf Millionen Piaster Effekten, die fremden Handlungshäusern gehörten, in der Festung. Ferner, daß die fremden Kaufleute, die Magazine in Lima haben, dieselben binnen acht Tagen schließen sollen. Gegen dieses Decret protestirten die fremden Geschäftsträger und Konsuln. Der Kommandant der englischen Kriegsschiffe blokirte sogleich das chilenische Geschwader und drohte, es in den Grund zu bohren, wenn diese Verordnung nicht zurückgenommen werde. Da die meisten Matrosen auf den chilenischen Schiffen Engländer waren und erklärten, nie gegen ihre Flagge zu dienen, so sah sich die neue Regierung genöthigt, unverzüglich nachzugeben. Zwischen Bulnes und Gamarra kam es zu häufigen und ernstlichen Debatten, da Ersterer fand, daß ihm der Expräsident in Chile den Feldzug und die peruanischen Verhältnisse in einem falschen Lichte dargestellt hatte.

Die Festung wurde zu wiederholten Malen zur Uebergabe aufgefordert. Um dem Gesuche mehr Nachdruck zu geben, wurde eine Deputation von drei Mitgliedern des obersten Gerichtshofes, zwei der Hauptgeistlichen der Metropolitankirche

und drei Mitglieder der Munizipalität abgesandt; ihnen wurde der Vater des Festungskommandanten beigegeben, der seinen Sohn überreden sollte, seiner Pflicht zu weichen und das Vaterland zu verrathen; doch Don Manuel de la Guarda erklärte, daß er die gegenwärtige Regierung von Peru nicht anerkenne und durchaus keine Gesandten mehr von ihr annehmen werde.

Am folgenden Morgen wurde durch ein Decret die Festung in den strengsten Belagerungszustand erklärt, der Kommandant mit dem Epithet eines Vaterlandsverräthers und die Besatzung als verführte und verblendete Kinder des Vaterlandes bezeichnet.

Die fremden Kaufleute hatten eine Subscription zu einer feierlichen Todtenmesse für die am 21. August gefallenen Peruaner eröffnet. Dieser vorzubeugen, veranstaltete die Regierung eine allgemeine Todtenmesse, mit militärischen Ehrenbezeugungen; nichts desto weniger fand die für die Peruaner wenige Tage später in der Kirche de Nuestra Señora de la Merced statt.

Der Tempel war prachtvoll ausgeschmückt, die Beleuchtung ausnehmend schön. Um 10 Uhr begann die feierliche Handlung. Sie hatte kaum eine halbe Stunde gedauert, als die Draperien des Hauptaltars durch das Umstürzen eines Wachslichtes Feuer fingen; in einem Augenblicke war der Altar durch die schnelle Flamme der leichten Vorhänge magisch beleuchtet und warf einen blutrothen Schein auf die Versammlung, der dem Ganzen einen wunderbaren Reiz verlieh. Schon zerstreute sich tumultuarisch die Menge, als das Feuer gedämpft wurde. Kaum waren die Gemüther etwas beruhigt und die Feierlichkeit hatte ihren gewohnten Gang genommen,

als ein neues Ereigniß die Versammlung aufschreckte. Der Boden schwankte, die Mauern der Kirche erzitterten, Stücke der Decke fielen auf die Gläubigen hinunter und ein dumpfes Gebrause erfüllte die Luft. Misericordia, misericordia! un temblor! wiederhallte es tausendfältig und die ganze Menschenmasse wälzte sich der Thüre zu. Ich stand zur Seite des großen Altars und wurde mit dem Strome zum Eingange der Kirche gerissen, wo ich unter dem fest gebauten Bogen stehen blieb. Nach etwa 10 Minuten hatte sich die Aufregung gelegt, die Kirche füllte sich wieder und der Gottesdienst wurde fortgesetzt, nur von dem unheimlichen Anschlagen an die Glocken (plegarias) unterbrochen, welches in Lima jedesmal nach einem Erdbeben von allen Thürmen ertönt.

Gamarra schickte am 3. September einen Deputirten an Orbegoso nach Callao, der ihn auffordern sollte, nach Lima zu kommen, die Präsidentenwürde zu übernehmen und gemeinsame Sache mit den Chilenos zu machen, indem sich Gamarra selbst erbot, seiner Würde zu entsagen und als Soldat (ultimo de los soldados!) in der Armee zu dienen. Wie viel solchen hohlen Phrasen und besonders aus dem Munde eines Gamarra zu trauen sei, wußte Orbegoso nur zu gut. Seine Antwort lautete entsprechend: er wolle selbst dem Präsidentenstuhle entsagen, die Chilenos müssen aber unverzüglich das Land verlassen, Santa Cruz das Protektorat aufgeben und ein Congreß zusammentreten, um eine neue Verfassung zu constituiren und einen Präsidenten zu erwählen, sonst werde er gegen alle Feinde, Chilenos und Bolivianer, auf Leben und Tod den Krieg fortsetzen. Wenige Tage später flüchtete sich der Held Orbegoso aus der Festung. Unterdessen liefen auch aus andern Theilen von Peru Nachrichten von Revo-

lutionen ein, die immer mit der Proclamation eines neuen Präsidenten verbunden waren.

Der „Peruano" vom 7. September zählt die damaligen Präsidenten von Peru auf; es waren deren nicht weniger als sechs! Er sagt: „1) Wir haben den General Santa Cruz, der von den ewig beeisten Gipfeln der Anden Decrete der Sclaverei, der Verbannung und des Todes gegen alle Peruaner sendet; 2) den Fremdling General Herera, Präsidenten der Provinzen des Südens; 3) den General Riva-Aguero, Präsidenten der Peruaner des Nordens; 4) eingeschlossen in der Festung der Unabhängigkeit den General Orbegoso; 5) an der Nordküste den General Nieto, und 6) den General Agustin Gamarra, seit dem 21. August." Bedenkt man, daß jeder dieser sechs Präsidenten 1000—5000 Soldaten zu seiner Disposition hatte, in den Gegenden, in denen er sich aufhielt, so viel als möglich recrutirte, Contributionen ausschrieb, Güter confiscirte, die Anhänger einer andern Partei verfolgte, exilirte oder zum Tode verurtheilte, die alten Gesetze umstürzte und neue decretirte, so kann man sich eine Idee des Terrorismus machen, der durch ganz Peru herrschte.

Da die meisten Fremden, besonders Europäer, dem General Santa Cruz am meisten zugethan waren, weil sie unter seiner Regierung die größte Sicherheit genossen hatten und er selbst sich durch seine umsichtige und zweckmäßige Staatsverwaltung ihre Achtung erworben hatte, so glaubten Gamarra's Anhänger hinlänglichen Grund zu finden, gegen die Ausländer feindlich auftreten zu können. Sie suchten daher auf alle mögliche Weise die Hefe des Volkes, besonders Neger und Zambo's, zu fanatisiren und gegen die Fremden, vor-

züglich gegen die Engländer und Franzosen, aufzureizen. Einen solchen entmenschten Haufen zu Exzessen zu führen, brauchte es nur eines schwachen Stachels und lüstern erwartete er das Zeichen zu einem allgemeinen Blutbade.

In Zeitungen, in gedruckten und geschriebenen Zetteln, die an die Häuser geklebt und auf die Straße geworfen wurden, erschien der Aufruf gegen die Ausländer. „Die Fremden, hieß es in diesen Blättern, kommen in Euer Land, nehmen Euch Eure Stellen, Euern Handel, Eure Reichthümer und Eure Weiber. Sie sind die Feinde Eurer Freiheit und wollen Santa Cruz herrufen. Befreit Euer Land von diesen Nichtswürdigen und wiederholt in Peru eine Bartholomäusnacht oder die sizilianische Vesper." Auf ein bestimmtes Zeichen mit den Glocken sollte eine allgemeine Meuterei gegen die Nichtperuaner beginnen. Die Fremden hatten sich daher mit einer hinlänglichen Menge von Waffen versehen und waren bereit, ihr Leben auf das Aeußerste zu vertheidigen.

Nur die Furcht vor den Kanonen der Kriegsschiffe im Hafen von Callao konnte die Regierung abhalten, das Signal zum Morden zu geben. Der Haß gegen die Europäer war bei Einzelnen sehr groß; so trug ein Mitglied des Congresses von Huancayo (1839) beständig einen Dolch mit sich, den es auch in der Nationalversammlung auf den Tisch legte, auf dessen Klinge die Worte: »Muerte a los estranjeros« eingebrannt waren.

Da ich bei diesem mißlichen Zustande ohne große Gefahr keine Excursionen vor die Stadt machen konnte und auch eines Abends von einer Patrouille aufgegriffen wurde, um nach der Kaserne gebracht und dort in ein Regiment eingereiht zu werden, so entschloß ich mich, an Bord des

„Edmond" zurückzukehren und dort unsere Abreise abzuwarten. Die directe Communication mit dem Hafen war unterbrochen und ich mußte über Chorillos nach Callao gehen. Da gerade in jenen Tagen mehrere europäische Handlungshäuser beträchtliche Summen Geldes nach Chorillos schickten, um sie dort einzuschiffen, und diesem Transport eine starke Bedeckung beigegeben war, so schloß ich mich dem Zuge an. Die Entfernung von der Hauptstadt nach Chorillos beträgt drei Leguas; der breite Weg führt durch tiefen Sand, größtentheils zwischen Mauern, die halb verlassene Plantagen begränzen; links von der Straße sind viele Ruinen, von denen einige wenige aus der Zeit der Ynca's stammen, die meisten aber sind zerstörte Wohnungen aus der neuern Zeit, in denen jetzt kleine Eulen (Noctua urucurea Less.) ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben. Diese Trümmer geben ein deutliches Bild der entschwundenen Größe und des gegenwärtigen jämmerlichen Zustandes des Landes.

Es war ein interessanter Anblick, wie sich die lange Caravane über diese dürre Fläche bewegte. Voran ritt eine kleine Abtheilung Cavallerie, meistens Neger in Ponchos, mit kurzen Carabinern. Ihr folgten 80 bis 100 Maulthiere, mit den kleinen aber gewichtigen Geldkistchen beladen; neben an auf der Straße oder den Mauern liefen baarfuß die Serenos, welche die Infanterie ausmachten, erbärmlich gekleidete Indianer mit schlechten Flinten. Links und rechts sprengten die Maulthiertreiber, um die Lastthiere in Ordnung zu halten und die Ladungen zu überwachen. Die Nachhut bildete eine zweite Abtheilung Cavallerie und die Commis der betreffenden Handlungshäuser, die beim Einschiffen des Geldes gegenwärtig sein sollten. Nur langsam bewegte sich

der Zug über die Ebene, beständig in eine dicke Staubwolke gehüllt, und langte erst nach einem mehr als dreistündigen Marsche bei der drückendsten Sonnenhitze in Chorillos an. Am Abend ging ich auf einen kleinen Schooner, der nach Callao segelte, und als Contrebande Fleisch, Schildkröten und Gemüse nach der Festung brachte. Wir waren acht Personen an Bord, die zu eben so vielen Nationen gehörten. Der Capitän war ein alter Schwede, der eine seiner beiden Matrosen ein Irländer, der andere ein Italiener. Die Passagiere bestanden aus einem Altspanier, einem Franzosen, einem Mejicaner, einem Columbianer und mir. Um 2 Uhr Nachts ankerten wir in Callao und durchplauderten den Rest der Nacht, da wir an Bord des kleinen vollgestauten Schiffchens keinen Platz zum Liegen fanden.

Die politischen Ereignisse fingen nun an, sich allmälig anders zu gestalten. Santa Cruz concentrirte alle seine Truppen in der Umgegend von Ayacucho und Cuzco, um gegen Lima zu ziehen. Ein mißlungener Ueberfall der Chilenos in Matucanas durch den General Otero ermuthigte für Augenblicke Gamarra und seine Anhänger, deren Unruhe sich unverkennbar steigerte, je mehr sie sich von der Annäherung der starken und wohl disciplinirten bolivianischen Armee überzeugten. Mit Riesenschritten eilte Santa Cruz gegen die Hauptstadt. Bei der Nachricht seiner Ankunft in der Quebrada von San Mateo verließen die Chilenos am 8. November Lima und zogen sich nach dem Norden, um sich in Ancon wieder einzuschiffen. Zwei Tage später hielt der Protektor seinen glänzenden Einzug in der Hauptstadt.

Ich vermag den Jubel und die Freude, mit denen die Bolivianer begrüßt wurden, nicht zu schildern. Es war ein

Enthusiasmus, dessen nur ein Volk des heißen Südens fähig ist, bei dem jeder Gedanke zu Wort und Geberde wird und die leidenschaftlichen Erregungen gleich in höchster Potenz auftreten; ein Enthusiasmus, den der ruhige Bewohner des Nordens mit Staunen betrachtet und fast unbegreiflich findet. Besonders zeichneten sich die Neger in ihrer sinnlosen Freude aus; sie umarmten das Pferd von Santa Cruz und küßten es von den Hufen bis zu den Ohren, hoben Generale aus den Sätteln und erwürgten sie beinahe aus lauter Zärtlichkeit. — Und doch hatte dieses nämliche Volk wenige Wochen früher Orbegoso, der sich gegen Santa Cruz empörte, eben so entgegen gejubelt und Gamarra, der an der Spitze eines feindlichen Heeres seinen Einzug in Lima hielt, Triumphbogen errichtet!

Santa Cruz schickte sogleich den General Herera mit 1500 Mann hinter den Chilenos her; er selbst blieb aber mehrere Tage lang mit der Hauptmacht in Lima. Gewiß nicht mit Unrecht schreibt man dieser unbegreiflichen Zögerung einen großen Theil des Mißlingens dieses Feldzuges zu. Bei dem unordentlich ausgeführten Rückzuge der chilenischen Armee wäre es ein Leichtes gewesen, sie, ehe sie sich einschiffte, aufzureiben, besonders wenn Santa Cruz, statt nach Lima zu gehen, dieselbe auf dem kürzern Wege östlich von der Hauptstadt verfolgt hätte.

Im nördlichen Peru landeten Bulnes und Gamarra mit ihren Truppen und zogen sich in das Innere des Landes zurück. Der Protektor ging mit seinem Heere zu Lande dahin. Im Thale von Yungay lagerten sich die Chilenos. Santa Cruz erreichte sie und campirte zwei Leguas von ihnen. Dreizehn Tage blieben die beiden Armeen in dieser kurzen Distanz, jede

den Angriff der andern erwartend. Unterdessen erhielt der Protektor die betrübende Nachricht von einer Revolution in Bolivia und von Gährungen in Südperu. Zu dem kam noch, daß sich bedenkliche Zwistigkeiten unter seinen Generalen entsponnen hatten und die unvorsichtiger Weise bekannt gemachte Nachricht der bolivianischen Unruhen unter den Soldaten Mißmuth und Unzufriedenheit gegen ihren Chef erregte.

Durch Mangel an Lebensmitteln und Pferdefutter wurden die Chilenos gezwungen, einen entscheidenden Schritt zu wagen. Sonntags den 20. Januar 1839, gerade als die Peruaner aufmarschirten, um Messe zu hören, wurde dem Protektor rapportirt, daß der Feind im Anrücken sei. Die Schlacht wurde angeordnet. Von beiden Seiten wurde mit Muth und Erbitterung gekämpft. Nach sechsstündigem heißem Gefechte war das schöne Heer von Santa Cruz in wilder Flucht. — Die Zahl der Gefallenen belief sich auf mehr denn 3000; eine ungeheure Zahl bei einer Gesammtmasse von nicht mehr als 12—13,000 Mann, die beide Armeen zählten. Sieben Tage später langte Santa Cruz, von wenigen Offizieren begleitet, in Lima an, traf die nöthigen Maßregeln und begab sich zu Lande nach Arequipa, um neue Truppen zusammen zu ziehen. Mit dem größten Jubel wurde er in dieser Stadt empfangen und wenige Tage später wieder verrathen. Am 19. Februar erklärten sich Cuzco und Puno gegen den Protektor, am 23. auch Arequipa. Er floh nach Islay, dem nächsten Hafen, und suchte Schutz bei dem englischen Consul. Zwölf Uhlanen verfolgten ihn bis vor dieses Haus und wollten ihn mit Gewalt dem Asyle entreißen. Doch der Consul hißte seine Flagge und der Kommandant der englischen Corvette „Samarang"

schiffte sogleich 62 Soldaten aus, die Santa Cruz in ihre Mitte nahmen und an Bord in Sicherheit brachten *).

Die Revolution in Bolivia, von einem ehrlosen Verräther geleitet, dessen Name nicht werth ist aufgezeichnet zu werden, hat vorzüglich den Untergang von Santa Cruz herbeigeführt. Vergebens suchte der Militärgouverneur dieses Landes, der tapfere General Braun, Ordnung und Ruhe aufrecht zu halten; er mußte unterliegen. Braun ist ein Deutscher, aus Kassel gebürtig. Während seiner ruhmvollen militärischen Laufbahn in Südamerika hat er sich immer durch seine strenge Rechtlichkeit und durch seine persönliche Tapferkeit auf das Ehrenvollste ausgezeichnet. In der Schlacht bei Junin, als Canterac mit seiner Reiterei die Cavallerie der Patrioten unter den Generalen Miller und Necochea geworfen hatte, war Braun, damals Major, mit seinen columbianischen Grenadieren zu Pferde, der einzige Officier, der nicht allein Stand hielt, sondern auch die feindlichen Glieder brach. Ihm und dem Obristlieutenant Suarez gebührt die Ehre jenes für die Unabhängigkeit von Peru so wichtigen Tages. Braun hatte sich die ungetheilte Freundschaft des Protektors erworben und ihr außerordentliche Opfer gebracht. Der Fall von Santa Cruz hatte natürlich auch den von Braun zur Folge. Durch schändlichen Verrath wurde dieser General bei seiner Anwesenheit in La Paz des Nachts überfallen, aus seinem

*) Santa Cruz begab sich nach Guayaquil, wo er fortwährend auf neue Pläne zur Wiedererlangung seiner verlornen Würde sann. Mehrere Versuche, in Peru Revolutionen zu seinen Gunsten zu machen, mißglückten. Im Jahr 1844 wagte er es, durch Peru nach Bolivia zu dringen, wo eine Bewegung zu seinen Gunsten statt fand. Er wurde aber in den Cordilleras ergriffen und an Chile ausgeliefert, wo er gegenwärtig noch unter strenger Aufsicht steht.

Bette gerissen, auf das Grausamste mißhandelt und in einen Kerker geworfen. Einige Monate später gelang es ihm, einen Paß zu erhalten, um sich nach Europa einzuschiffen.

Gamarra zog nun zum zweitenmale als Sieger in Lima ein. Der Empfang war still und düster. Die aufgerichteten Triumphbögen mußten bewacht werden. Bei der Kirche San Lazaro war ein Gerüste für die Musik aufgerichtet, die den Präsidenten begrüßen sollte. Im Augenblicke, als er vorbeiritt und die ersten Trompetenstöße erschallten, stürzte die Bühne zusammen und bedeckte mit ihren Trümmern die Musikanten. So mußte Gamarra ohne Sang und Klang die lange Straße zum Palaste hinziehen.

Hier schließe ich diese historische Skizze. Sie ist ein trauriges Bild von dem politischen Zustande von Peru, der nun schon seit zwei Decennien ganz ähnlich fortdauert, ohne Aussicht, daß sich von Innen heraus eine vernünftige und kräftige Regierung bilde, die vermöchte, dem namenlosen Unglücke des Landes Einhalt zu thun.

Fragen wir, worin die Ursache dieser fortwährenden Unruhen liegt, so finden wir die Antwort in der Ehrlosigkeit des größten Theiles der peruanischen Officiere. Alle Revolutionen sind von Officieren ausgegangen; sobald einer zum Range eines Obristen gelangt, so glaubt er ein Recht zu haben, den Präsidenten zu stürzen und sich an dessen Stelle zu erheben, wenn er nur über 1500 bis 2000 Soldaten gebieten kann. Der Beweggrund, der ihn zu diesem gesetzwidrigen Schritte verleitet, ist nicht Herrschsucht, sondern Geldgier. Von den gewaltsamen Contributionen, die diese Rädelsführer eintreiben, legen sie den größten Theil für sich selbst zurück und lassen ihre Soldaten darben. Nach kürzerer

oder längerer Zeit, während der sie ihre Würde behaupten, raffen sie sich beträchtliche Reichthümer zusammen und verlassen dann, entweder freiwillig oder gezwungen, den Schauplatz.

Darf man sich wundern, wenn bei dem erbärmlichen Beispiele, mit dem die Anführer ihren Untergebenen vorangehen, eine zügellose Insubordination unter den Truppen herrscht und Meutereien an der Tagesordnung sind? Doch sei es zur Ehre der Soldaten gesagt, daß dieselben selten oder nie von ihnen, sondern von den Officieren niedern Ranges ausgehen. Die schändliche Weise, womit die Soldaten recrutirt und behandelt, die beispiellosen Grausamkeiten, die gegen sie ausgeübt werden, erklären hinlänglich, warum sie sich gerne einem Dienste zu entziehen suchen, der ihnen unsägliche Mühen und Qualen bereitet, ohne den geringsten Vortheil zu bringen.

Die peruanische Infanterie, meistens aus Gebirgsindianern bestehend, ist gut. Die Soldaten sind gehorsam, willig, kaltblütig und tapfer; im Ertragen von Hunger, Strapazen und in der Ausdauer bei anhaltenden Märschen gibt es vielleicht in keinem Theile der Erde Soldaten, die den peruanischen gleichkommen. Sowohl während des Befreiungskrieges als auch in späteren Feldzügen haben oft Bataillone mehrere Tage nach einander täglich 14—16 Leguas (10—12 deutsche Meilen) zurückgelegt, sind dann über den Feind hergefallen und haben ihn geschlagen. Die Soldaten müssen aber tapfere Anführer haben; so lange diese ausharren, weichen jene nicht vom Platze und folgen ihnen mit der größten Kaltblütigkeit in die drohendsten Gefahren. Wenn die Officiere bei den Truppen bleiben, so lassen sich diese zusammensäbeln, niederschießen, stürmen gegen Batterien, und wenn sie auch bis auf

den letzten Mann umkommen sollten. Sowie sie aber von ihren Anführern verlassen werden, so werfen sie die Waffen weg und fliehen, jeder wo möglich in der Richtung seiner Heimath. An ein Sammeln der Flüchtlinge ist nicht zu denken. Während der Schlacht dürfen keine retrograden Manöver commandirt werden, sie sind für die Indianer immer ein Zeichen der Flucht. Der Wahlspruch heißt „vorwärts". Ein tapferer Chef, der sich auf muthige und treue Officiere verlassen kann, darf, auch unter den ungünstigsten Verhältnissen, des glücklichen Ausgangs eines Gefechtes versichert sein.

Die Cavallerie hingegen, obgleich größtentheils gut beritten, ist ganz untauglich; in keiner einzigen Schlacht der neuern Zeit hat sie Stich gehalten. Bei ihr tritt gerade der entgegengesetzte Fall ein, als bei der Infanterie. Die Officiere bleiben oft auf ihren Posten, aber die Soldaten laufen immer weg. Man darf sich darüber nicht wundern, denn die Cavallerie besteht aus Negern, die bekanntlich neben ihren übrigen schlechten Eigenschaften auch eine bedeutende Dosis Feigheit haben. Den Besiegten sind sie sehr gefährlich, denn wo sie einen wehrlosen Feind erreichen, quälen sie ihn mit teuflischer Lust. Grausamkeit und Feigheit sind fast unzertrennliche Begleiter. Es gibt einzelne muthige Neger, gewöhnlich sind es solche, denen das Messer an der Kehle sitzt und die, um dem Arme der Gerechtigkeit zu entweichen, mit Verzweiflung ihre Freiheit und ihr Leben vertheidigen.

Bei den Armeen sind fast eben so viele Weiber als Männer. Als Santa Cruz in Lima einzog, bestand sein Heer aus 7000 Mann; ihm folgten über 6000 Weiber. So auffallend und unzweckmäßig dieser Gebrauch Anfangs erscheint, so sehr überzeugt man sich bei genauerem Erwägen

der Verhältnisse von seiner Wichtigkeit. Ein berühmter General sagte: „er wollte in Peru um keinen Preis einen Feldzug unternehmen, wenn bei seinen Truppen nicht eben so viele Weiber als Männer wären." Die Indianerinnen, die eben so nüchtern und ausdauernd, als ihre Männer sind, ziehen während der Campagne dem Heere voran. Sie brechen gewöhnlich eine oder zwei Stunden vor den Soldaten auf und gelangen am bestimmten Ruhepunkte eben so viel früher wieder an; hier suchen sie sogleich Brennmaterial zusammen und kochen den Mundvorrath, den sie mit sich tragen, so daß ihre Männer, Brüder oder Söhne bei ihrer Ankunft eine fertige Mahlzeit vorfinden. In den unwirthlichen, menschenleeren Gebirgsgegenden ist diese Vorsorge von außerordentlichem Werthe, da ohne sie die Truppen fast verhungern müßten. Die Weiber legen dem raschen Vorrücken der Colonnen durchaus kein Hinderniß in den Weg; im Gegentheil sie befördern es, indem sie den Soldaten einen Theil ihrer Arbeiten abnehmen und ihnen mehr Ruhe und hinlängliches Essen verschaffen. Sie sorgen für sich selbst, und weder der Staat noch die Chefs der Truppen haben sich um sie zu bekümmern, diese letzteren sind sogar sehr froh, wenn sich Indianerinnen erbieten, auch für sie zu kochen. Diese Weiber werden mit dem Namen „Rabonas" bezeichnet. Während der Schlachten halten sie sich ziemlich nahe an den Truppen, ohne ihnen jedoch hindernd zu sein; nach dem Gefechte suchen sie die Verwundeten auf und pflegen sie. Ihr Loos ist in der That nicht beneidenswerth, neben den mannichfaltigen Mühseligkeiten und Entbehrungen leiden sie auch noch eine schlechte Behandlung ihrer Männer, die sie aber mit unglaublicher Geduld ertragen. Folgendes ist ein charakteristisches Beispiel ihrer Unterthänigkeit. Ein

bolivianischer Soldat prügelte auf der Plazuela de la Inquisition in Lima seine Frau ganz unbarmherzig; ein in der Nähe stehender Mulatte eilte herbei, um der Hartbedrängten Hülfe zu leisten, sie aber sprang gegen ihren Befreier und zerkratzte ihm das Gesicht mit dem Ausrufe: „Du brauchst Dich in meine Angelegenheiten nicht zu mischen, ich gehöre meinem Manne und er kann mit mir thun, wie ihm beliebt!" Eine solche Unterwürfigkeit übertrifft noch die des Hundes, der die Hand leckt, die ihn schlägt.

Die Art, wie die meisten Officiere die Soldaten behandeln, ist unmenschlich. Das kleinste Vergehen wird mit den härtesten körperlichen Züchtigungen bestraft. Jeder Officier hat das Recht (wenigstens in Kriegszeiten), ohne Kriegsgericht die Strafen, die ihm belieben, zu befehlen. Einige der Chefs sind wegen ihren raffinirten Grausamkeiten berühmt. Viele Soldaten ziehen daher den Tod dem Dienste vor. Während des Feldzuges von Gamarra gegen die Bolivianer im Jahre 1842 sprangen in einem Tage mehrere zwanzig Soldaten von der Hängebrücke von Oroya in den reißenden Fluß hinunter, um sich den Tod zu geben. Mit dem höhnischen Ausrufe: „Adios Capitan!" wandten sie sich gegen den Hauptmann und lagen einen Augenblick später zerschellt an den Felsen, durch die sich der Strom hindurchzwängt.

Ich bin Augenzeuge gewesen, wie auf dem Marsche die Soldaten, die vor Müdigkeit nicht mehr vorwärts konnten, auf der Stelle todtgeschossen wurden. Auf dem Wege von Tarma nach Jauja, der neun Leguas lang ist, ritt ich bei sieben Indianern vorbei, die aus dieser Ursache getödtet wurden. Es ist wahr, daß sich der Commandant jenes Bataillons, ein Officier, dessen Degen noch nicht von Feindesblut, wohl

aber von dem seiner eigenen Soldaten gefärbt war, durch Mordlust auszeichnete; wenn er einen Soldaten sah, der von den Beschwerden des Marsches zusammenbrach, so ritt er zu ihm hin und schrie einem der Nächststehenden zu: „¡pegale un tiro!" (schieß ihn nieder!) welcher Befehl unverzüglich ausgeführt werden mußte.

Wenn die Truppen am Abende Halt machen und einige der Rabonas erfahren, welches Schicksal ihre Männer oder Söhne getroffen hat, dann kehren sie wehklagend zurück, suchen ihre Todten auf und graben ihnen unter lautem Jammergeschrei die letzte Ruhestätte.

Fast eben so schonungslos werden die Kranken behandelt. Sie mögen so gefährlich als immer darnieder liegen, so müssen sie doch dem Zuge folgen; können sie nicht mehr gehen, so werden sie auf Maulthiere gepackt und bei der strengsten Kälte oder in der brennenden Sonne hinter den Truppen hergetrieben. Die meisten Kranken geben unterwegs den Geist auf. Die Leichname werden dann je viere zusammengebunden und quer über ein Lastthier gelegt. Im nächsten Dorfe werden sie dem Alcalden hingeworfen, der sie beerdigen muß.

Der Major einer Uhlanenschwadron bat mich bei meiner Anwesenheit in Tarma, während des Feldzuges von 1842, einige Tage lang die Behandlung seiner Kranken zu übernehmen. Von 120 Mann, die diese Cavallerieabtheilung zählte, lagen in einem finstern, feuchten Loche 68 am Scharlachfieber darnieder und 14 waren sogenannte „Castigados" (Bestrafte). Welch' einen Anblick boten diese letzteren dar! Ihr Rücken war fast von allem Fleische entblöst und mit den scheußlichsten Wunden bedeckt. In Folge einer Meuterei hatte der Major 6 der Soldaten erschießen und 18 der Hauptbetheiligten 100—300 Hiebe

mit breiten Riemen aus Tapirhaut geben lassen, so daß mehrere unter den Streichen starben. Die übrigen mußten sich gleich nach erhaltener Strafe auf die Pferde setzen und der Schwadron folgen. Neun Tage lang waren sie unter den fürchterlichsten Qualen geritten und hatten dabei die Cordilleras passiren müssen. Mehrere weigerten sich hartnäckig, sich verbinden zu lassen und mußten mit Gewalt dazu gezwungen werden. Einer bat mich unter lautem Schluchzen, ich möchte ihm doch nichts geben, was seinen Zustand erleichtern könnte, da er sehnlichst dem Tode entgegensehe. Ehe noch die Kranken auf dem Wege der Genesung waren, commandirte der Chef zum Aufbruche. Die Folge dieser Unmenschlichkeit war leicht vorauszusehen; ehe acht Tage verflossen waren, zählte die Schwadron kaum noch 60 Mann.

Ich will zu diesen schaudererregenden Scenen keine ferneren Beiträge liefern, sie zeugen hinlänglich, welche empörenden Grausamkeiten gegen die Soldaten ausgeübt werden und mögen als Ergänzung zum obenerzählten Bruchstücke der peruanischen Geschichte dienen.

Fünftes Kapitel.

Lima. — Lage. — Größe. — Straßen. — Häuser. — Kirchen. — Klöster. — San Pedro. — Jesuiten. — Frauenklöster. — Beaterios. Hospitäler. — San Andres. — Findelhaus. — Panteon. — Plaza mayor. — Palast. — Pizarro. — Cabildo. — Portales. — Brunnen. — Plazuela de la Inquisition. — Inquisitionsgebäude. — Universität. — Nationalbibliothek. — Museum der Naturgeschichte und Alterthümer. — Akademie der Künste. — Münze. — Theater. — Circus für Hahnenkämpfe. — Ballspiel. — Brücke. — Stadtmauer. — Santa Catalina. — Casernen.

Wenn ich voraussetzen dürfte, daß meine Leser mit der sehr gelungenen Schilderung von Lima, die Stevenson in seiner „Reise durch Südamerika" *) gibt, bekannt wären, so würde ich mich gerne enthalten, hier die Häuser, Kirchen, Plätze und Straßen dieser Hauptstadt zu beschreiben. Da aber der größte Theil der nicht streng wissenschaftlich gehaltenen Reisebeschreibungen zu den ephemeren Schriften gehört, die nur bei

*) A historical and descriptive narrative of twenty year's residence in Southamerica. Containing travels in Arauco, Chile, Peru and Columbia; with an account of the revolution its rise, progress and results; by W. B. Stevenson. London 1825.

ihrem Erscheinen großes Interesse erregen, jenes gehaltvolle Werk aber schon vor 20 Jahren publicirt wurde und jetzt fast ganz in Vergessenheit gerathen ist, so kann ich, ohne Gefahr zu laufen, Allzubekanntes wieder zu geben, eine Skizze der Stadt Lima entwerfen. Ich werde dabei so viel wie möglich nur dasjenige hervorheben, was der Stadt den Reiz der Originalität verleiht, oder was in statistischer oder historischer Beziehung einige Wichtigkeit hat. Lima*) liegt an beiden Ufern des Flusses Rimac und wird durch ihn in zwei ungleiche Theile geschieden. Die eigentliche Stadt, die bei Weitem die größere Abtheilung ausmacht, liegt auf dem südlichen Ufer; die kleinere, die aus der Vorstadt San Lazaro oder dem fünften Quartiere besteht, auf dem nördlichen. Die größte Ausdehnung der Stadt ist von Osten nach Westen, vom Thore von Maravillas bis zum Monserrate, und mißt 4471 Varas**), also zwei Drittel Leguas; und in der größten Breite von der Brücke (Vorstadt San Lazaro ausgeschlossen) bis zum Thore von Guadelupe 2515 Varas oder zwei Fünftel Leguas. Ihr ganzer Umfang beträgt 10 engl. Meilen. Die Fläche, auf der die Stadt gebaut ist, hat eine ziemlich starke Neigung von Osten nach Westen.

Fast alle Straßen durchschneiden sich unter rechten Winkeln, wodurch viereckige Gruppen von Häusern (Manzanas) gebildet werden; jede Seite einer solchen Manzana mißt in der

*) Lima wurde von Don Franzisko Pizarro am 6. Januar 1534 gegründet. Es war der Tag der heiligen drei Könige und Lima erhielt deßhalb das Prädikat „Ciudad de los reyes" (die Stadt der Könige). Die Angaben des Tages und des Jahres der Gründung weichen von einander ab. Ich glaube mit Bestimmtheit, daß die von mir hier angegebene die richtige ist.

**) Eine Vara Castellana gleich 33 engl. Zoll.

Regel 140—145 Varas, ihr Flächeninhalt beträgt also durchschnittlich 148000—160000 □'. Man zählt im Ganzen 211 Manzanas, von denen die an der Peripherie gelegenen kleiner und unregelmäßiger sind. Lima ist in fünf Quartiere, und diese wieder in 10 Distrikte und 46 Stadtviertel (Barrios) abgetheilt. Es zählt ungefähr 3380 Häuser, von denen 10605 Thüren auf die Straßen führen; 56 Kirchen und Klöster, von denen die letzteren allein einen Viertheil der Grundfläche der Stadt einnehmen; 34 öffentliche Plätze vor den Kirchen und 419 Straßen, die in der Regel 34 Fuß breit und 386 Fuß lang sind; die meisten sind sehr schlecht gepflastert, haben aber Trottoirs. Nach dem ursprünglichen Plane wurden sie in der Richtung von S. O. nach N. W. angelegt*), damit die Wände der Häuser am Morgen und Nachmittag Schatten werfen. Von der Plaza mayor nach Santa Clara ist diese Richtung am genauesten beibehalten worden, in den übrigen Quartieren wurde weniger streng darauf geachtet. Auf Mittagsschatten, den die Häuser unter 12 Grad S. B. werfen sollen, darf man begreiflicherweise nicht rechnen.

Der Eindruck, den die Stadt beim ersten Betreten auf den Fremden macht, ist durchaus nicht günstig, denn die Quartiere der Peripherie sind schlecht, die Häuser ärmlich, halb verfallen und schmutzig, die Straßen mit allen Arten Unreinlichkeiten (inmundicias y vasuras) angefüllt; jemehr man sich aber dem Hauptplatze nähert, desto schöner und eigenthümlicher wird der Anblick, so daß man leicht den unfreundlichen Eingang vergißt. Die Häuser haben außer dem Erdgeschosse nur ein Stockwerk,

---

*) Vid. Rodrigo de Valdes Poëma historico hispane-latino de la fundacion de Lima. Madrid 1687, p. 74.

sehr vielen fehlt auch dieses. Alle größeren Wohnungen stimmen in ihrer Bauart mit einander überein. In der Fronte haben sie zwei Thüren. Die eine ist der Haupteingang (Azaguan), neben welchem das Thor des Wagenschoppens (Cochera) ist, in welchem die Caleza steht. Ueber diesem oder neben der Hausthüre ist häufig ein kleines Zimmerchen mit einem durch ein hölzernes Gitterchen (Reja) verschlossenen Fenster, hinter welchem die Schönen sitzen und die Vorübergehenden ungesehen beobachten, es auch gerne leiden, wenn einer zum „Guardar la reja" kömmt. Der Azaguan führt in einen sehr geräumigen Hofraum (Patio), zu dessen Seiten kleine Zimmer angebracht sind. Gerade gegenüber vom Haupteingange liegt die eigentliche Wohnung, die gewöhnlich mit einem kleinen Geländer umgeben ist. Durch die große, fast immer offenstehende Doppelthüre tritt man in einen großen Saal (Sala), dessen einfache Meublen aus einer Hängematte, einem Sopha und einer langen Reihe von Stühlen bestehen. Auf dem Boden sind Strohmatten ausgebreitet. Aus der Sala führt eine Glasthüre in ein zweites, etwas kleineres Zimmer (la Cuadra), das elegant, oft sehr reich, ausgeschmückt und mit wollenen Teppichen belegt ist. Hier werden die Besuche empfangen. Neben der Cuadra sind die Schlafzimmer, Eßsaal, Kinderstuben u. s. w.; sie steht durch eine Thüre mit einem zweiten Hofe (Traspatio) in Verbindung, der oft mit hübschen Frescomalereien geziert ist. Hier befinden sich die Küche, der Stall (Corral) und ein kleines Gärtchen. Der erste Hof steht mit dem zweiten durch einen schmalen Gang (Callejon) in Verbindung, durch welchen die Pferde geführt werden. Wo das Callejon fehlt, wie dies bei vielen, besonders den ärmlichen Häusern, der Fall ist, müssen die Pferde durch die Sala und Cuadra geführt werden. Der

obere Stock hat eine etwas verschiedene Anordnung von dem untern. Ueber dem Azaguan befindet sich die Cuadra, die mit dem Balcon, der die meisten Häuser ziert, in Verbindung steht; vor ihr ist die Sala. Ueber den Hofzimmern des Erdgeschosses sind die übrigen Gemächer gebaut. Ueber dessen Cuadra und Sala sind im obern Stocke keine Zimmer, sondern ein geräumiger, mit Quadersteinen bedeckter Platz (Azotea), der nach dem Hofe zu mit einem Geländer umgeben ist. Diese Azotea dient den Kindern als Spielplatz; sie wird mit Blumentöpfen geschmückt und durch ein ausgespanntes Zelt gegen die Sonne geschützt. Das Hausdach ist flach und besteht aus Rohr, das mit Matten bedeckt und Lehm beworfen oder mit leichten Backsteinen ausgelegt ist. Wie ich es schon bei den Häusern von Callao bemerkt habe, so sind auch in Lima ein Theil der Zimmerfenster auf dem Dache angebracht. Die übrigen Fenster, deren nur sehr wenige sind, befinden sich auf jeder Seite der Thüren und sind durch kunstvoll gearbeitete, oft reich vergoldete Gitter geschlossen.

Die Bauart der Häuser, wie ich sie hier angegeben habe, kann als typisch betrachtet werden; es gibt natürlich manche Abweichung davon. Die Mauern sind bei den großen Gebäuden aus Luftziegeln (Adobes) oder Backsteinen aufgeführt; bei den kleineren bestehen sie aus doppelten Rohrwänden, die mit Lehm beworfen und hernach weiß oder gelb übertüncht werden. Die Façaden sind meistens ganz einfach und schmucklos, einzelne Häuser zeichnen sich aber durch sehr schöne Verzierungen aus; so ziehen das Haus von Torre Tagle bei San Pedro und einige andere gewiß die Aufmerksamkeit eines jeden Fremden auf sich.

Die Thüren und Fenster stehen der Hitze wegen fast immer offen, den Häusern fehlt daher das Wohnliche und Heimische unserer europäischen Wohnungen.

Von den sehr zahlreichen Kirchen und Klöstern verdienen einige einer besondern Erwähnung.

Die Cathedrale nimmt fast die ganze östliche Seite der Plaza mayor ein. Montags den 18. Januar 1534 legte Don Franzisco Pizarro den Grundstein und eigenhändig den ersten Balken zu dieser Kirche, die er „de Nuestra Señora de la Asuncion" nannte. 90 Jahre lang wurde daran gebaut; den 19. October 1625 weihte sie der Erzbischof Don Gonzalo de Ocampo mit solchem Pompe ein, daß er bei der Messe, die um sechs Uhr Morgens begann, die geheiligte Hostie erst um fünf Uhr Abends aufhob.

Das Innere der Kirche ist sehr schön und hat einige ausgezeichnet gut gearbeitete Altare. Der Hochaltar ist prachtvoll mit sieben jonischen Silbersäulen geziert, die 12 Fuß hoch und anderthalb Fuß dick sind; eine schwervergoldete silberne Krone wölbt sich über ihn. Die Monstranz ist sieben und einen halben Fuß hoch, äußerst zierlich aus Gold gearbeitet und mit unzähligen Diamanten und Smaragden geschmückt. Zu den Seiten des Altares stehen mächtige, massivsilberne Candelaber, von denen jeder vier und eine halbe Aroba (112½ Pfd.) wiegt. An hohen Festtagen übertrifft der Glanz und der Reichthum, die hier zur Schau gestellt werden, vielleicht an Pracht die ersten römischen Kirchen. Die Ornate und Meßgewänder entsprechen den Ausschmückungen des Altars; sie sind auf das Reichste mit Gold und Edelsteinen gestickt. Die geweihten Gefäße sind ebenfalls von außerordentlichem Werthe. Den Dienst in der Cathedrale versehen die Domherren (Canonigos).

Unter den Pfarrkirchen zeichnet sich San Lazaro durch ein geschmackvolles Aeußere und eine einfache, aber würdige innere Ausschmückung aus. Vor die Thüre dieses Tempels werden die unbekannten Leichname, die man auf der Straße findet, gelegt und während 24 Stunden dagelassen.

Das Kloster von San Franzisco ist das größte und imposanteste von allen; es ist ein ungeheures Gebäude, das in der Nähe der Plaza mayor zwischen dieser und dem Rimac liegt. In diesem Kloster wird täglich von Morgens um 5 Uhr bis Mittags um 12 Uhr jede halbe Stunde eine Messe gelesen. Während des Erdbebens von 1630 soll das Madonnenbild, welches über der Kirchenthüre der zum Kloster gehörigen „Capilla de los milagros" stand, sich gegen den Hochaltar gewendet, mit gefaltenen Händen Gnade für die Stadt erfleht und sie dadurch vom vollkommenen Ruin errettet haben. Der Mönch, der mich im Kloster herumführte und mir diese Wundergeschichte erzählte, meinte: es sei doch sonderbar, daß die Madonna im Jahr 1746 das nämliche Manöver nicht wiederholt habe.

Die Sculpturarbeiten der Decken in den Corridoren sind ausnehmend kunstreich, wenn auch nicht gerade schön. Die Zellen sind einfach, aber sehr wohnlich. Die großen, anmuthigen Gärten im Innern der Klosterräume bilden einen freundlichen Gegensatz zu dem düstern Gemäuer.

Dem Franciscanerorden gehört auch das Kloster „los Descalzos", welches in der Vorstadt San Lazaro am Ende einer schönen, breiten Allee von sechs Reihen von Bäumen liegt. Es ist nicht groß, aber sehr anmuthig am Fuße eines sterilen Hügels gelegen, von geräumigen, aber leider sehr vernachläßigten Gärten umgeben. Hier stehen drei Palmen, die einzigen in der

nähern Umgebung von Lima. Die Lage ist nicht gesund, die Ordensbrüder leiden sehr häufig an hartnäckigen Wechselfiebern. Die Mönche sind Baarfüßler und leben nur von Almosen. Alle Morgen werden zwei Laien mit Eseln nach der Stadt geschickt, wo sie auf dem Marktplatze fast von jeder Verkäuferin ein kleines Almosen von Fisch, Gemüse oder Fleisch erhalten, so daß sie gegen 10 Uhr Vormittags immer reich beladen nach dem Kloster zurückkehren.

Ferner die „Recoleta de San Diego", in die sich während der Fastenzeit, besonders in der Charwoche, viele Männer zurückziehen, um unter Beten, Casteien und Nachdenken, ferne vom Geräusche der Welt und den Zerstreuungen der Gesellschaft, sich zur Beichte und dem Genusse des heil. Abendmahles vorzubereiten.

Santo Domingo zeichnet sich durch seinen Reichthum aus. Das Kloster hat eine jährliche Einnahme von 70000—75000 Piaster, meistens Grundzinse von Häusern in der Stadt. Der Kirchthurm dieses Klosters ist der höchste in ganz Lima; er mißt 188 Fuß und wird auf drei Leguas Entfernung deutlich gesehen; er ist aus Holz gebaut, sein oberes Drittel stark geneigt und wird wahrscheinlich einem so heftigen Erdstoße, wie der von 1746 nicht mehr widerstehen. Das Innere der Kirche ist mit großem Luxus ausgeschmückt. Der Reichthum der Verzierungen des Hochaltars steht dem der Cathedrale wenig nach.

Das Kloster San Pedro hat früher ohne Zweifel den ersten Rang eingenommen. Es gehörte den Jesuiten und war ihr „Collegio maximo"; es besaß unermeßliche Reichthümer, denn die reichsten Plantagen und die schönsten Häuser gehörten diesem Orden. Vom Könige von Spanien war, auf die berühmte Bulle vom 21. Juni 1773 „Dominus ac redemptor

noster" gestützt, der Befehl an alle Vireyen von Südamerika ergangen, die Jesuiten in einer Nacht aufzuheben, sie nach Spanien einzuschiffen und ihre Reichthümer zu confisciren; dabei wurde die größte Verschwiegenheit beobachtet und es ist faktisch, daß in Peru außer dem Vicekönige und gerade den am meisten Betheiligten niemand weiter etwas von diesem Vorhaben wußte. Das nämliche Schiff, welches dem Virey den eigenhändigen Befehl des Königs überbrachte, hatte von dem General des Ordens in Madrid, dem der ganze Plan Sr. Majestät bekannt war, für den Generalvicar in Lima die nöthigen Instruktionen an Bord. Unter dem Siegel der größten Verschwiegenheit wurden die nöthigen Vorbereitungen getroffen; auf 10 Uhr Nachts ließ der Vicekönig seine Räthe einberufen und eröffnete ihnen den königlichen Befehl. Keiner durfte das Zimmer verlassen, bis der Schlag ausgeführt war. Um 12 Uhr wurden vertraute Officiere mit der nöthigen Mannschaft abgesandt, um alle Jesuiten, deren genaues Namensverzeichniß vor dem Virey auf dem Tische lag, auf einmal zu verhaften. Man glaubte sie im tiefen Schlafe zu überraschen. Die Patrouillen klopften in San Pedro an, wo ihnen augenblicklich geöffnet wurde. Der commandirende Officier verlangte zu dem Generalvicar gebracht zu werden und der Thürsteher begleitete ihn in den großen Versammlungssaal, wo er alle Ordensmitglieder, seiner harrend, reisefertig versammelt fand. Jeder hatte ein Felleisen oder ein Köfferchen mit den nöthigen Effekten für eine lange Seereise zusammengepackt. Die nämlichen Vorbereitungen waren auch in den übrigen den Jesuiten angehörenden Klöstern getroffen. Der Aerger und die Ueberraschung des Vicekönigs bei dieser Nachricht läßt sich leichter

vermuthen als beschreiben. Unverzüglich ließ er die ganze Brüderschaft unter starker Bedeckung nach Callao bringen und einschiffen. In den folgenden Tagen wurden Inventarien aufgenommen und das baare Geld zusammen gesucht. Aber wie groß war das Erstaunen, als statt der Millionen, von denen man mit Gewißheit wußte, daß sie im Besitze des Ordens waren, nur wenige Tausend Piaster gefunden wurden! Alle Schlüssel, also auch die der Casse, lagen wohl geordnet, jeder mit einer genauen Etiquette versehen, im Zimmer des Generals. Eine treffliche Vorsicht! Die Jesuiten hätten sich nicht empfindlicher an dem Verrathe, der gegen den Orden ausgeübt wurde, rächen können.

Man vermuthet, daß sie das Geld theils im Kloster San Pedro, theils auf den Plantagen vergraben hatten. Ein alter Neger, der zu jener Zeit im Dienste des Klosters war, erzählte, daß er mit einem seiner Kameraden während mehrerer Nächte schwere Geldsäcke in die Gewölbe des Klosters schleppen mußte. Den Trägern wurden die Augen verbunden, zwei Ordensbrüder führten sie und halfen ihnen die Säcke auf- und abladen. Der Neger bemerkte noch, er wisse mit Bestimmtheit, daß das Geld in der Nähe eines unterirdischen Brunnens eingescharrt wurde. Es sind bis jetzt nur sehr oberflächliche Nachsuchungen angestellt worden; es steht aber zu erwarten, daß bei umsichtiger und anhaltender Leitung derselben diese Schätze noch zu Tage gefördert werden.

Das Kloster „Nuestra Señora de los desamparados", in der Nähe der Brücke, und der „Cercado" gehörten früher ebenfalls diesem Orden.

Gegenwärtig sind etwa ein Dutzend Weltgeistliche in San Pedro, dem „Oratorio de San Felipe Neri", welche

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

aus den Renten, die die wenigen nicht confiscirten oder später nicht verkauften Plantagen abwerfen, leben und den Kirchendienst versehen. Die innere Ausstattung des Tempels ist schön; in keinem andern wird die Mitternachtsmesse von Weihnachten mit solcher feierlichen Pracht gehalten, wie in diesem. Das Aeußere von Kirche und Kloster ist rothbraun angemalt und macht einen unangenehmen Eindruck.

Die Klöster „Nuestra Señora de la Merced" und „San Agustin" stehen hinter dem vorhergehenden zurück. Ersteres ist groß, aber nicht sonderlich dotirt; letzteres ist reich, aber nicht schön; ihm gehörte die früher sehr ausgezeichnete, jetzt aber unterdrückte Lehranstalt „San Ildefonso".

Außer den angeführten Klöstern gibt es noch einige kleinere für Männer und 16 für Frauen. Das größte von diesen ist das „Monasterio de la Concepcion"; es ist sehr reich und hat über 100,000 Piaster jährlicher Einkünfte; es zeichnet sich aber auch am meisten durch den nicht gerade sehr religiösen Lebenswandel seiner Bewohnerinnen aus. „Santa Clara" und die „Encarnacion" sind ebenfalls groß und gut dotirt. Die strengsten Ordensregeln werden von den „Capuchinas de Jesus Maria", den „Nazarenas" und den „Trinitarias descalzas" beobachtet. Für streng religiöse Frauen, die, ohne den Schleier zu nehmen, ein klösterliches Leben führen wollen, die sogenannten „Beatas" (Kopfhängerinnen), sind drei Gebäude (Beaterios) bestimmt, die sie zu beliebiger Zeit beziehen und verlassen können; nämlich das „Beaterio de Patrocinio", das „Beaterio de Santa Rosa de Viterbo" und das „Beaterio de Copacabana", das früher nur für Indianerinnen be-

stimmt war. Im „Refugio de San Jose“ werden Frauen, die sich einer schlechten Behandlung ihrer Männer entziehen wollen, aufgenommen; auch können Ehemänner, die ihren zu liebenswürdigen Gattinnen Zeit zum Nachdenken verschaffen wollen, mit erzbischöflicher Erlaubniß dieselben dorthin bringen. Die „Recojidas“ sind für arme Frauen bestimmt.

Lima besitzt mehrere Hospitäler, die aber an Zweckmäßigkeit der innern Einrichtung, an Sorgfalt der Pflege und ganz besonders an einer vernünftigen ärztlichen Leitung sehr viel zu wünschen übrig lassen. Das größte ist „San Andres“. Es wurde vom Licenciaten Francisco de Molina, der sich vorzüglich damit beschäftigte, arme kranke Spanier zu pflegen, im Jahr 1552 gestiftet; drei Jahre später stellte es der Vicekönig Don Andres Hurtado de Mendoza, erster Marques de Cañete, unter Aufsicht des Staates; bis 1826 war es nur für kranke Spanier bestimmt. Es enthält fünf große und vier kleinere Säle mit 387 Betten und einer besondern Abtheilung für Unheilbare. Die jährlichen Ausgaben belaufen sich auf 45 — 50,000 Piaster. In diesem Hospitale werden auch die Wahnsinnigen, deren es immer eine bedeutende Anzahl gibt, aufbewahrt. Am 30. November, dem Tage des heiligen Andres, ist dem Publikum der Zutritt zu denselben gestattet. Dann strömen die Bewohner von Lima nach dem Hospitale hin, um sich am Anblicke der Irren zu belustigen. Es ist empörend zu sehen, wie diese Unglücklichen der Schaulust des Publikums und seinen Neckereien preis gegeben werden. Das Einsammeln von Almosen bei den zahlreichen Besuchenden ist eigentlich der Zweck dieses Gebrauches, der immerhin verwerflich ist.

Das Hospital „Santa Ana" wurde 1549 vom ersten Erzbischofe von Lima, Don Fray Jeromino de Loyza, für Indianer beiderlei Geschlechts gegründet. Dieser ehrwürdige Priester pflegte selbst mit der größten Aufopferung die Kranken und unterzog sich mit der ächten christlichen Liebe den geringsten Diensten eines Krankenwärters. Er starb 1575 im Hospitale, dem er eine jährliche Rente von 16,000 Piastern hinterließ. Das Gebäude zählt fünf große Säle mit 336 Betten. Seit der Unabhängigkeit werden keine Indianer mehr aufgenommen. Das Haus wurde abwechselnd mit „San Andres" und „San Bartholome" als Militärlazareth gebraucht. Seit dem 29. Juni 1841 ist es nun für Frauen aller Klassen bestimmt, da das frühere Weiberhospital „la Caridad" wegen zu großer Feuchtigkeit verlassen werden mußte.

Das Hospital „San Bartolome" wurde 1661 für kranke Neger gestiftet, ist aber in neuerer Zeit geschlossen worden. Es enthält 11 Säle mit 217 Betten.

Das Hospicium für Unheilbare beiderlei Geschlechts wurde unter dem Namen „Santo Toribio" im Jahr 1669 von Don Domingo Cueto gegründet. 1702 wurde es den „Padres Belemitas" übergeben und 1822 wurde das für Aussätzige bestimmte Hospital „San Lazaro" (von Anton Sanchez im Jahr 1563 gestiftet) damit vereinigt. Hautkranke und überhaupt contagiöse Kranke werden in demselben aufgenommen.

Im Kloster „San Pedro" ist ein kleines Hospital für arme kranke Geistliche, wo sie sorgfältig gepflegt werden; auch ist dort eine Apotheke, aus der zur Zeit, als die Je-

suiten noch im Besitze des Klosters waren, den Armen die Arzneien unentgeldlich verabreicht wurden.

Lima besitzt auch ein Findelhaus, zu dessen Stiftung Luis Ojeda, der sich aus Bescheidenheit »Luis el pecador« (Ludwig der Sünder) nannte, sein ganzes Vermögen hingab. Die Gründung fand drei Jahre später statt und dem Hause wurde der Titel „Colejio de Santa Cruz de las niños expositas en la caza de Nuestra Señora de Atocha" beigelegt *).

Ein Haus für „reuige Sünderinnen" wurde vom Vicekönig Graf von Lemos im Jahr 1670 aus einem Legate gestiftet, welches zu diesem Zwecke Don Francisco Arcain schon 1572 bestimmt hatte. Das Institut ist nicht sehr besucht!

In früheren Zeiten wurden die Todten immer in den Kirchen beigesetzt; da aber bei dem heißen Clima und den wenig tiefen Gräbern diese Einrichtung höchst nachtheilig war und sich in einzelnen Kirchen zuweilen ein so unerträglicher Geruch entwickelte, daß die Gläubigen sich genöthigt sahen, den Gottesdienst zu verlassen, so beschloß der Vicekönig Don Jose Fernando Abascal, Marques de la Concordia, außerhalb der Stadt einen allgemeinen Kirchhof (Cementerio jeneral oder Panteon) zu bauen. Den 23. April 1807 wurde der Grund dazu gelegt und am 1. Juni 1808 fand die Einweihung statt. Der Panteon liegt östlich von der Stadt, an der Hauptstraße, welche nach der Sierra von Tarma

*) Andern Angaben zufolge war der Gründer dieses Institutes der Apotheker Mateo Pastor de Velasca, aus Portollano, in Spanien, gebürtig. Die fünfte Clausel seines Testamentes vom 16. Juni 1654 bestimmte die Gründung dieses Hauses, die 4 Jahre später unter dem Vicekönig Grafen von Alba soll stattgefunden haben.

führt, ungefähr 600 Varas vom südlichen Ufer des Rimac. Er besteht aus zwei schönen Gärten, die von einer hohen Mauer eingeschlossen sind, längs deren mehr als tausend Nischen, in 16 Departemente abgetheilt, angebracht sind. Diese Nischen können von denen, die sie nöthig haben, gekauft werden. Außerdem sind noch eine Menge Familien- und Klosternischen. Während fünf Jahren können Todte beigesetzt werden, ehe der Panteon voll ist. Die Armen werden in lange, ziemlich tiefe Graben gelegt. Den Dienst der Todtengräber versehen einige dazu bestimmte Verbrecher. Mangelt es an Platz, so werden die zuerst benützten Nischen geleert und die Knochen in ein einfaches aber würdiges Beinhaus gebracht. Am Eingange des Panteon steht eine sehr schöne Kapelle, in der die Exequias gehalten werden. Alleen zieren den Kirchhof, der durch ein großes eisernes Gitter geschlossen ist. Nur am Morgen werden Leichen beigesetzt. Langt ein Todtenwagen zu spät an, so bleibt der Leichnam bis zum folgenden Morgen unbeerdigt. Nur die Reichen werden in Särgen beigesetzt; die Armen blos in der Todtenkutte, die nach dem Muster der Kutten der Franciscaner-Baarfüßer gemacht ist. Ein alter Neger, den man auf der Straße für todt aufgenommen hatte, wurde nach dem Panteon gefahren. Da es schon etwas spät war, als er dort anlangte, wurde er von den Todtengräbern auf die Seite geworfen, um am folgenden Tage „eingereiht“ zu werden. Während der Nacht erwachte der Neger aus seinem, durch einen Rausch hervorgebrachten, bewußtlosen Zustande und erwartete ganz geduldig die Todtengräber, nicht damit sie ihn einreihen, sondern hinauslassen. Die Angst, die er davontrug, mag nicht bedeutend gewesen sein, denn man fand ihn

am nämlichen Abend schon wieder betrunken auf der Straße liegen.

Die Unkosten dieses sehr schönen Kirchhofes beliefen sich auf 29,366 Piaster.

Nachdem ich die vorzüglichsten Gebäude für religiösen Cultus und wohlthätige Zwecke in Kürze beschrieben habe, will ich noch die interessantesten der übrigen öffentlichen Gebäude und Plätze anführen.

Der große Platz „Plaza mayor", obgleich nicht im Centrum der Stadt gelegen, ist doch der Mittelpunkt des Lebens und Handels von Lima. Er ist 426 Fuß vom Rimac entfernt und bildet ein regelmäßiges Viereck, von dem jede Seite 510 Fuß lang ist. Von jeder der vier Ecken gehen zwei schöne gerade Straßen unter rechtem Winkel ab. Der Boden ist mit feinem Sand bedeckt. Die Cathedrale und der Palast des Erzbischofs nehmen die östliche Seite ein. Der letztere ist am Sagrario angebaut und hat eine schöne Façade. Die Hauptzimmer führen auf einen hübschen Balcon, mit Aussicht nach der Plaza.

Auf der Nordseite steht der Palast der Regierung, früher der so mächtigen Vicekönige. Von Außen hat er ein sehr ärmliches Aussehen. Die Façade nach der Plaza wird durch eine lange Reihe kleiner ärmlicher Buden (la rivera), in denen Materialwaaren *) verkauft werden, entstellt. Ueber diesen ist ein schmaler, häßlicher Balkon. Ein großes Doppelthor führt von dieser Seite in den Haupthof. Die West-

*) Hier wird auch eines der gefährlichsten Gifte Jedem, der es verlangt, für eine Kleinigkeit verkauft. Es sind die sogenannten pepitas de Cabalonga (Strichnos Ignatia L.). Man gebraucht sie in Lima gewöhnlich zum Vergiften der Hunde.

seite ist eben so wenig anziehend. Die Fenster sind schmal und niedrig. Auch hier befinden sich eine Menge kleiner Buden, in denen Sattlerwaaren und altes Eisen verkauft werden; die Straße heißt auch die des „alten Eisens" (Fierro viejo). Der Haupteingang in den Palast befindet sich auf dieser Seite; einige Stufen führen zu ihm hinauf. Die Südseite ist ohne Eingang und hat das Ansehen von einem Kerker; auf der Ostseite ist ein Thor, das in einen kleinen Hofraum führt, in welchem das Polizeibüreau und Gefängnisse sind. Einige lange Flaggenstöcke auf dem nackten Dache tragen nicht gerade zur Verschönerung des Palastes bei. Das Innere des Gebäudes entspricht dem Aeußern, besonders in der gegenwärtigen Zeit; es ist geschmacklos und ärmlich. Der größte Saal ist der sogenannte „Sala de los Vireyes", zu dem vier breite Treppen führen. Jetzt ist er fast schmucklos und wird zu Regierungsbällen benutzt. Zur Zeit der spanischen Herrschaft war er mit den Bildnissen der Vicekönige in Lebensgröße geziert und diente bei feierlichen Gelegenheiten als Empfangszimmer. Die Porträte von Pizarro bis Pezuela, vierundvierzig an der Zahl, füllten den Saal vollkommen aus, als das Heer der Patrioten in Lima einrückte und der letzte, durch eine Militärrevolution ernannte Vicekönig, Don Jose de la Serna *), fand in der Reihe seiner Vorgänger keinen Platz mehr. Die übrigen Gemächer sind klein und nicht elegant. Die Architectur des ganzen Gebäu-

*) Durch einen eben so merkwürdigen Zufall wurde La Serna vom Könige Ferdinand in Madrid am 9. December 1824 zum Grafen der Anden (Conde de los Andes) ernannt, gerade an dem Tage, als er in der Schlacht bei Ayacucho besiegt und dadurch der spanischen Herrschaft in Südamerika der Todesstoß gegeben wurde.

des bietet nicht das geringste Interesse dar. In den Höfen sind die Zimmer für die Ministerien.

Ich habe nie genau in Erfahrung bringen können, wann der jetzige Palast erbaut wurde; nur so viel ist gewiß, daß es zu Anfang des 17. Jahrhunderts war. Durch das große Erdbeben von 1687 wurde er fast ganz zertrümmert und später in gleicher Größe, aber mit weniger Pracht, wieder aufgeführt. Der Palast, den Don Francisco Pizarro baute und bewohnte, stand nicht auf der nämlichen Stelle, wie der jetzige, sondern auf der südlichen Seite der Plaza, da, wo jetzt ein enges, schmutziges Gäßchen (Callejon de petateros) den Platz mit der Silberarbeiterstraße (Calle de plateros) verbindet. Dort war es, wo Juan de Herada, der Freund und Anhänger von Don Diego de Almagra, am 26. Juni 1546 seinen Mordanschlag gegen Pizarro, als er eben mit einigen seiner Freunde bei Tisch saß, ausführte. Mit dem Ausrufe: „Tod dem Tyrannen, der den vom Könige gesandten Richter tödten ließ!" stürzten die Verschworenen nach der Wohnung des Statthalters, der zwar gewarnt, aber unvorbereitet, kaum Zeit hatte, die nöthigen Waffen zu seiner Vertheidigung zu ergreifen. Sein Hauptmann (Don Francisco de Chavez) wurde vor der Thüre durchbohrt; die meisten seiner Freunde und Diener entflohen durch die Fenster, darunter auch sein Beisitzer, Juan de Velasquez, der am Abend vorher noch geäußert hatte, Niemand werde es wagen, eine Empörung zu unternehmen, so lange er noch seinen Commandostab in Händen habe. Sein Ausspruch erfüllte sich theilweise, denn als er durch das Fenster hinausstieg, hielt er seinen Stab zwischen den Zähnen, um sich der Hände besser bedienen zu können. Nur Martin Pizarro, zwei Edel-

leute und zwei Pagen hielten treu mit dem Statthalter aus, der sich lange mit Löwenmuth gegen die andringenden Verschworenen vertheidigte. „Muth, Bruder! Tod den Verräthern!“ schrie er seinem Bruder Martin zu, der einen Augenblick später todt zu seinen Füßen sank. Die Feinde fanden endlich Mittel, in das Zimmer hineinzudringen und stürzten mit Wuth auf Pizarro; vom langen und heftigen Kampfe erschöpft, konnte er sein so oft siegendes Schwert kaum noch führen. Einer der Verschworenen durchbohrte ihm die Gurgel und mit einem lauten Schrei brach er zusammen. Sterbend verlangte er mit gebrochener Stimme die Beichte, machte dann, schon sprachlos, mit der Hand das Zeichen des Kreuzes auf den Boden, küßte es zu wiederholten Malen und gab dann den Geist auf *). So endete einer der größten Helden seines Jahrhunderts; ein Mann, auf dem manche schwere Schuld, aber auch viele ungerechten Anklagen lasten. Er handelte im Geiste seiner Zeit und durch die, wahrlich oft grausenvoll verwickelten Verhältnisse geleitet. Gewiß ist es, „er war besser als sein Ruf“.

Don Francisco de Pizarro, Marquez de los Atalibos, wurde in Truxillo, in Spanien, im Jahre 1473 geboren. Er war der natürliche Sohn eines Edelmannes. Seine Erziehung wurde völlig vernachläßigt; in der Jugend hütete er Schweine. Im 64. Jahre seines Lebens, noch in der ungeschwächten Kraft des Mannes, fiel er als Beherrscher des reichsten Landes der neuen Welt.

Die westliche Seite der Plaza mayor wird von dem Rathhause »Cabildo« (früher Casa consistorial), welchem

---

*) *Agustin de Zarate* historia del descubrimiento y conquista de la provinzia del Peru.

das Stadtgefängniß angebaut ist, und einer Reihe wenig schöner Häuser eingenommen. Die Südseite wird ebenfalls von Privathäusern gebildet, aus denen lange, dicht vergitterte, häßliche Balkone nach dem Platze führen. Unter den Häusern dieser beiden Seiten verlaufen Säulengänge, in denen zahlreiche Kaufbuden sind. In der westlichen Säulenhalle (Portal de los escribanos) haben die meisten öffentlichen Schreiber ihre Quartiere aufgeschlagen; in der südlichen (Portal de los botoneros) spinnen Possamentirer zwischen den Säulen Knöpfe und Fransen (flecos).

In der Mitte der Plaza steht ein sehr schöner bronzener Brunnen mit drei Bassins; aus dem mittleren erhebt sich eine Säule, auf deren Spitze eine Fama einen Theil des Wassers hinaustrompetet; das übrige stürzt aus den Rachen von vier Löwen.

Neben dem Hauptbrunnen sind mehrere kleinere angebracht, aus denen das Wasser geschöpft wird. Die mittlere Säule ist 18 Fuß hoch. Dieser schöne Brunnen wurde auf Befehl des Vicekönigs Grafen von Salvatierra im Jahr 1650 vom geschickten Künstler Antonio de Rivas gegossen; 1653 war er vollendet und dem Gebrauche des Publikums eröffnet. Das Wasser ist klar, aber nicht ohne Beigeschmack, weßhalb es auch von den Limeños nicht sehr geschätzt ist.

Der zweitgrößte öffentliche Platz in Lima ist der Inquisitionsplatz, »Plazuela de la inquisicion«, seit dem Befreiungskriege der „Unabhängigkeitsplatz" (Plazuela de la independencia) genannt. Den Eingebornen ist der alte Name viel geläufiger und den meisten der neue ganz unbekannt. Der Platz ist trapezförmig nach Osten erweitert; er gereicht der Stadt durchaus nicht zur Zierde, denn er ist fast immer mit allen

möglichen Unreinlichkeiten bedeckt. Da der Markt hier abgehalten wird, so ist er während des Vormittags sehr belebt. Zwei Gebäude zeichnen sich auf dieser Plazuela aus, nämlich das Inquisitionsgebäude mit der Kapelle San Pedro martyr und die Universität. Gegenwärtig ist nur noch wenig von der frühern Einrichtung des Sitzes des furchtbaren „Tribunals der Drei" zu sehen, da nach der Aufhebung der Inquisition durch die Cortes von dem wüthenden Pöbel die Zimmer, Meubles ꝛc. fast gänzlich zerstört wurden. Lima war der Sitz des Religionsgerichts für die ganze Westküste von Südamerika; es stand an Strenge wenig hinter dem von Madrid zurück. Jährlich wurden ihm eine große Menge Verdächtiger oder Schuldiger von Chiloë bis nach Columbien überliefert und die meisten zu den fürchterlichsten Strafen verurtheilt. Mehrmals wurden in Lima größere Autos de Fe abgehalten; die Zahl der zu andern Todesstrafen, besonders zum Strange, Verurtheilten und Gemarterten war sehr groß. Die Listen derselben sind nur theilweise bekannt geworden, geben aber doch höchst traurige Resultate. — Ein Spanier, dessen Gliedmaßen auf eine unglaubliche Weise verdreht und gekrümmt waren, gab mir auf meine Fragen nach der Ursache dieser merkwürdigen Verrenkungen zur Antwort: er sei in eine Maschine gerathen, die ihn so zerquetscht habe. Wenige Tage vor seinem Tode eröffnete er mir, daß er in seinem 24. Jahre vor dem Tribunale der „heiligen Inquisition" gestanden habe und durch die fürchterlichsten Marterinstrumente zum Geständniß einer Schuld gezwungen worden sei, deren er sich nicht bewußt war. Bei der Erinnerung an die scheußlich verdrehten Glieder schaudere ich jetzt noch vor den Qualen, die jener Unglückliche ausgestanden hat.

Eine Anekdote vom Vicekönig Castel-Fuerte wurde mir in Lima mehrmals erzählt und ich will sie hier einschalten. Der Virey hatte sich im Beisein seines Beichtvaters einige Aeußerungen über Religion erlaubt, die dem guten Mönche nicht sehr christlich-katholisch erschienen und die er pflichtgemäß der Inquisition hinterbrachte. Im Vertrauen auf ihre Allmacht benutzte diese freudig eine Gelegenheit, um ihre Macht der obersten Behörde, dem Stellvertreter des Königs gegenüber, zu zeigen und berechnete wohl, wie furchtbar ihr Einfluß werde, wenn sie dem Vicekönige eine Strafe auferlegen konnte. Castel-Fuerte war aber kein Philipp. Er erschien zur bestimmten Stunde an der Spitze seiner Leibgarde und einer Compagnie Infanterie, von zwei Kanonen begleitet, die vor dem Hause aufgefahren wurden. Der Virey ließ sich in den verhängnißvollen Saal geleiten, trat ohne Ceremonie die drei Stufen zum Tische hinauf, zog seine Uhr und sagte, indem er sie ablegte: „Meine Herren, ich bin bereit unser Geschäft zu beginnen, in einer Stunde muß es beendigt sein; bin ich bis dahin nicht zurück, so schießt mein Officier das Haus in den Grund.“ Betroffen über diese Kühnheit, beriethen sich die Inquisitoren wenige Augenblicke und becomplimentirten dann mit der größten Höflichkeit den entschlossenen Castel-Fuerte zur Thüre hinaus.

Jetzt wird das Inquisitionsgebäude zu Vorrathskammern und Gefängnissen benützt; auch befindet sich das Bergamt (Direction de minerias) darin.

Die Universität, die erste und früher auch die bedeutendste in ganz Südamerika, wurde auf Anregung des Dominicanermönchs Maestro Fray Tomas de San Martin von Kaiser Carl V. durch ein Decret vom 12. Mai 1551 im

Kloster Santo Domingo gegründet; das Decret langte aber erst zwei Jahre später in Lima an. Eine päbstliche Bulle von Pius V. bestätigte diese Stiftung den 25. Juli 1571 und gestattete der Anstalt die nämlichen Privilegien, die Salamanca, in Spanien, genoß. Drei Jahre später wurde sie aus Santo Domingo in ein Gebäude versetzt, wo jetzt San Marcel *) ist, und 1576 an die Stelle, wo sie sich gegenwärtig befindet. Sie erhielt den Titel: »Real y pontificia universidad de San Marcos«. Im Jahr 1572 wurde in der Person des Doctor der Medicin, Gaspar Menendez, der erste weltliche Rector erwählt.

Das Gebäude steht auf der östlichen Seite des Unabhängigkeitsplatzes, neben dem Hospital der „Caridad". Seine Façade ist nicht hübsch, zeichnet sich aber durch einen Styl aus, der sonst jener Epoche nicht eigen war. Durch ein hohes Thor gelangt man in einen schönen viereckigen Hof, der mit Säulen-Corridoren umgeben ist. An den Wänden dieser Hallen sind die verschiedenen Zweige der Wissenschaften in Frescomalereien allegorisch dargestellt. Unter jedem Symbole stehen einige Verse aus alten Classikern. Die Hörsäle sind rings herum in den Hofgemächern; in der dem Eingange schief gegenüber liegenden Ecke nach links ist die große Doppelthüre der Aula. Dieser Saal ist sehr geräumig und schön und hat ein feierliches Ansehen. In der Mitte der Wand zur rechten Hand ist der Sitz des Rectors in einer Art von Nische, über die sich ein Baldachin wölbt. Zu beiden Seiten derselben sind die geschlossenen Sitze der Pro-

---

*) Calancha, Cronica moralizada del Orden de San Agustin en el Peru. fol. 1638. lib. I. cap. 21 et 38.

fessoren; unter diesen, etwa vier Fuß erhabenen Plätzen sind noch einige Reihen von Bänken für Facultätsmitglieder. Dem Rectorstuhl gegenüber, an der Wand links, ist der hohe Catheder, den der Präsident bei der Ertheilung der academischen Grade einnimmt. Unter demselben ist eine Tribüne mit einem rothbedeckten Tischchen und einem rothsammtnen Lehnstuhle, auf den sich der Candidat setzt. Zu beiden Seiten von diesen Cathedern sind ebenfalls mehrere Terrassen von Bänken für Universitätsmitglieder und Zuhörer. Ueber dem Eingange ist eine Tribüne für das Publikum, die gewöhnlich von Frauen besetzt ist. An den Wänden hängen Bilder von berühmten Gelehrten; die Decke ist sehr schön geschnitzt. Da der Saal nur von einer Seite und zwar durch schmale Fenster beleuchtet wird, so ist er etwas schwer und düster. Die Auditorien sind meistens schön und zweckmäßig eingerichtet.

Die Nationalbibliothek ist neben dem Kloster San Pedro, in dem Gebäude, in welchem früher das vom Vicekönig Fürsten von Equilache im Jahr 1616 gegründete Collegium der Caziquen war, das 1822 mit dem Collegium von San Carlos vereinigt wurde. Ein Decret vom 28. August 1821 bestimmte die Errichtung einer Nationalbibliothek, die den 17. September 1822 in der bezeichneten Localität feierlich eingeweiht wurde.

Die Bücher der Universität San Marcos bildeten den Kern der Nationalbibliothek; ihnen wurden viele aus den Klosterbibliotheken, die sequestrirten Werke und mehrere Büchersammlungen von Privaten beigefügt. Die beträchtlichsten waren die des Generals San Martin und die aus 7772 Bänden bestehende Bibliothek, welche der Doctor Don Mi-

guel de la Fuente y Pacheco nebst einem Legate von tausend Thalern schenkte. Am 5. November 1841 enthielt die Nationalbibliothek von Peru 26,344 gedruckte Bände, 432 Manuscripte und eine kleine Sammlung von Karten und Kupferstichen. Sie ist besonders reich an alten Werken religiösen und historischen Inhaltes. Die Literatur der Geschichte der Eroberung und der ersten Zeit der spanischen Regierung ist vollständig. Von neuen Werken sind nur wenige vorhanden. Diese Anstalt genießt nur eine sehr geringe pecuniäre Unterstützung. Die Regierung hat ihr den Einfuhrzoll auf die europäischen Bücher zugetheilt, welche 3 Procent Douanenrechte bezahlen, was sich im Jahr durchschnittlich auf 400 Piaster beläuft. Außerdem bezahlt sie den Bibliothekaren im Ganzen 2794 Piaster jährlichen Gehaltes. Bei den unglücklichen politischen Verhältnissen müssen aber die Angestellten, so wie die meisten übrigen Staatsbeamten, oft 12—14 Monate warten, ehe sie ihre Besoldung bekommen, und sich dann noch sehr häufig mit einem Abzuge von 30—40 Procent begnügen. Dem Publikum steht die Bibliothek täglich (Sonn- und Festtage ausgenommen) von Morgens 8 bis 1 Uhr und Nachmittags von 4 bis 6 Uhr offen.

In dem linken Flügel des nämlichen Gebäudes befindet sich ein Museum von naturhistorischen Gegenständen, Alterthümern und andern Merkwürdigkeiten. Es wurde im Jahr 1826 gegründet und in den Sälen der Inquisition aufgestellt; nachdem es in verschiedenen Localitäten hin und her geschleppt worden war, wies ihm die Regierung 1840 die beiden schönen Säle an, in denen es sich gegenwärtig befindet. Die ganze Anstalt liegt noch in ihrer ersten Kindheit. Sie hat durchaus keine wissenschaftliche Bedeutung und gleicht ganz jenen

Sammlungen von Merkwürdigkeiten, welche so viele Liebhaber anlegen, die alles zusammenraffen, was ihnen einigermaßen interessant erscheint. Aus der Aufzählung des Inhaltes dieses Museums wird man sich einen klaren Begriff seiner Bedeutung machen.

In dem ersten Saale befinden sich (im Juli 1842):

A. Naturhistorische Gegenstände.

I. Aus dem Mineralreiche:

1. Eine kleine Sammlung von Crystallisationen und Felsarten.
2. Ein zwei Pfund schweres Stück Silber, das nach einer neuen Methode von Jose Hereza im Jahr 1841 in den Minen von Pisco geschmolzen wurde.

II. Aus dem Thierreiche:

1. Eine kleine Sammlung von Schmetterlingen, Käfern, Fliegen, Scorpionen u. s. w.
2. Eine unbedeutende Sammlung theils lebender, theils fossiler Land- und Meerconchilien.
3. Eine große ausgestopfte Meerschildkröte, die in der Nähe von Pisco gefangen wurde.
4. Zwei Caiman aus Nord-Peru, der eine 11, der andere 9 Fuß lang.
5. Vierzehn ausgestopfte Säugethiere; darunter einige Affen, ein Faulthier, ein Stinkthier, ein Ameisenbär u. s. w.
6. Einzelne Knochen von Wallfischen, auch einige fossile, Cetaceen angehörende, Knochen, die, wie ich vermuthe, an der Punta de Santa Helena im Aequador gefunden wurden.

B. Ethnologische Gegenstände.

1. Verschiedene Waffen und Hausgeräthe der wilden Indianer im Innern von Peru.
2. Eben solche der Bewohner der Sandwichinseln.
3. Eine eiserne Rüstung, wie sie die Spanier während der Eroberung des Landes trugen.

Wenn man diesen schweren eisernen Panzer betrachtet, so staunt man über die Körperstärke und die Ausdauer der Eroberer, die in einem so heißen Lande und bei so ungünstigen Localitäten sich doch mit Leichtigkeit, ganz in Eisen gehüllt, bewegten und so rasch ihre Feldzüge ausführten.

C. Alterthümer.

1. Eine Sammlung von irdenen Töpfen und andern Gefäßen (sogenannten Huaqueros) von Stein, Holz und Metall, und Geweben, alles aus den Gräbern der alten Indianer. Diese Sammlung ist interessant und wichtig. Unter den Töpfen sind mehrere schön gearbeitete, einige sind sehr obscön.
2. Eine silberne Schale, einige goldene Becher in getriebener Arbeit, zwei hohle goldene Götzen, drei hohle silberne und ein massiv silberner. — Ich werde auf diese höchst merkwürdigen Gegenstände später noch einmal zurückkommen.
3. An den Pfeilern des Bogens, der den ersten Saal vom zweiten trennt, vier sehr gut erhaltene Indianer-Mumien, zwei männliche und zwei weibliche. Sie sind, wie fast alle, in sitzender Stellung und theilweise bekleidet. Sie wurden in den Indianergräbern der Provinz Huarochirin gefunden.

D. Kunstgegenstände.

1. Eine Marmorbüste von Napoleon Bonaparte.
2. Ein schönes Porträt von Cristoval Colon.
3. In chronologischer Reihenfolge aufgehängt die Bilder in Lebensgröße aller Gouverneure und Vicekönige von Peru, von Pizarro bis La Serna, 45 an der Zahl. Diese Porträte hingen, wie oben bemerkt, bis zur Unabhängigkeit im vicekönglichen Palaste in der Sala de los Vireyes.

Die Sammlung ist sehr werthvoll und interessant. Mit Vergnügen verfolgt man die allmälige Abänderung der Trachten und die verschiedenen Physiognomien, um so mehr, wenn man die Geschichte der einzelnen Männer kennt, unter denen so sehr verschiedenartige Charactere vorkamen. Fast in allen Gesichtern liegt eine ernste Ruhe, bei einzelnen mit wahrhaft königlicher Würde gepaart, bei andern durch einen Ausdruck von Wildheit etwas entstellt; der schönste Kopf ist der von Francisco Pizarro. Die größte männliche Kraft ist in seinem Gesichte ausgeprägt; der Blick kühn und offen, die Nase edel geformt, ganz nach arabischer Bildung, die Stirne hoch und frei; der starke Bart, der Kinn und Mund verdeckt, verleiht dem Ganzen ein finsteres, festes Ansehen. — Man sieht in dieser Reihe der Vicekönige auch einen Priester mit den königlichen Insignien.

4. Die Bildnisse der beiden Befreier Peru's, des Generals San Martin und des Generals Don Simon Bolivar; beide in Lebensgröße, aber sehr schlecht gemalt.
5. Zwölf Köpfe von altgriechischen und römischen Philosophen und Schriftstellern, die classisch gemalt sind. Ich habe nicht in Erfahrung bringen können, von

welcher Schule sie sind; nur so viel ist sicher, daß sie in der Mitte des 17. Jahrhunderts aus Spanien nach Lima gebracht wurden.

6. Acht vergoldete Broncetafeln, auf denen Scenen aus dem Leben von San Ignacio de Loyola mit dem Grabstichel in Relief gearbeitet sind.
7. Die Acte der Unabhängigkeit der Vereinigten Staaten von Nordamerika.

Der zweite Saal enthält:

A. Naturhistorische Gegenstände.

I. Aus dem Thierreiche:

1. 270 ausgestopfte Vögel, sowohl peruanische als auch ausländische, meistens europäische. Die Bälge sind größtentheils schlecht präparirt und mangelhaft ausgestopft, die Etiquetten oft sehr drollig geschrieben und die Benennungen unrichtig; nur bei wenigen ist der wissenschaftliche Namen angegeben.
2. Mehrere Mißgeburten von Thieren und eine menschliche ohne Kopf und Arme.

II. Aus dem Pflanzenreiche:

Ein unbedeutendes Herbarium theils peruanischer, theils europäischer Pflanzen.

III. Aus dem Mineralreiche:

1. Felsarten und Crystalle; fast ganz werthlos.
2. Einige Versteinerungen. Zu meiner Freude fand ich hier auch zwei Schieferabdrücke aus dem Plattenberg, im Kanton Glarus.

B. Ethnologische Gegenstände.

1. Ein schwimmendes chinesisches Haus, fein aus Elfenbein gearbeitet.
2. Zwei chinesische Damenschuhe und ein Pantoffel einer Frau aus Manilla.

C. Numismatische Gegenstände.

Eine ganz unbedeutende Münzsammlung.

Die meisten Gegenstände werden in Glasschränken aufbewahrt. Diese kleine bunte Sammlung wird sich wahrscheinlich noch lange auf dem Standpunkte halten, auf dem ich sie verlassen habe, denn die Hülfsmittel dieser Anstalt sind gegenwärtig sehr gering; es sind ihr nur 32 Piaster monatlich angewiesen, die sie aber noch lange Zeit nicht erhalten wird, da aus diesem Gelde erst die Schulden bezahlt werden, welche die mehrfache Localveränderung und das Anschaffen der Schränke u. s. w. verursacht haben. Das Publikum hat vier Mal wöchentlich von 10 — 2 Uhr Eintritt in das Museum.

In zwei andern Sälen des nämlichen Gebäudes ist die Academie der Künste, „Academia de debujo". Hier erhalten junge Leute drei Mal wöchentlich von 6 bis 8 Uhr Abends unentgeldlichen Unterricht im Zeichnen. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 80 bis 100. Das Local kann aber bequem 200 fassen. Die Sammlung von Modellen, Vorlegeblättern und Kupferstichen, die diese Anstalt besitzt, ist sehr mittelmäßig.

In der Nähe der Plazuela de la Independencia befindet sich die Münze. Im Jahr 1565 wurde sie zuerst in Lima gegründet, dann 1572 nach Potosi verlegt, 1683 wieder nach

Lima zurückgebracht. Während 70 Jahren war sie in den Händen von Privatleuten, bis sie im Jahr 1753 die Krone übernahm und die Gebäude, in denen sie sich jetzt befindet, gebaut wurden. Die Localität ist zwar groß und schön, die innere Einrichtung aber noch mangelhaft. Bis 1817 wurden die Maschinen von Maulthieren getrieben, wozu täglich 92 Stück verwendet wurden; dann wurde unter der Leitung eines Engländers die Wasserkraft benutzt, wodurch die Kosten vermindert und das Prägen erleichtert wurde. Vor einigen Jahren machte ein französischer Kaufmann einen Vertrag mit der Regierung, ihr eine der in Europa gewöhnlich gebrauchten complicirten Maschinen aufzustellen. Sie langte an und wurde zusammengesetzt, aber es waltete ein eigener Unstern darüber; denn seit vier Jahren sind vergeblich Versuche gemacht worden, damit zu stempeln. Die Maschine erfüllte keine der an sie gestellten Bedingungen. Die Ursachen davon sind mannigfaltig und werfen, bei genauerer Kenntniß, durchaus kein günstiges Licht auf den Unternehmer. Die Maschine kostete im Jahr 1842 schon mehr als 250,000 Piaster, ohne im geringsten Nutzen geliefert zu haben.

In der Münze werden durchschnittlich im Jahre zwei bis zwei und eine halbe Millionen Piaster (pesos duros) geprägt, die ungefähr 140 — 180,000 Piaster Gewinn abwerfen, woraus der Sold der Officianten bezahlt wird. Dieser betrug zur Zeit der spanischen Regierung 48,906 Piaster; gegenwärtig steigt er mit den übrigen gewöhnlichen Ausgaben jährlich auf 85,105 Piaster.

Der Werth einer Mark Silber in der Münze ist 8 Piaster 4 Reales, der einer Mark Gold 144 Piaster 4 Reales.

Der Gehalt des Goldes ist 21 Karat, der des Silbers 10 Dineros 20 Gran.

Unter den Vergnügungslocalen steht, nach dem Platze für die Stiergefechte, von dem ich in einem andern Kapitel ausführlicher sprechen werde, das Theater oben an. Das erste Haus wurde im Jahr 1602 neben dem Kloster San Agustin, in der Straße, die jetzt „Comedia vieja" heißt, gegründet; 1630 wurde es durch das Erdbeben zerstört, aber wieder an der nämlichen Stelle aufgeführt; 1662 wurde es nach einer gegenüber liegenden Straße versetzt und in seiner jetzigen Gestalt erbaut. Die Unkosten betrugen 60,000 Piaster. Von außen sieht das Theater äußerst häßlich aus, von innen nur wenig besser. Hinter dem Orchester sind gesperrte, bequeme Sitze; die Logen sind durch ganze Wände von einander abgeschlossen, ziemlich schmal, aber tief genug, um acht Personen zu fassen; in einigen der größern haben zwölf Platz. In der zweiten Reihe sind sie kleiner. In der Mitte der ersten Logenreihe, der Bühne gegenüber, ist die Regierungsloge, die den Raum von zwei gewöhnlichen einnimmt. In ihr haben der Präfect, der Subpräfect und die Herren des Cabildo ihre Plätze. Die Präsidentenloge ist in der ersten Reihe links von der Bühne; mit ihr steht ein Cabinet in Verbindung, das gegen das Parterre durch ein enges hölzernes Gitter abgeschlossen ist; dorthin zieht sich der Präsident in den Zwischenacten zurück. Die Bühne ist klein; die Decorationen im Ganzen genommen sehr mittelmäßig.

Der Präsident fährt in seiner Kutsche, von sechs Pferden gezogen und von seiner Leibwache begleitet, nach dem Theater, in welches er einen eigenen Eingang hat. Im Hofe ist unter seiner Loge ein Corporal mit 6 Mann mit geschultertem

Gewehre aufgestellt. Eine Abtheilung Soldaten hält während der Vorstellung Wache und erweist dem Präsidenten bei seiner Ankunft und seinem Abgange militärische Honneurs.

Die Stücke, die gegeben werden, sind meistens sowohl nach ihrem Inhalte als in der Aufführung schlecht. Dies gilt insbesondere von den Possen (Saynetes), die der spanischen Sitte gemäß immer die Theatervorstellung schließen, sei nun das Hauptstück ein Trauer- oder ein Lustspiel. Sie haben zu ihrem Gegenstande ganz gemeine Liebesintriguen oder tölpelhafte Witze und sind durchaus geeignet, den günstigen Eindruck, den möglicherweise das Hauptstück hervorbringen könnte, gänzlich zu verwischen.

Seit einigen Jahren hat sich eine Gesellschaft Italiener in Lima niedergelassen, die kleinere Opern geben; es ist eine treffliche Sängerin (Pantanelli) dabei, die auch in Europa volle Anerkennung finden würde; einige andere sind mittelmäßig, mehrere ganz schlecht und stehen auf der nämlichen Stufe mit den eingebornen Sängerinnen. Die Opern, die gegeben werden, sind: Julietta y Romeo, Parisina, Lucia de Lamermoore, Marino Falieri, die Sonambula, der Barbero de Sevilla, eine gestutzte Norma, eine beschnittene Semiramis, in der Ninos Geist in der That nicht „menschlich" singt, und einige andere. Wegen Mangel an Platz können größere Opern, und besonders solche, zu denen Maschinerien nothwendig sind, nicht gegeben werden. Die Costüme sind meistens sehr elegant, aber selten chronologisch richtig zugeschnitten. Das Orchester läßt sehr viel zu wünschen übrig; es wäre um so nothwendiger, daß es sich vervollkommnen würde, da das Publikum nur Musik, Costüme und Mimik genießt und ihm der Text der Opern unverständlich ist.

Bei feierlichen Gelegenheiten singen drei der besten Sänger eine sehr gehaltlose Nationalhymne, welcher der Präsident und das Publikum stehend zuhören. Die Limeños sind sehr große Freunde von Tänzen. Die Zeiten, in denen die Tänzerinnen in Kleidern erscheinen mußten, die bis auf die Knöchel hinunter reichten, sind vorüber und das Publikum will seine Terpsichore in möglichst kurzen Röckchen sehen. Eigentliche Ballete können nicht gegeben werden. Boleros, Fandango, Cachucha und Don Mateo werden am häufigsten wiederholt.

Während der langen Zwischenakte wird im Parterre und im Hofraume geraucht; auch ist für theure und schlechte Erfrischungen hinreichend gesorgt.

Der Besuch des Theaters wird durch die große Menge von Flöhen, die ganz besonders in den Logen ihren Sitz aufgeschlagen haben, sehr unangenehm gemacht. Leider läßt sich diesem Uebelstande nicht abhelfen; man muß sich mit einer gehörigen Dosis Geduld versehen, um während den Vorstellungen nur halbwegs ruhig zu sitzen.

In der Nähe des Theaters ist der Circus für die Hahnenkämpfe „Coliseo de Gallos", in welchem fast täglich einige Zweikämpfe (Peleas) stattfinden. Er besteht aus einem Amphitheater mit einer zweckmäßigen Arena. Die Unternehmer, die dieses Etablissement vom Staate gemiethet haben, müssen an bestimmten Tagen für die nöthigen Hähne sorgen, wenn sich nicht hinreichende Parthien von Privatleuten mit Kampfhähnen einfinden und dieselben gegen Erlegung eines festgesetzten Preises dort kämpfen lassen. Bei der sehr großen Vorliebe der Limeños für diese Unterhaltung fehlt es fast nie an zahlreichen Kampfpaaren, nur zur Zeit der Mause sind

sie selten. Es werden vor jeder Pelea nach dem bloßen Beschauen der Hähne sehr bedeutende Wetten eingegangen. Da die Entscheidung des Sieges sehr häufig zweifelhaft ist und bei den großen pecuniären Interessen, die mit diesen Gefechten verbunden sind, den Leidenschaften gewöhnlich freier Lauf gelassen wird, so ist in Person des Subpräfekten der Provinz ein beeidigter Schiedsrichter eingesetzt, dessen Aussprüche sich die Parteien ohne Widerrede fügen müssen.

Dem Kampfhahne wird der Sporn am rechten Fuße abgesägt und an dessen Stelle ein $2\frac{1}{2}$—3 Zoll langes, schmales, etwas sichelförmig gebogenes, sehr scharfes Messer gebunden. Oft stechen sich diese Thiere schon beim ersten Ansprunge todt; meistens verwunden sie sich gleich vom Anfange sehr heftig, kämpfen aber doch noch so lange, bis sie der Müdigkeit und den Wunden erliegen. Es ist ein grausames Vergnügen, ein würdiges Seitenstück zu den Stiergefechten.

Der Eintrittspreis ist zu zwei Reales festgesetzt, der Sitz kostet außerdem noch einen; Sperrsitze vier Reales. Das erste Coliseo wurde im Jahre 1762 von Don Juan Garrial gegründet und in der Plazuela de Santa Catalina ein sehr schönes Gebäude zu diesem Zwecke aufgeführt, so daß sich die Limeños rühmen konnten, den schönsten Circus für Hahnenkämpfe zu haben. Später wurde er an die jetzige Stelle versetzt.

In der nämlichen Cuadra mit dem Coliseo de Gallos ist der Ballspielplatz „Juego de pelotas", ein zweckmäßig eingerichteter, von sehr hohen Wänden umschlossener Hof. Jetzt ist er weniger besucht als früher, da die Creolen das Ballspiel nicht so leidenschaftlich lieben, wie die Spanier.

Die große Stadt wird mit der Vorstadt San Lazaro durch eine schöne steinerne Brücke verbunden. Sie wurde nach einem Plane des Agustinermönchs Fray Geronimo Villegas unter dem Vicekönige Marques de Montes Claros in den Jahren 1638—1640 erbaut. Sie ist 530 Fuß lang und ruht auf 6 Bogen, die 37 Fuß über dem Wasserspiegel erhaben sind. Die Basis der Pfeiler ist aus Quadersteinen, die Pfeiler selbst von Feuerziegeln und die Brustwehr von gemauerten Steinen aufgeführt. Der Bau der Brücke kostete 400000 Piaster. Der beste Beweis, wie richtig und fest diese Brücke gebaut ist, ist der, daß sie den Erdbeben von 1687 und 1746, welche fast ganz Lima zerstörten, widerstanden hat; nur der Schwiebbogen am Ausgange der Stadt zur Brücke, welcher mit einer schönen Reiterstatue von Felipe V. geziert war, stürzte bei der letzteren Erderschütterung ein; er wurde wieder hübsch aufgeführt und hat jetzt zwei seitliche Thürmchen und eine Uhr in der Mitte.

Ganz Lima, mit Ausnahme eines Theiles der Nordseite und der Vorstadt San Lazaro, ist von einer aus Luftziegeln aufgeführten Mauer umgeben, welche im Jahr 1585 unter dem Vicekönige Duque de la Plata vom Flammländer Don Pedro Ramon gebaut wurde. Sie ist 18—20 Fuß hoch, an der Basis 10—12 Fuß und oben 9 Fuß breit, hat also nicht Raum genug, um größere Geschütze darauf aufzufahren. Im ganzen Umfange der Mauer sind 34 Basteien angebracht; die Curtinen sind in der Regel 450 Fuß lang. Der Vicekönig Abascal ließ im Jahr 1807 die sehr vernachläßigte Mauer in Stand setzen, um Artillerie aufzunehmen, und legte zu beiden Seiten bequeme Wege und an dem innern Um-

fange Pulvermagazine an. Gegenwärtig ist diese Befestigung ihrem totalen Ruine nahe, an einigen Stellen ganz eingefallen, die Pulvermagazine zerstört, die Wege von Unrath vollgepfropft und größtentheils ungangbar. Von den neun Thoren, welche die Stadtmauer zählt, sind die Portadas de Maravillas, Barbones, Cocharcas, Guadelupe, Juan Simon und Callao offen. Die letzte ist die schönste; ihr folgt die von Maravillas; die drei übrigen, Martinete, Monserrat und Santa Catalina, sind zugemauert. Die Stadtthore sind von Nachts um 10 Uhr bis Morgens um 5 Uhr geschlossen. Bei jedem Thore sind Douanenwächter, deren Hauptaufgabe es ist, das Einschmuggeln von ungeprägtem Silber (Plata de piña) zu verhindern. Nach der Vorstadt San Lazaro kann die Stadt nicht geschlossen werden; von dieser zum Hauptwege nach dem Cerro de Pasco ist die sogenannte „Portada de Guias", wo zwar ein Zollhäuschen, aber kein Thor ist. Vom Flusse her ist es sehr leicht nach der Stadt zu gelangen, auch werden von hier aus die meisten Silbercontrebande aus dem Gebirge hineingebracht.

Zu den Befestigungen der Stadt gehört auch das kleine aber hübsche Castell „Santa Catalina", welches am südöstlichen Ende der Stadt zwischen der Portada de Cocharcas und der von Guadelupe ungefähr 200 Ellen von der Stadtmauer liegt. Es ist von ziemlich hohen Wällen umgeben und von zwei Bastionen flankirt. Das Innere dieser Citadelle ist hübsch und viel reinlicher, als man es im Allgemeinen in Peru gewohnt ist zu finden. Doch das hängt von dem jeweiligen Commandanten ab. Sie enthält Waffenmagazine, das schwere Geschütz und die Caserne für die Artillerie. Schon mehrmals ist Santa Catalina der Sitz

von Revolutionen gewesen. Von den Casernen ist die der Infanterie „Cuartel de Infanteria“ im Colejio real die bedeutendste. Sie zeichnet sich durch eine seltene Unreinlichkeit aus. Wie ein großer Theil der öffentlichen Gebäude geht auch sie mit raschen Schritten ihrem Verfalle entgegen.

Don Gregorio de la Rosa hat einen ziemlich guten Plan von Lima aufgenommen, der im Jahr 1830 in Hamburg auf Stein gestochen wurde.

Sechstes Kapitel.

Bewohner von Lima. — Zahl. — Verminderung. — Zählung von 1836. — Weiße Creolen. — Männer. — Spiel. — Bildung. — Frauen. — Saya y Manto. — Häusliches Leben. — Eitelkeit. — Naschen. — Beatas. — Doña Francisca Subyaga. — Doña Manuela Ravago. — Indianer. — Sclaven. — Bosales. — Freie Creolenneger. — Negerinnen. — Mischungsliste. — Mestizen. — Mulatten. — Palanganas. — Zambos. — Chinos. — Fremde. — Sprache.

Wir wollen uns von der Schaale zum Kerne wenden und die Bewohner der Hauptstadt von Peru betrachten; zuerst den Eingebornen in seinem Vaterlande, dann den Fremden in seiner neuen Heimath.

Die Bevölkerung von Lima hat schon mehrmals sehr bedeutende Veränderungen in Zu- und Abnahme erlitten. Im Jahre 1764 wurde die Zahl der Einwohner auf 54000 angegeben; im Jahre 1810 auf 87000; 1826 auf 70000; 1836 auf 54600; 1842 auf 53000. In die meisten dieser Angaben setze ich einiges Mißtrauen, da sie nur nach einer allgemeinen Schätzung und nicht nach genauer Zählung gestellt sind. Gewiß ist es aber, daß sich die Bevölkerung seit der Unabhängigkeit bedeutend vermindert hat. Zeuge davon

sind die vielen fast ganz entvölkerten Stadtquartiere, die verfallenen Häuser, die verwüsteten Gärten.

Die Ursache der Verminderung der Einwohnerzahl läßt sich aus dem physischen und politischen Zustande des Landes leicht erklären. Erdbeben haben Tausende von Menschen unter den Trümmern ihrer Wohnungen begraben. Der Befreiungskrieg hat eine sehr große Anzahl von Opfern gekostet. Verbannungen oder freiwillige Auswanderungen haben die trefflichsten Bürger mit ihren Familien aus ihrer Vaterstadt entfernt. Epidemien, als natürliche Folge einer mangelhaften polizeilichen Aufsicht und einer gänzlichen Vernachlässigung der nothwendigen Reinlichkeit in den Straßen und der Umgegend haben eine unzählige Menge der Bewohner weggerafft. Die Zuwanderungen sind unbedeutend und schon seit mehreren Jahren übertrifft die Zahl der Gestorbenen die der Geborenen beinahe um das Doppelte. Diese Verminderung wird aber immer noch fortdauern, da den sie bedingenden Ursachen, wie wir weiter unten sehen werden, nicht Einhalt gethan werden kann, denn sie hängen zu innig mit dem Charakter der Nation zusammen. Aber nicht allein auf die Hauptstadt, sondern auf das ganze Land wirken die meisten der oben angeführten Ursachen zurück, ja auf letzteres in mancher Beziehung viel mehr; so haben die Kriege im Innern von Peru eine, auch relativ, ungleich größere Menschenmenge gekostet. Das schöne Land, das sich vom 3. bis zum 22. Grade südlicher Breite erstreckt und bei der Eroberung durch die Spanier eine (wenn auch numerisch nicht genau bekannte) ungeheure Bevölkerung hatte, zählt jetzt nur noch 1,400000 Einwohner.

Nach der Steuerliste, die im Jahr 1836 unter dem Protectorate von Santa Cruz angefertigt wurde, ist die Einwohnerzahl von Lima folgende:

	Männer:	Frauen:	im Ganzen:
1) Weiße Creolen, meistens Spanier, die übrigen Fremden einbegriffen . . .	9423	10170	19593
2) Indianer	2561	2731	5292
3) Farbige (Mischlinge) .	11771	12355	24126
4) Sklaven	2186	3606	4792
5) Welt- und Klostergeistliche	475	350	825
Summa:	26416	29212	54628

Bei allen Rubriken (ausgenommen Nr. 5) finden wir ein Uebergewicht von Frauen, was auf die ganze Bevölkerung von 54628 Menschen eine Mehrzahl von 2769 Weibern macht. Auf je 63 Individuen kömmt ein dem geistlichen Stande angehörendes.

Ein so buntes Gemisch von Farben und Physiognomien wie in Lima, trifft man selten anderswo wieder an. Von der blendendweißen Creolin, Tochter europäischer Aeltern, bis zum ebenholzschwarzen Congoneger sind alle Nüançen in regelmäßigen Farbenabstufungen, oder durch den rostbraunen Indianer modificirt, im beschränkten Raume bei einander. Bei den extremen Formen tritt auch der Charakter mit jener Schärfe hervor, die es möglich macht, ein treues Bild von jeder derselben zu entwerfen. Anders verhält es sich bei den Mischlingen; eine genaue Charakteristik von ihnen zu geben, ist fast unmöglich, denn sie sind auch geistig echte Mischlinge. Als Grundsatz kann für sie gelten, daß sie die Laster und

Fehler ihrer Eltern, nicht aber ihre Tugenden in sich vereinigen. Sie stehen als Menschen weit hinter den reinen Raçen zurück und sind auch im Staate die schlechtesten Bürger. Im Verlaufe von mehreren Generationen können sie ihrer äußern Bildung nach sich so sehr den typischen Raçenformen nähern, daß es kaum möglich ist, sie von denselben zu unterscheiden, aber ihr Grundcharakter ändert sich nicht. Ich spreche hier wie in den folgenden Schilderungen ganz im Allgemeinen; manche ehrenvolle Ausnahme habe ich gefunden, die für Augenblicke ein günstiges Licht auf das Ganze geworfen hat, das leider nur zu bald wieder durch den großen Haufen verdunkelt wurde. Vereinzelte abweichende Beispiele soll man bei derartigen Skizzen nie einer Regel gegenüberstellen oder durch sie dieselbe beschränken wollen, da fast jedes Individuum in dem einen oder andern Charakterzug eine Ausnahme bildet und wir zuletzt aus lauter Ausnahmen nie zu einer Regel gelangen könnten.

Die weißen Creolen, mit sehr wenigen Ausnahmen Abkömmlinge von Spaniern, machen etwas weniger als den dritten Theil der Bevölkerung aus. Sie sind schlank, ziemlich groß, mit scharfen Gesichtszügen, einer blaßweißen Hautfarbe und dunkelschwarzem Haare. Die Männer sind schwächlich, sehen abgelebt aus und ihre nicht unedle Physiognomie wird meistens durch Züge leidenschaftlicher Sinnlichkeit entstellt. Wie in ihrer Körperbildung, so stehen sie auch in geistiger Beziehung weit hinter den Spaniern zurück. Sie sind weichlich, scheuen alle Strapazen und glauben nach einem Ritte von 10 Stunden eine Heldenthat begangen zu haben, die werth wäre, in den Archiven der Stadt aufbewahrt zu werden. Wenn sie nicht fortwährend Chokolate, Backwerk, eingemachte

Früchte und süße Breie (Masamora) haben, fühlen sie sich ganz unglücklich. Auch die geistigen Anstrengungen scheuen sie sehr. Sie sind geschworne Feinde vom Arbeiten, und wenn sie gezwungen sind, zu ihrem Lebensunterhalte irgend eine Beschäftigung zu wählen, so richten sie am liebsten eine Krämerbude ein, die ihnen nicht viel Mühe macht und Zeit genug gibt, mit ihren Nachbarn zu plaudern und in Ruhe ihre Cigarros zu rauchen. Die Reicheren geben sich ganz dem Nichtsthun hin, spazieren in den Straßen, besuchen ihre Bekannten, stellen sich in irgend einen Kaufladen oder an eine Straßenecke und unterhalten sich dort halbe Tage lang. Sind sie Besitzer von Plantagen, so reiten sie zuweilen hinaus und lassen sich vom Mayordomo Bericht erstatten; die Nachmittage bringen sie meist im Coliseo de Gallos, in Caffeehäusern oder beim Spiele zu. Die Creolen sind eben so leidenschaftliche Spieler, wie die Spanier. Spielscenen, wie sie Havanna und Mejico aufweisen, wiederholen sich in Lima fast täglich. Obgleich die Hazardspiele verboten sind, so werden sie doch sehr öffentlich getrieben und nur selten fällt es der Polizei ein, ihre Verordnungen ins Gedächtniß zurückzurufen und eine Spielbank aufzuheben. Besonders stark wird im Badeort Chorillos gespielt, wo in der Wohnung einer der ersten Damen von Lima fast alle Abende ungeheure Summen auf dem grünen Tische umgesetzt werden. Jeder, welches Standes oder Farbe er sei, hat hier Zutritt, wenn er nur eine wohlgespickte Börse mitbringt. Die Dame des Hauses hält gewöhnlich die Bank.

Das Spiel wird meistens mit großer Ruhe betrieben und die Theilnehmer verrathen weder bei bedeutenden Gewinnsten noch Verlusten eine merkliche Bewegung; nur wenn

falsche Würfel entdeckt werden, gibt es großen Lärmen und dann geht es nicht ohne Dolchstiche ab, wie ich zu verschiedenen Malen im Innern des Landes gesehen habe.

Das Spiel ist der Ruin der meisten Familien und großentheils Ursache der unzähligen unglücklichen Ehen in Lima. Die Frauen aus den höhern Ständen nehmen sehr häufig am Spiele Theil, sie sind in der Regel vorsichtiger, als die Männer und setzen nicht so hoch an. Doch gibt es einzelne, die ihnen durchaus nicht nachstehen. Ich kannte eine in der Sierra, die an einem Abende 4000 Louisd'or verlor, und in weniger als einem Monate bald über 100,000 Thaler gewann, bald den größten Theil ihres sehr beträchtlichen Vermögens einbüßte. Ich will hier keine Charakterik der Spieler und der Folgen ihrer Leidenschaft geben, wir haben ja in Europa so häufig Gelegenheit, dieselben in ihrem ganzen Umfange kennen zu lernen. Ich will auch eine Nation, die in moralischer und socialer Beziehung noch weit zurücksteht, deßhalb nicht zu strenge beurtheilen.

Die Bildung des Creolen ist mangelhaft; es fehlt ihm zwar nicht an trefflichen Talenten, eine sehr unvollkommene Erziehung entwickelt sie jedoch nicht gehörig und die angeborne Trägheit verhindert die Ergänzung des Vernachlässigten durch Selbststudium. Er erhebt sich selten über die Sphäre des alltäglichen Lebens und ignorirt fast alles, was außer dem engen Kreise der Stadtmauern oder höchstens seines Landes vorgeht. Ich habe oft über die arge Unwissenheit gestaunt, die sogenannte gebildete Peruaner über die Lage, die Größe, die physische Beschaffenheit und die Produkte ihres eigenen Vaterlandes an den Tag legten. Sollte man wohl glauben, daß ein peruanischer Kriegsminister weder die Ein-

wohnerzahl noch den Flächeninhalt von Peru angeben konnte und mit der größten Hartnäckigkeit behauptete, Portugal bilde die östliche Gränze von Peru und man könne zu Lande dorthin reisen? Aus der Geschichte kennen sie fast nur Napoleon, verwechseln aber auf das Lächerlichste Thatsachen, Orte, Jahreszahlen und Personen. Als Beispiel mag dienen, daß mir ein hochgestellter, angesehener Herr, der allgemein für sehr gelehrt galt, einmal ausführlich erzählte, wie Friedrich der Große Napoleon aus Rußland vertrieben habe.

Es hat übrigens einige ausgezeichnete Creolen in Lima gegeben, die durch ihre tiefe Gelehrsamkeit eine sehr ehrenvolle Ausnahme von der Regel machten, wie der Verfasser der „Interpretaciones de los leyes de Indias", Don Tomas de Salazar, Don Miguel Nuñez de Rojas, der gelehrteste Specialrichter der Confiskationen im spanischen Erbfolgekrieg. Don Alonzo Conde de San Donas, unter Philipp IV., spanischer Gesandter am französischen Hofe, der bekannte Schriftsteller, Don Pedro de la Reyna Maldonado, der ausgezeichnete Dichter Don Diego Martinez de Rivera, von dem Cervantes sagt:

Su divino ingenio ha producido
En Arequipa eterna Primavera *),

eine Anzahl sehr gelehrter Mönche, und unter den Aerzten Don Hippolito Unanue, Verfasser des „Führer durch Peru", der „Beobachtungen über das Klima von Lima und seines Einflusses auf die organischen Wesen, insbesondere den Men-

*) Sein göttlicher Geist hat in Arequipa einen ewigen Frühling erzeugt. Galatea, Th. 2, Buch 6.

schen" *), der Abhandlung über die Coca u. s. w., und in neuerer Zeit Don Mariano Eduardo de Rivero, der mit großem Eifer dem Studium der Naturwissenschaften und Alterthümer oblag.

In der „Manière de Vivre" können die Creolen nicht als Muster hingestellt werden. Von der steifen Etiquette der Spanier sind nur noch wenige Spuren zurückgeblieben, und gerade in den Verhältnissen, wo sie am ersten weggelassen werden könnten, wie im Verhältnisse der Kinder zu den Eltern, bei welchem dem innigeren Vertrauen eine Schranke durch das „Sie" (Usted) gestellt wird. Es klingt nicht angenehm, wenn man einen Sohn zu seinem Vater „Señor" und „Usted" sagen hört, aber eben so widrig, wenn eine natürliche Tochter ihre Mutter beim Taufnamen und Du nennt.

In Gesellschaften, auch in Gegenwart von Damen, beträgt sich der weiße Limeño sehr frei; er raucht Cigarren, behält den Hut auf dem Kopfe und führt mit der größten Gleichgültigkeit Gespräche, die in Europa aus jedem anständigen Cirkel verbannt, oder höchstens zwischen Arzt und Kranken gestattet sind. Bei Tische setzt er alle Rücksichten, außer die gegen seinen Magen, bei Seite; kömmt er mit Messer und Gabel nicht schnell genug zum Ziele, so nimmt er die Finger zu Hülfe, fährt mit den Händen in die Schüssel, dreht die Brocken so lange herum, bis er einen findet, den er entweder selbst verschlingt, oder seinem Gaste mit einer höflichen Verbeugung überreicht. Simon Ayanque **) sagt in der fünften Romanze sehr treffend:

*) Guia del Peru 1793—94. Observaciones sobre el Clima de Lima y sus influencias en los Seres organizados en especial el hombre. Madrid 1815. 4to.

**) Darüber weiter unten.

Que para comer meten
Hasta el gaznate los dedos,
Todos untados de graza
Y de aji, que es el pimiento *).

Während der ganzen Mahlzeit wird von allen Seiten so ununterbrochen gespuckt und gerülpst, daß der Fremde nur mit Ekel am Tische sitzt. Nach dem Essen spült sich jeder den Mund mit Wasser und speit es dann in langem Strahle auf den Boden. Bei den Creolen ist das häufige Spucken eine der lästigsten Gewohnheiten. Ich war während mehr als einem Monate mit einem exilirten Präsidenten und seinem Kriegsminister am Bord eines Schiffes und litt neben den übrigen Schiffspassagieren durch sie eine wahre Pein. Der Boden der Cajüte glich einer Pfütze, und wenn das Schiff etwas stark schwankte, konnte man nur mit Gefahr durch das Zimmer gehen, da man immer befürchten mußte, auf den schlüpfrigen Brettern auszugleiten und in die ekelhafte Brühe zu fallen.

Ueber diese Fehler dürfen wir aber die guten Seiten des Creolen nicht vergessen. Er ist ein Feind von geistigen Getränken; genießt er Weine, so sind es meistens süße, die er in kleiner Quantität zu sich nimmt. Ein betrunkener weißer Limeño ist eine der größten Seltenheiten; anders verhält es sich im Innern des Landes, wo sich gerade die Weißen durch Unmäßigkeit im Trinken auszeichnen.

---

*) Und beim Essen stecken sie die Finger ganz mit Fett und Aji, was Pfeffer ist, beschmiert bis in den Schlund.

Er ist in seinem Betragen frei und offen, aber characterlos; vom ersten Eindrucke läßt er sich leicht hinreißen, ohne die Folgen seiner Neigungen oder Handlungen zu überlegen. Absichtlich thut er seinem Nächsten selten wehe, aus Unvorsichtigkeit sehr oft. Er ist gastfrei und zutraulich gegen Fremde und wohlthätig gegen die Armen. Dem ihm von mehreren Reisenden ertheilten Lobe eines guten Gatten und eines zärtlichen Vaters möchte ich nicht unbedingt beipflichten. Sein leidenschaftlicher Hang zum Spiele und seine Ausschweifungen in der Liebe sind mit der treuen Erfüllung der ehelichen Pflichten nicht vereinbar.

Weit über den Männern, sowohl körperlich als geistig, stehen die Frauen von Lima. Die Natur hat sie reichlich mit trefflichen Eigenschaften ausgestattet. Sie sind durchschnittlich schlanken und hohen Wuchses und zeichnen sich dabei dennoch durch einen eben so kleinen als wohlgebildeten Fuß aus. Ihr Gesicht, dessen Weiße der Hauch der Tropen alle blühende Frische nimmt, wird dafür durch das große, dunkle, glühende Auge belebt und durch die, wenn auch nicht kleine, doch edel geformte Nase und den feinen Mund mit seinen kleinen, blendend weißen und schön gereihten Zähnen*) geziert. Nehmen wir die langen schwarzen Haare dazu, die in zwei oder vier Flechten über den Nacken fallen, und die graciöse Haltung, so müssen wir gestehen, die Limeña ist eine stolze und edle Erscheinung, die dabei doch den gefälligen Reiz der weiblichen Liebenswürdigkeit in vollem Maße hat.

---

*) Die Limeñas reinigen sich mehrmals des Tages die Zähne mit der sogenannten Raiz de Dientes (Rataniawurzel), von der sie immer ein Stückchen in der Tasche tragen.

In den Häusern sind die Damen, besonders im Sommer, leicht und nachläßig gekleidet und geben sich gewöhnlich nicht einmal die Mühe, die Kleider zuzumachen. In Visiten und im Theater erscheinen sie nach französischer Mode; auf der Straße aber, bei Spaziergängen, in der Kirche, bei Prozessionen u. s. w. bedienen sie sich einer originellen, nur in Lima gebräuchlichen Tracht, der „Saya" und des „Manto". Es gibt zwei Arten Saya's; die eine (Saya ajustada) früher allgemein gebräuchliche, jetzt nur noch selten gesehene, besteht in einem Oberrock von schwerem Seidenstoff, der in unzählige feine röhrenförmige Längsfalten genäht ist, die nach oben enger und dichter sind; er reicht vom Gürtel bis zu den Knöcheln und liegt dicht am Körper an, so daß die Umrisse desselben, besonders um die Hüften, sehr scharf hervortreten. Nach unten zu ist er ganz enge. Da er sich fest um die Beine anschließt, so verhindert er das rasche Gehen und macht das Niederknieen und Aufstehen in der Kirche sehr beschwerlich. Die andächtigen Frauen müssen sich daher oft lange krümmen und drehen, ehe sie sich wieder von der Erde erheben können.

Man erzählt, daß während des Befreiungskrieges, als bald die Patrioten, bald die Spanier im Besitze von Lima waren, eine Abtheilung der Letzteren, um die Gesinnung der Limeños zu prüfen, sich als Patrioten gekleidet der Stadt näherte. So wie ihre Ankunft bekannt wurde, eilte ihnen eine große Menge Leute in die Alameda von Callao entgegen, um sie freudig zu begrüßen; darunter sehr viele Frauen in diesen engen Saya's. Als sich die vermummten Spanier genähert hatten, zeigten sie sich in ihrer wahren Gestalt und fingen an in den bethörten Haufen einzuhauen. Die Männer

retteten sich durch die Flucht; aber die in ihre engen Saya's eingepferchten Frauen wurden größtentheils zusammengesäbelt.

Die zweite Art von Saya, „Saya culeca“ oder „Saya desplegada“, ist nur um den Gürtel eng anschließend, von da an weit wie ein Reifrock. Sie wird aus der ersten Art gemacht, indem man die Faden, die die einzelnen Längsfalten vereinigen, wieder auftrennt. Die gewöhnliche Farbe der Saya's ist schwarz, grün, blau oder zimmtfarben.

Der Manto ist ein Schleier von dichtem schwarzem Seidenzeug, der mit einer Schnur hinten an den Gürtel befestigt wird, da, wo die Saya beginnt; von hier wird er über den Rücken, die Schultern und den Kopf geschlagen, nach vorn zusammen genommen, fest an die Stirne gedrückt und so geschlossen, daß nur ein kleiner dreieckiger Raum um ein Auge gesehen wird. Ein reicher Shawl hängt vorn über die Brust und verdeckt das darunter liegende Kleid, von dem nur die Aermel zum Vorschein kommen; die eine der zierlichen, in elegante Handschuhe gehüllten Hände hält den Schleier, die andere ein werthvolles Taschentuch.

Das Eigenthümliche dieser Tracht fällt jedem Fremden sehr auf und es braucht lange, ehe er sich an ihren Anblick gewöhnt und sie hübsch findet. Die enge Saya ist weder graciös noch anständig; die weite hingegen kleidet sehr vortheilhaft und paßt vortrefflich zu der anmuthigen Haltung und dem zierlichen Gange. Als ich zum ersten Male nach Lima kam und mehreren dicht verschleierten Frauen begegnete, von denen einige Rosenkränze in den Händen hielten, dachte ich, die Nonnen genießen in diesem Lande mehr Freiheiten als anderswo. Nach der Oracion, Abends um halb 7 Uhr,

dürfen sich, nach polizeilicher Vorschrift, keine Frauen mit Saya's mehr auf der Straße zeigen.

Da dieser Oberrock über die gewöhnliche Kleidung angezogen wird, so ist er sehr bequem und erspart eine sorgfältige Toilette. Bei kurzen Besuchen wird er anbehalten; bei längern legen ihn aber die Damen ab.

Saya y Manto sind die besten Hülfsmittel zu den zahlreichen Intriguen der Limeñas und werden auch redlich dazu benutzt. Die Tapadas (so werden die verschleierten Frauen genannt) nehmen sich auf den Straßen viele Freiheiten heraus und machen über Alles, was ihnen auffällt, ihre spitzigen Bemerkungen, müssen es sich aber auch gefallen lassen, wenn ihnen ihre Witze oft nicht sehr zart erwiedert werden. Der Schleier ist unantastbar; sollte ein Mann versuchen, den Manto gewaltsam zu heben, so würde er für diese Beleidigung vom Pöbel hart bestraft werden.

Besonders bei Liebesintriguen spielt diese Mummerei eine große Rolle und wird verabredungsgemäß in einem Tage oft mehrmals verändert. Wie oft geschieht es, daß eine Dame auf der Straße mit ihrem Anbeter ein Stelldichein verabredet, während ihr Mann kaum drei Schritte davon mit einem seiner Bekannten über Geschäfte spricht und keine Ahnung hat, daß die Tapada, deren schöne Gestalt er vielleicht bewundert, seine getreue Ehehälfte ist. Bald leiht Mariquita, bald Merceditas, bald Panchita der Freundin eine Saya, damit sie den Argusblicken ihres eifersüchtigen Gatten unkenntlich werde, indem sie wohl wissen, daß sie in ähnlichen Fällen des nämlichen Liebesdienstes gewiß sind. Zuweilen sieht man eine Dame in ganz zerrissener Saya, wie sie kaum die ärmste Frau tragen würde, einherschreiten, aber der werthvolle Shawl, das fein brodirte

Taschentuch, die seidenen Strümpfe und die reichen Atlasschuhe zeigen hinlänglich, daß die Tapada den höhern Ständen angehört und auf irgend ein Abenteuer ausgeht. Es ist sehr schwer, fast unmöglich, eine so verschleierte Dame zu erkennen; das eine Auge, welches gesehen wird, gibt einen unsicherern Anhaltspunkt ab als man glauben sollte; Haltung und Gang können sehr leicht verstellt werden. Da gewöhnlich der nämliche Manto auch bei veränderter Saya beibehalten wird, so sind viele Männer auf den Einfall gekommen, an diesem irgend ein Kennzeichen zu machen, um sich weniger zu täuschen, aber einige Aufmerksamkeit von Seite der Tapadas macht auch diese Vorsicht zu nichte.

Daß oft sehr unangenehme Täuschungen bei dieser Mummerei vorkommen, ist leicht begreiflich. Wenn eine hohe, schlanke Gestalt mit majestätischem Schritte einhergegangen kömmt, ihre feinen Umrisse auf das edelste Ebenmaß der Formen schließen lassen und aus dem dichten Manto ein großes, feuriges Auge hervorblitzt, so möchte man eine Hebe in dieser Hülle vermuthen. Aber zufälligerweise hebt sich der Schleier und darunter lächelt eine häßliche Mulattin von „Ohr zu Ohr.“

Die meisten Fremden, die sich mit Limeñas verheirathen, stellen als Hauptbedingung auf, daß ihre Frauen nach der Trauung Saya y Manto nicht mehr tragen dürfen. Die Bedingung wird angenommen, wie sie aber erfüllt wird, mögen die glücklichen Ehemänner selbst sagen. Mancher glaubt zwar, daß sein Machtspruch unbedingt befolgt werde; er ist aber gewöhnlich der Betrogene, da die Frauen nur etwas mehr List gebrauchen, um einer Sitte, der sie mit Leib und Seele ergeben sind, nicht gänzlich zu entsagen.

Verfolgen wir die Limeña (immer vorzüglich mit Rücksicht auf die weiße Creolin) auch in ihrem häuslichen Leben, so finden wir in ihr zwar eine besorgte Mutter, aber keine tüchtige Hausfrau. Fast jeder Dame steht eine, mehr als nöthige, Anzahl von Dienern, meistens Sclaven, zu Gebote. Köchin, Kindermagd, Stubenmädchen, Näherinnen, ein paar Bediente, einige kleine Neger oder Indianer, deren Hauptbeschäftigung es ist, hinter der Gebieterin, wenn sie zur Messe geht, einen Teppich zu tragen, gehören zu einer ordentlichen Haushaltung. Jeder dieser Diener thut wie ihm beliebt, und die Frau vom Hause bekümmert sich wenig um den Schlendrian, der bei mangelnder Aufsicht nothwendig einreißt. Sie steht spät auf, schmückt sich das Haar mit Jasmin und Orangenblüthen und erwartet das Frühstück; nach diesem empfängt oder macht sie Besuche; schaukelt sich während der Mittagsstunden in der Hängematte oder streckt sich auf das Sopha und raucht eine Cigarre und fährt nach Tisch wieder in Visiten; am Abend ist sie entweder im Theater, auf der Plaza oder auf der Brücke. Wenige Frauen beschäftigen sich mit Handarbeiten, in denen sie oft eine sehr große Fertigkeit besitzen, besonders im Sticken und feinen Nähen. In Gesellschaften arbeiten sie niemals, eben so wenig nach der Oracion. Glückliche Stadt, in der man den Strickstrumpf in gesellschaftlichen Kreisen nicht kennt! — Die Damen lieben die Musik leidenschaftlich, die meisten spielen entweder Clavier oder Guitarre und singen dazu, aber aus Mangel an guten Lehrern gewöhnlich nur sehr mittelmäßig. Das Tabakrauchen ist ziemlich allgemein unter den Frauen; doch thun sie es nur in ihren Gemächern; die jüngern selten, die ältern desto häufiger. In neuerer Zeit scheint diese häßliche Gewohnheit

in Lima in dem Verhältnisse abzunehmen, wie sie auf dem Continente der alten Welt an Aufnahme gewinnt. Das Schnupfen ist in die Klöster verbannt, wird aber dort von den Nonnen zum Extreme getrieben. Sie bedienen sich eines äußerst feinen, röthlichen spanischen Schnupftabaks, der ihnen den Luftweg durch die Nase hermetisch verschließt und dadurch eine eigenthümlich näselnde Modulation der Stimme bewirkt.

Die Eitelkeit und Sucht sich zu putzen hat bei den Frauen in Lima so ziemlich ihren Culminationspunkt erreicht. Sie wenden alles, was sie nur können an, um dieser Neigung zu genügen und stürzen sich oft in beträchtliche Schulden nur um sich Prunkgegenstände zu verschaffen. In frühern Zeiten, wo Perlen und Diamanten immer ächt sein mußten, war dies besonders der Fall, und manche Frau hat das große Vermögen ihres Mannes durch solche Ziereréien ruinirt; jetzt aber, bei den vielen französischen Immitationssteinen, können sie sich mit weniger Unkosten das Vergnügen eines blendenden Schmuckes erkaufen. Eben so leidenschaftlich lieben sie Wohlgerüche und begießen sich fortwährend mit kölnischem Wasser, Lavendelspiritus, Agua rica oder Mistura (ein sehr wohlriechendes gelbliches Wasser, welches aus vielen Blüthen, besonders Levkojen, Jasmin und der sogenannten Flor de Mistela (Talinum umbellatum) bereitet wird) und räuchern ihre Zimmer täglich mit Sahumerio.

Wenn sich die Frau des Hauses gegen ihre Besucher recht liebenswürdig zeigen will, so gießt sie den Damen wohlriechende Wasser in den Busen, den Herren in die Taschentücher. Dabei beklagen sie sich doch immer über Nervenreiz (los nervios), Schwindel und Unwohlsein.

Die Einbildung der Limeñas auf ihren wirklich schönen und kleinen Fuß kennt keine Gränzen. Sie mögen gehen, stehen, sitzen, in der Hängematte oder auf dem Sopha liegen, immer sehen sie sorgfältig darauf, daß doch das Füßchen zum Vorschein komme. Ein Lob ihrer Tugend, ihres Verstandes oder ihrer Schönheit hören sie gewiß mit weniger Wohlgefallen als das ihres niedlichen Fußes. Sie pflegen denselben mit einer scrupulösen Sorgfalt und vermeiden alles, was seine Entwickelung begünstigen könnte. Die Schuhe sind immer kürzer als ihr Inhalt und werden mit Mühe an den Fuß gezwängt. Sie sind meistens von Atlas oder Seide und reich brodirt, oder aus sehr feinem Saffianleder. Wöchentlich werden ein oder zwei Paar Schuhe gebraucht und es ist nichts Seltenes, daß die Rechnung für Fußbekleidung sich im Jahr auf zwei hundert Piaster beläuft. Ein großer Fuß «pataza inglesa» (eine englische Tatze), wie sie ihn spottweise nennen, ist den Limeñas ein Greuel. Ich hörte einer sehr schönen Europäerin von einigen Damen in Lima ein wohlverdientes Lob ertheilen, das aber mit folgenden Worten schloß: pero que pie, valgame Dios! parece una lancha! (aber welch ein Fuß, Gott steh' mir bei! er kömmt mir wie ein großes Boot vor) und doch hatte jene Dame einen Fuß, der in Europa durchaus nicht für besonders groß gegolten hätte.

Die Gourmanderie ist eine der übeln Eigenschaften der Bewohnerinnen Lima's. Neben ihren gewöhnlichen Mahlzeiten naschen sie fortwährend Eßwaaren, die von Negern auf den Straßen feil geboten werden. Bald wird der Tamalero*) ange-

*) Tamal ist eine Art Kuchen aus feingestoßenem Mais, in den etwas Schweinefleisch gelegt wird. Das Ganze ist in Maisblätter gewickelt. Tamaleros heißen diejenigen, die diese Kuchen verkaufen.

rufen, bald werden Omitas (süße Maiskuchen mit Rosinen), bald Pan de Chancay und Biscochos (süße Brode), bald Masamorita moroda (ein Brei von Fruchtsäften und Wasser), oder Frijoles coladas (gestoßene mit Syrup abgekochte Erbsen) gekauft, und doch wird dem Frühstücke und dem Mittagessen eben so reichlich zugesprochen, als wenn keine solche Zwischenakte statt gefunden hätten. Darf man sich wundern, daß die guten Damen sich beständig über Magenschmerzen (mal de estomago) beklagen?

Die Reinlichkeit im Innern der Häuser erstreckt sich nur auf die beiden Besuchszimmer, nämlich die Sala und Cuadra, während die übrigen Gemächer eher einem Stalle als einer menschlichen Wohnung gleichen und durchaus nicht zum Vortheil ihrer Bewohnerinnen sprechen. Deutlich zeigt sich darin der Nationalcharakter: Viel Schein und wenig innern Gehalt.

Die Namen der Frauen in Lima klingen oft sonderbar, da man dem neugebornen Kinde immer den Namen des Heiligen oder des Festes, das an dem Tage der Geburt gefeiert wird, beilegt. Besonders komisch sind diejenigen, die von den Erscheinungen der h. Jungfrau Maria entnommen werden, z. B. Nieves (Schnee), als Maria dem San Francisco auf den Schneebergen erschien; Pilar (Brunnenbecken), von ihrer Erscheinung auf dem Brunnen in Saragosa; Concepcion (Empfängniß), von Mariä Empfängniß. Natividad (Geburt) heißen die, welche am Weihnachtstage, Candelaria die an Lichtmeß, Asuncion (Erhöhung), die an Mariä Himmelfahrt (15. August), Jesus, die am ersten Tage des Jahres geboren werden. Die Namen werden gewöhnlich verkleinert, indem man ihnen die Endsylbe ita anhängt. Es ist an-

fangs für den Fremden sehr auffallend, wenn er eine junge Dame Doña Jesusita (das kleine Fräulein Jesus) nennen hört. Viele Verkleinerungsworte entstellen den Taufnamen vollständig, z. B. Panchita für Francisca, Petita für Josefa, Conchita für Conception u. s. w. Nach der Verheirathung nehmen die Frauen den Familiennamen ihres Mannes nicht an, sondern hängen ihn an ihren eigenen mit der Partikel de (von) an, z. B. Maria Juana Rodriguez de Salazar.

Auf einem gewissen Alter angelangt, ändern die Limeñas ihre Lebensweise gänzlich. Wenn sie fühlen, daß ihre Blüthezeit vorüber ist, daß ihnen von Außen nicht mehr die Aufmerksamkeit geschenkt wird, die Jugend und Schönheit so lange fesselte, oder wenn sie selbst ermüdet sind von einem oft nicht sehr züchtigen Lebenswandel, oder übersättigt von einem zu reichlichen Genusse des bunten Sinnenrausches, nach dem sie so lange gejagt haben, dann entziehen sie sich freiwillig den Vergnügungen, wenden sich der Religion zu und werden „Beatas". Dann gehen sie täglich zwei- bis dreimal in die Kirche, beichten wöchentlich wenigstens einmal, gehen in der Charwoche in ein Bußhaus, fasten, beten, lamentiren, empfangen Besuche ihres Beichtigers, bereiten ihm die feinsten Leckerbissen, schicken ihm, wenn er nicht gerne zu Fuße geht, die Caleza und tragen auf alle mögliche Weise ihre Frömmigkeit zur Schau.

Diese Scheinheiligkeit, weit entfernt von einer wahren Reue, einem tiefgefühlten Glauben oder einer aufrichtigen Religiosität, ist um so empörender, da sie den Charakter fortwährend schlechter macht, denn diese Frömmlerinnen, die nicht mehr an den gewöhnlichen Vergnügungen Theil nehmen, beschäftigen sich desto mehr mit den Fehlern ihrer Nächsten

und richten den giftigen Stachel der Verläumdung gegen Alle, die in ihr Bereich kommen. Die Beatas bilden die gefährlichste Klasse der Bewohner von Lima und sind mehr zu scheuen, als die Straßenräuber, gegen deren offenen Angriff man sich wenigstens decken kann.

Die Limeñas besitzen außerordentlich viele natürliche Anlagen, die leider selten gehörig cultivirt werden. Sie haben einen durchdringenden, scharfen Verstand, ein klares Urtheil und sehr richtige Ansichten über die verschiedensten Lebensverhältnisse. Wie die Frauen von Sevilla, sind sie durch ihre schnellen, schlagenden Antworten bekannt und es ist gewiß, daß in einem Wortstreite eine Limeña nie den Kürzern zieht. Sie haben eine seltene Charakterfestigkeit und einen dem weiblichen Geschlechte im Allgemeinen nicht eigenen Muth und sind dadurch weit über die feigen, charakterlosen Männer erhaben. Bei den verschiedenen politischen Unruhen haben die Frauen eine eben so große, oft noch eine bedeutendere Rolle als die Männer gespielt. Mit großem Ehrgeize ausgerüstet, gewöhnt, mit Leichtigkeit die verwickeltsten Intriguen zu leiten, in den schwierigen Momenten mit der gehörigen Geistesgegenwart versehen, leidenschaftlich und muthig, greifen sie mit verhängnißvollem Erfolge in das große Rad der Politik und drehen es gewöhnlich zu ihrem eigenen Vortheile, selten zum Wohle des Staates.

In Doña Francisca Subyaga, Gattin des früheren Präsidenten von Peru, Don Agustin Gamarra, waren alle jene Eigenschaften in hohem Grade vereinigt. Freilich wird sie angeklagt, eine Hauptursache gewesen zu sein an dem unglücklichen Zustande Perus zur Zeit von Gamarras Regierung, aber ich glaube, daß gerade in der Charakterlosigkeit

und Feigheit ihres Mannes der wahre Grund jenes politischen Elendes zu suchen sei. Als Gamarra im Jahr 1834 mit seinen Truppen vom Pöbel in Lima mit Steinen vertrieben wurde und er jammernd und unschlüssig was er beginnen solle, auf der Plaza mayor stand, da sprengte Doña Francisca auf ihn zu, riß ihm den Degen von der Seite, stellte sich an die Spitze der Truppen und kommandirte einen wohlgeordneten Abzug, das einzige Mittel, sich und die Ueberreste des Heeres zu retten. Als sich dabei ein Fremder einige unanständige Aeußerungen erlaubte, ritt sie auf ihn zu und drohte ihm, sie werde sich bei ihrer Rückkehr ein Paar Reiterhandschuhe aus seiner Haut machen lassen. Sie starb einige Monate später im Exil in Valparaiso an epileptischen Anfällen, sonst hätte sie vier Jahre später bei günstiger Gelegenheit gewiß ihre Drohung vollzogen. Das Leben dieser Frau seit ihrer Vermählung mit Gamarra bietet eine so ununterbrochene Reihe von merkwürdigen Zügen von Muth, Entschlossenheit, Geistesgegenwart und Leidenschaften dar, daß es der Feder eines tüchtigen Biographen werth wäre.

Ohne die Intriguen von Frauen wäre wohl Santa Cruz nie gestürzt worden. Die Revolution von Orbegoso war das Werk einer Frau; ohne weibliche Machinationen hätten sich die Chilenos der Hauptstadt nicht bemächtigt.

Die Frauen von Lima erreichen einen hohen Grad von Bildung, wenn von früher Jugend eine zweckmäßige Erziehung die reichen Talente, mit denen sie begabt sind, sorgfältig entwickelt. Manche durch Geist und Kenntnisse ausgezeichnete Frau hat diese Stadt aufzuweisen. Ich erlaube mir, in diesen Blättern den Namen einer von ihnen aufzuzeichnen, die mir eine

der schönsten Erinnerungen gewährt, die ich aus Peru mitgenommen habe.

Doña Manuela Ravago de Riglos, Tochter eines edlen Spaniers, der unter drei Vicekönigen die eben so ehrenvolle als schwierige Stelle eines Geheimsekretärs bekleidete, zeichnete sich seit ihrer früheren Jugend durch seltene Anlagen aus und hatte das Glück, dieselben unter den günstigsten Verhältnissen pflegen zu können. Mit Eifer widmete sie sich dem Studium der Literatur und versuchte sich mit dem glücklichsten Erfolge in der Poesie ihrer so herrlichen Muttersprache. Ihre Gedichte, von denen nur wenige der Oeffentlichkeit übergeben wurden, zeichnen sich eben so sehr durch das reine, tiefe Gefühl, als durch den erhabenen Schwung der Gedanken aus. Ein Kreis gebildeter Männer versammelte sich regelmäßig um sie und fand in ihrer geistreichen und mannigfaltigen Unterhaltung einen reichen Genuß. Mit der herzlichsten Zuvorkommenheit empfing sie die Fremden und viele werden sich mit mir im fernen Vaterlande der herrlichen Stunden erinnern, die sie in ihrer Gesellschaft genossen haben. Ein früher Tod entriß ihr den Gatten und der Kummer über diesen schmerzlichen Verlust legte den Keim einer unheilbaren Krankheit in ihre Brust. Die Aerzte schickten sie in das Gebirge in der eiteln Hoffnung, die reine Alpenluft werde dem fortschreitenden Uebel Einhalt thun. Dort lernte ich Doña Manuela kennen, körperlich tief gebeugt, aber geistig immer frisch und jung. Bei dem Bewußtsein eines nahen und frühen Todes (sie hatte das 33. Lebensjahr noch nicht vollendet) und dem drückenden Gefühle, fünf Kinder, die mit der innigsten Liebe an ihr hingen, zu verlassen, richtete sie doch mit freundlichen Worten des Trostes ihre

trauernde Familie und die bekümmerten Freunde auf. Rührend war die Resignation und das gläubige Vertrauen dieser edlen Frau, deren Lippen nie eine Klage gegen das harte Verhängniß bewegte. Nur die Sehnsucht, in Lima zu sterben und an der Seite ihres Gatten zu ruhen, erfüllte sie zuweilen mit Wehmuth und mit thränenschwerem Auge wiederholte sie die erste Strophe eines ihrer früheren Gedichte:

A la orilla de mi rio
A la orilla del Rimac
Dios de Misericordia
Devuelva me por piedad*)!

Ihr Wunsch wurde erfüllt. Am 18. October 1842 wurde die irdische Hülle von Doña Manuela Ravago in der Nische, die ihren Gatten sechs Jahre früher aufgenommen hatte, beigesetzt. Friede sei mit ihrer Asche!

Die Indianer in Lima machen nur einen kleinen Bruchtheil der Bevölkerung aus (5000 auf 54000). Unter diesen sind fast eben so viele Zugewanderte als Eingeborne; die meisten der ersteren sind aus dem Gebirge, nur wenige von der Küste. Da ihr Charakter durch den ununterbrochenen Verkehr mit den Weißen sehr modificirt ist, so will ich da, wo sie in ihrer ursprünglichen Reinheit auftreten, ein Bild von ihnen entwerfen und die Verschiedenheit des Indio Costeño (Küstenindianer) vom Indio serano (Gebirgsindianer) hervorheben. Die Indianer in Lima sind thätige und unverdrossene Leute. Viele von ihnen

---

*) An das Ufer meines Flusses,
An des blauen Rimac's Ufer
Bring, o Vater des Erbarmens,
Bring aus Gnade mich zurück!

haben Krämerladen und genießen wegen ihrer Ehrlichkeit in den großen Handlungshäusern eines guten Credits. Fast alle Posamentirer in dem Portal de Botonero sind Indianer; auch unter den Sattlern und Silberarbeitern findet man viele derselben. Die Indianer, die sich als Dienstboten verdingen, sind weniger thätig und ehrlich und mehr verschlossen und mißtrauisch; die Neuangekommenen besonders trifft dieser Vorwurf. Sie sind in der Regel eitel, aber dabei unglaublich unreinlich. Alle stehen in ihren geistigen Fähigkeiten weiter hinter den weißen Creolen zurück, vor denen sie eine gewisse, nicht leicht zu tilgende Scheu haben.

In früheren Zeiten war in Lima ein eigenes Collegium für edelbürtige Indianer, auch wurde von den Abkömmlingen der Yncas je der älteste Sohn der Familie, wenn er studiren wollte, auf Staatskosten in das Collegium von San Carlos aufgenommen. Seit der Unabhängigkeit sind aber alle Privilegien, welche die Indianer genossen, aufgehoben.

Die Neger bilden in Lima den fünften Theil der Bevölkerung; ihre Zahl beläuft sich auf etwas mehr als 10,000, worunter 4800 Sclaven sind. Obgleich ein Paragraph der Unabhängigkeitskarte erklärt, „daß Niemand in Peru als Sclave geboren werde," so hat doch der Nationalcongreß zu verschiedenenmalen für gut gefunden, diesen Grundsatz abzuändern. In Huaura wurde bestimmt, daß die in der Sklaverei gebornen Kinder erst in ihrem 25. Jahre frei sein sollen, der Congreß von Huancayo verlängerte die Zeit bis auf 50 Jahre. Neue Zufuhr von Negern aus Afrika findet keine statt, da nach einem andern Paragraphen der nämlichen Acte „jeder, der als Sclave aus einem andern Lande nach Peru kömmt, von dem Augenblicke, in dem er den Boden dieser Republik betritt,

frei ist." Wenn also ein Peruaner mit seinem Bedienten eine Reise nach Chile macht und ihn wieder in sein Vaterland zurückbringt, so kann der Sclave seine Freiheit verlangen; nur entlaufene Neger machen eine Ausnahme, sie können bei ihrer Rückkehr auch nach mehrjähriger Abwesenheit reclamirt werden. Der Werth der Sclaven ist weniger bedeutend, als in den südlichen Staaten von Nordamerika. In Lima kostet ein junger, starker, gesunder Neger durchschnittlich 400 Piaster; eine Negerin, besonders eine Negra de Chavra (zu Feldarbeiten geschickt), 100 Piaster mehr. Der Preis hängt bei denen, die zum Hausdienste bestimmt sind, von dem Charakter und den Fähigkeiten ab; ein guter Koch und eine geschickte Näherin kosten einige Goldunzen mehr als die, welche als Wasserträger oder Knechte benutzt werden. Bei den Plantagennegern wird hingegen nur Rücksicht auf Gesundheit und Körperkraft genommen.

Die Behandlung der Sclaven in Lima ist, besonders von Seite der Creolen, außerordentlich milde und im Durchschnitte gerade wie die der Dienstboten in Europa. Sehr selten wendet der Herr selbst gegen seinen Neger strenge körperliche Strafen an; hat er solche verdient, so wird er nach der Bäckerei (Panaderia) geschickt, wo er die nöthige Züchtigung erhält. Das Kneten des Teiges und das Backen des Brodes wird bei der großen Hitze als eine der beschwerlichsten Arbeiten angesehen und nur von Sclaven ausgeführt, die unter der strengsten Fuchtel eines unbarmherzigen Mayordomo stehen. Da alle irgend eines Vergehens schuldig sind und zur Strafe in die Bäckerei geschickt werden, so wird um so weniger Rücksicht gegen sie genommen und der kleinste Fehler mit harter Strafe gerügt. Es stehen oft 25 bis 30 Neger an einer Mulde und

kneten ihren von Gesicht und Brust herabrieselnden Schweiß in das Brod, während die lange Peitsche über die nackten Rücken schwirrt. Härtere Züchtigungen werden vom Mayordomo noch besonders verhängt. Je nach dem Vergehen dauert die Strafzeit 24 Stunden bis mehrere Jahre; sehr schlechte, unverbesserliche Neger werden dem Bäcker zu geringem Preise verkauft. Die Furcht vor der Panaderia ist bei den Sclaven so groß, daß sie schon bei der bloßen Drohung zusammenbeben, und soll diese ausgeführt werden, ihren Gebieter auf das Flehendlichste bitten, er möge sie selbst so hart bestrafen, wie er wolle, denn sie wissen wohl, daß sie dann wohlfeileren Kaufes davonkommen.

Die Specialgesetze, welche die Sclaven in Lima schützen, sind so vortheilhaft, wie wohl in keinem andern Sclavenstaate. Es ist ein eigener Richter bestimmt, vor den die Sclaven ihre Klagen bringen können und der sie vor ungerechten Mißhandlungen schützt. Wenn einer die Summe, die sein Herr für ihn verlangt und die in schwierigen Fällen durch gesetzliche Schätzung festgesetzt wird, bezahlen kann, so ist er frei; auch hat er das Recht, sich selbst an einen andern Herrn zu verkaufen, wenn dieser seinem ersten Besitzer die Kaufsumme ausbezahlen will, und so ungerne ihn oft dieser verliert, so muß er sich doch dem Gesetze fügen. Den Negern sind zahlreiche Mittel an die Hand gegeben, sich Geld zu erwerben. Ihr Dienst erlaubt ihnen, während fünf bis sechs Stunden des Tages für sich zu arbeiten, so daß es ihnen ein Leichtes ist, im Laufe einiger Jahre die Loskaufungssumme zusammen zu bringen. Gewöhnlich gebrauchen sie aber das Geld zur Befriedigung sinnlicher Bedürfnisse und trachten nicht sehr nach ihrer Freiheit. Als Sclaven erhalten sie Wohnung, Nahrung,

Kleidung und Pflege in ihren Krankheiten, sowie sie aber frei sind, müssen sie für alle diese Bedürfnisse selbst sorgen, was bei ihrer angebornen Trägheit keine Kleinigkeit ist. Die Hausneger sind in der Regel gerne Sclaven, nicht aber die Plantagenneger, die strengere Arbeit und eine härtere Behandlung haben. Ich kannte einen alten Neger, der sich ein Vermögen von 6000 Piaster zusammengespart hatte, ohne sich seine Freiheit zu verschaffen, wohl aber hatte er seine Kinder und zwei Schwestern losgekauft. Er bemerkte mir mehrmals, wenn er frei wäre, so würde er es nicht halb so gut haben. Als Bediente sind die Neger tauglicher, als die Indianer, da sie etwas lebhafter sind und besser als jene die Behandlung der Pferde kennen. Sie erfordern aber eine stete Aufsicht und ein ununterbrochenes Mahnen und Drohen. Die Ursache der vielen schlechten Sclaven in Lima liegt einzig in der zu milden Behandlung; diese Klasse von Menschen kann nur durch unerbittliche Strenge zu etwas Ordentlichem gebildet werden.

Viel besser als die Creolenneger sind die eingeführten afrikanischen (Bosales), obgleich sie jenen an Körperkraft in der Regel nachstehen und weniger aufgeweckt und lebhaft sind; sie sind aber geduldig, sehr folgsam und ungleich viel treuer und anhänglicher als die in Peru geborenen. Sie behalten immer einen gewissen Stolz bei, der besonders bei denen aus fürstlichem Geblüte stark hervortritt. Ein Altspanier hatte sich eine junge Negerprinzessin gekauft, die schlechterdings fast zu keinem Dienste gebraucht werden konnte. Als sie auf den Markt geschickt wurde, stellte sie den Korb auf die Erde und gab zu verstehen, sie sei gewohnt, bedient zu werden, aber nicht zu dienen. Die natürliche Folge dieser Weigerung war eine tüchtige Tracht Peitschenhiebe, mit der sie der Mayor-

domo zu ihrer Pflicht zurückführen wollte; aber vergebens. Lautlos ertrug sie die unbarmherzigsten Züchtigungen, wich aber keinen Finger breit von ihrem Starrsinn ab. Stundenlang saß sie, finster vor sich hinstarrend, auf der Erde und brummte in dem eigenthümlichen Bosaltone: yo clavita, yo clavita *), sprang dann auf und rannte mit dem Kopfe gegen die Mauer, bis sie besinnungslos niederstürzte. Da sie Zuneigung zu den Kindern des Hauses zeigte, so wurde ihr die Pflege derselben anvertraut. Mit einer Zärtlichkeit und einer Treue, die wirklich rührend war, versah sie ihren Dienst. Nie hat sie aber die geringste Handleistung gethan, die ihre Stelle nicht erforderte. Ihr Gebieter war vernünftig genug, sie in ihrem tadellosen, stillen Treiben nicht durch rohe Eingriffe zu stören.

Widerspenstigkeit ist bei den Bosalnegern die unausbleibliche Folge einer harten Behandlung, die sie finster und stumm ertragen, während sich die Creolen winden und drehen wie ein Wurm und hernach wieder ganz freundlich thun.

Als die Zahl der afrikanischen Neger in Lima bedeutender war, hielten die verschiedenen Stämme fest zu einander und bildeten Innungen (die sogenannten Cofradias), die sich in regelmäßigen Zusammenkünften vereinigten, in denen den Sclaven aus fürstlichen Familien eine Ehrerbietung erzeigt wurde, wie sie sie kaum in ihrem Vaterlande genossen hatten. Unter Reden, religiösen Ceremonien, Musik, Gesang und Tanz schwelgten sie in der Erinnerung ihres fernen Vaterlandes und einer glücklichen Vergangenheit.

---

*) Wahrscheinlich Abkürzung von yo esclavita (Verkleinerung von esclava), „ich Sclavin.“

Die Cofradias hatten auch einen philanthropischen Zweck, da sehr oft den Sclaven, die einen harten Herrn hatten, durch eine allgemeine Steuer die Loskaufungssumme vorgestreckt wurde.

Seit der Unabhängigkeit von Peru und der dadurch aufgehobenen Negerzufuhr sind die Cofradias in Verfall gerathen und haben ihren ursprünglichen Charakter eingebüßt. Jetzt nehmen auch Creolen- und freie Neger daran Theil. In der Vorstadt San Lazaro sind die Lokale dieser Zusammenkünfte; ihre Wände sind mit den lächerlichsten Figuren von Negerkönigen, Elephanten, Kameelen, Palmen ꝛc. bemalt.

Die freien Neger sind in Lima wie in ganz Peru eine wahre Landplage. Zu faul, eine anstrengende Arbeit zu übernehmen und sich dadurch den nöthigen Unterhalt zu verdienen, ergreifen sie jedes Mittel, sich auf möglichst leichte Weise Geld zu erwerben. Das bequemste für sie ist: an den Straßen aufzulauern und die Reisenden auszuplündern. Fast alle Straßenräuber an der Küste von Peru sind freie Neger. Das Stehlen und Betrügen ist ihnen zur andern Natur geworden, dabei sind sie viehisch sinnlich und in allen ihren Neigungen ausschweifend. Mancher warme Vertheidiger der Neger möchte wohl diese bösen Eigenschaften dem Mangel an Erziehung, der Erinnerung an die Sclaverei, der Rache u. s. w. zuschreiben und darin hinlängliche Entschuldigungsgründe dafür finden. Ich spreche hier aber auch von den freigebornen Negern, die, in reiche Häuser aufgenommen, von der frühesten Jugend eine eben so gute Erziehung als die weißen Creolen genossen haben, mit Wohlthaten überhäuft und auf das Freundlichste behandelt wurden, die sich aber dennoch nicht von denen unterscheiden, die halb verwildert

bei ihren eigenen Eltern aufwuchsen. Kann der Neger lesen und schreiben und ist er in den Wissenschaften etwas bewandert, so wird er nur ein desto feinerer Spitzbube, der, statt auf den Landstraßen die Reisenden zu berauben, im Innern der Stadt, im bürgerlichen Leben seine Schlechtigkeiten ausübt. Welches ist die Ursache dieser unverbesserlichen Schlechtigkeit der Neger? Die Antwort auf diese wichtige Frage ist nicht leicht, wenn wir von dem Grundsatze ausgehen wollen, die Neger seien eben so bildungsfähig, wie die Caucasier und zum Ueberflusse noch etwa einzelne Beispiele von gelehrten Aethiopiern als Unterstützungsgrund herbeisuchen wollen. Diejenigen, welche dieser Ansicht huldigen und genau mit den socialen Verhältnissen der Länder bekannt sind, in denen freie Neger in Menge leben, mögen die Frage lösen. Meine Ansicht ist die, daß die Neger in ihrer Bildungsfähigkeit weit hinter den Europäern zurückstehen und daß sie als Masse nie, auch bei der sorgfältigsten Erziehung nicht, sich auf eine hohe Stufe der Cultur schwingen können, weil sich der Bau ihres Schädels und die dadurch bedingte Entwickelung des Gehirnes zu sehr den thierischen Formen nähern. Der Nachahmungstrieb der Affen ist bei den Negern in hohem Grade entwickelt; sie erfassen das Mechanische leicht und schnell, der Geist bleibt ihnen fremd. Sinnlichkeit ist der Mittelpunkt, um den sich ihr ganzes Sein, ihr Denken und Handeln dreht; sie sind nur bedingt frei und handeln so, weil sie müssen, nicht bloß, weil sie wollen. Hierin liegt der Grund, aber auch zugleich die Entschuldigung ihres schlechten Charakters.

Eine der Hauptbeschäftigungen der Neger in Lima ist das Lasttragen und der Wasserverkauf. Jeder Wasserträger hat ein Maulthier oder einen Esel, der mit zwei in einem

korbartigen Sattel gestellten Fäßchen beladen ist. Diese kleinen Tonnen werden gewöhnlich im großen Brunnen der Plaza mayor gefüllt und bis in die entferntesten Stadtquartiere gebracht. Die Ladung kostet einen halben Real. Die Sclaven müssen ihrem Herrn täglich eine bestimmte Summe abgeben; was sie mehr verdienen, ist ihr eigener Gewinn. Die Wasserträger haben die Verpflichtung, im Sommer den Hauptplatz zu spritzen und alle Montage die herrenlosen Hunde, deren es eine ungeheure Anzahl gibt, zu tödten*). Diese Beschäftigung ist für die Neger ein eigentliches Vergnügen und man sieht ihnen an, mit welcher Mordlust sie die Hunde verfolgen und sie mit ihren langen Stöcken erschlagen. Es werden oft an einem Montage 2—300 Hunde getödtet und in großen Karren vor die Stadtmauer geschleppt, wo sie den Aasgeiern zum köstlichen Futter dienen.

Die Lastträger sind wahre Sonnenbrüder; den ganzen Tag stehen sie an den Straßenecken und in den Pulperias (Branntweinschenken) und erwarten, daß sie gerufen werden. Mit schweren Lasten befassen sie sich nicht und für die kleineren verlangen sie sehr hohe Preise.

Alle Morgen wird durch Neger der nahegelegenen Chacras (Landgüter) Pferdefutter, aus Klee (Alfalfa) oder Gras (Maisillo) bestehend, nach Lima gebracht. Jeder derselben treibt 60 bis 80 beladene Esel vor sich her. Mit einer langen Peitsche bewaffnet, reitet er selbst auf einem der stärksten Esel und schlägt so unbarmherzig auf die armen Thiere los,

*) Seit ungefähr 40 Jahren hat sich die Hundswuth an mehreren Punkten der peruanischen Küste gezeigt, daher diese polizeiliche Vorsichtsmaßregel.

daß sie immer im scharfen Trabe oder im Galoppe davonlaufen. Mit einer spitzigen Schafrippe sticht er seinen Reitesel unaufhörlich in die Lenden und reißt ihm damit große Stücke Haut und Fleisch weg. Ueberhaupt ist diesen Barbaren jedes Gefühl von Menschlichkeit fremd und ihre raffinirte Grausamkeit gegen die Lastthiere kennt keine Gränze. Ich habe gesehen, wie ein Neger, dessen Esel müde war, einen großen hölzernen Steigbügel losschnallte und ihn mit demselben so lange schlug, bis er todt niederstürzte. Die Mißhandlungen, die diese Unmenschen gegen jene harmlosen Thiere ausüben, gränzen an das Unglaubliche und wären allein schon hinreichend, das ungünstigste Licht auf den Charakter der Neger zu werfen, wenn sie nicht schon außerdem so viele schlechte Eigenschaften hätten, die eine mißverstandene und falsch angewandte Philanthropie nur zu schnell zu entschuldigen und mit dem „Mantel der Liebe" zu bedecken bereit ist. Es ist übrigens eine bekannte Sache, daß gerade Diejenigen, die nie den engen Kreis, in dem sie geboren oder erzogen wurden, verlassen haben, die wärmsten Vertheidiger der sogenannten unterdrückten und verachteten Menschenraçen sind und über Verhältnisse aburtheilen, welche sie nicht aus dem richtigen Gesichtspunkte aufzufassen vermögen.

Das Sprüchwort: „Lima ist der Himmel der Frauen, das Fegefeuer der Ehemänner und die Hölle der Esel", wird nach dem schon Erzählten keiner ferneren Bestätigung bedürfen.

Die Negerinnen unterscheiden sich in ihrem Charakter nur wenig von ihren Männern, doch gebührt ihnen das Lob, daß sie etwas thätiger, ausdauernder und williger sind. Als Dienstboten sind sie brauchbar und den Mischlingen weit vor-

zuziehen. Sehr gerne wählt man sie zu Ammen und als solche erfüllen sie ihren Zweck vortrefflich. Ihre Eitelkeit ist unbegränzt und mit großer Sinnlichkeit verbunden. Jeden Real, den sie sich ersparen können, wenden sie an Kleidung und Putzgegenstände. In feinen, weißen, reich mit Spitzen besetzten Mousselin-Kleidern, die nicht ganz bis zu den Knöcheln hinunter reichen, mit kurzen Aermeln, aus denen die kohlschwarzen Arme hervorquellen, mit blaßrothen seidenen Strümpfen, hellblauen Atlasschuhen, großen goldenen Ohrengehängen, nacktem Hals und Brust stolziren sie an Festtagen einher. Aechte, sehr werthvolle Edelsteine machen oft ihren Schmuck aus. Eine Sclavin einer mir bekannten Familie besaß eine Schnur der größten und feinsten panamenischen Perlen, die mehrere tausend Thaler werth war. Das reine Weiß dieses Schmuckes hob sich wundervoll auf dem tiefschwarzen Nacken hervor und zierte die Negersclavin mehr als die schönste Europäerin.

Das Geschäft der Wäscherinnen wird in Lima meistens von Negerinnen, aber sehr schonungslos, betrieben. Sie zerklopfen am Flusse die Linge zwischen zwei Steinen so, daß auch die stärkste Leinwand in Kurzem ganz durchlöchert ist. Sie haben die üble Gewohnheit, die Wäsche sehr lange zu behalten, ehe sie dieselbe zurückbringen. Nach ihrem Empfange waschen sie sogleich einen Theil davon, besonders Hemden, Strümpfe und Leintücher, und bedienen sich dann derselben zu ihrem eigenen Gebrauche; ihre Betten sind mit fremden Leintüchern bedeckt und ihre Männer oder Geliebten tragen an Feiertagen die feinsten Hemden, die wahrlich nicht für sie gemacht wurden. Nach zwei bis drei Monaten wird die Wäsche, nach häufigem Gebrauche, wieder gereinigt

und zurückbestellt. Die Klagen der Damen von Lima über das ganze dienstthuende Personal sind endlos, aber vergeblich.

Die Neger, sowohl die Sclaven als auch die Freien, reden die Weißen immer mit « mi amo » (mein Gebieter) und mit «Su merced» (Euer Gnaden) an, die Indianer hingegen, die sich viel mehr dünken, gebrauchen die unter den Weißen üblichen Ausdrücke „Señor" und „Usted."

Nachdem wir nun die Hauptragen betrachtet haben, wollen wir uns zum bunten Heere der Mischlinge wenden, die in Lima einen so beträchtlichen Theil der Bevölkerung ausmachen. Ich werde zuerst hier eine kurze Uebersicht der in Europa so häufig verwechselten Varietäten, mit Bezeichnung ihrer Eltern, geben. Stevenson hat, in seinem schon oben erwähnten trefflichen Werke, eine lange Liste dieser Mischungen angeführt, und dabei immer bemerkt, wie viel Achtel oder Sechzehntel weiße, schwarze oder braune Farbe jede derselben enthalte. Diese Angaben sind aber nicht sicher und ziemlich überflüssig, um so mehr, da sie nur dem äußern Ansehen nach, das unendlich vielen Abweichungen unterworfen ist, aufgestellt sind. Stevenson begeht den Irrthum, die Kinder von einem Neger mit einer Weißen „Zambos" zu nennen, während er die Kinder von einem Weißen mit einer Negerin als „Mulaten" bezeichnet; eben so heißt er die von einem Weißen mit einer Cuarterona „Quinteros" und die von einem Cuarteron mit einer Weißen „Cuarterones". Es ist aber eine feste Regel, daß die Kinder immer mit dem nämlichen Mischungsnamen bezeichnet werden, sei nun der Vater oder die Mutter von verschiedener Farbe; und demnach die Kinder von einem Neger mit einer Weißen eben so gut „Mulaten"

heißen, als wenn das umgekehrte elterliche Verhältniß statt finden würde. Wenn sich ein Mischling mit einer Frau verheirathet, die dunkler ist als er selbst und sich seine Kinder dadurch mehr von der weißen Farbe entfernen, so heißt dies «un paso atras» (ein Schritt rückwärts).

In Europa glaubt man sehr häufig, daß an den Begriff «Creole» eine bestimmte Färbung geknüpft sei. Dem ist nicht so, denn Creolen werden alle diejenigen Amerikaner genannt, welche von Eltern aus der alten Welt, seien es Europäer oder Afrikaner, abstammen. Es gibt also eben so gut weiße als schwarze Creolen*).

Mischungen.

Eltern.	Kinder.
Weißer und Negerin:	Mulato.
Weißer und Indianerin:	Mestizo.
Indianer und Negerin:	Chino.
Weißer mit Mulata:	Cuarteron.
Weißer mit Mestiza:	Creole, nur durch einen blassen, etwas in's Bräunliche spielenden Teint vom Weißen unterschieden.
Weißer mit China:	China blanca.
Weißer mit Cuarterona:	Quintero.
Weißer mit Quintero:	Weißer.
Neger mit Mulata:	Zambo negro.

*) Creole kömmt von dem spanischen Worte „Criollo", dieses von „criar", zeugen, ernähren, pflegen. Unter Criollo verstehen die Spanier nicht nur Menschen, sondern auch alle diejenigen Thiere, die von eingeführten Eltern abstammend sich in den Colonien vermehren; so giebt es Pferde, Rindvieh, Hühner ꝛc., die Criollos sind.

Eltern:	Kinder.
Neger mit Mestizin:	Mulata oscura.
Neger mit China:	Zambo-Chino.
Neger mit Zamba:	Zamba-negra, fast ganz schwarz.
Neger mit Cuarterona und Quintera:	Etwas dunkle Mulaten.
Indianer mit Mulata:	China oscura.
Indianer mit Mestiza:	Mestizo claro, oft sehr schön.
Indianer mit China:	Chino-Cholo.
Indianer mit Zamba:	Zambo claro.
Indianer mit China-Chola:	Indianer mit etwas kurzem, struppigem Haare.
Indianer mit Cuarterona und Quintera:	Etwas braune Mestizen.
Mulate mit Zamba:	Zamba, schlechte Raçe.
Mulate mit Mestiza:	Chinos, die ziemlich hell sind.
Mulate mit China:	Etwas dunkle Chinos.

Außer diesen angeführten Mischungen gibt es noch unzählige, die aber nicht mit besondern Namen belegt werden, da sie sich in ihrer Hautfarbe nur sehr wenig von den hier aufgezählten unterscheiden. Das beste Criterion zur Varietäten-Bestimmung ist das Haar der Frauen, welches viel weniger trügt als die Gesichtsfarbe, die zuweilen in grellem Widerspruch mit der Abstammung steht. Es gibt Mulatinnen, die einen fast blendend weißen Teint haben und an Regelmäßigkeit der Gesichtszüge den schönsten Europäerinnen an die Seite gestellt werden können, die aber an ihrem kaum fingerlangen Wollhaare den untrüglichen Stammbaum mit sich herum tragen.

Die weißen Creolinnen in Lima haben einen eigenthümlichen Scharfblick, jeden Mischling auf den ersten Anblick zu erkennen, und unterlassen es nicht, ihre Entdeckung sogleich dem weniger Geübten mit einem gewissen Triumphe mitzutheilen, denn sie haben die leicht zu entschuldigende Schwäche, auf ihre reine Abkunft von Europäern stolz zu sein. Trotz der republikanischen Verfassung, herrscht doch in Peru ein außerordentlich starker Kastengeist, der sich bei jeder Gelegenheit kund gibt, besonders bei Streitigkeiten, bei denen immer der Hellere dem Dunkleren seine Abstammung vorwirft. Der Weiße wird von allen Varietäten am meisten beneidet und keine sucht ihm den Rang streitig zu machen. Der Indianer sieht mit Abscheu auf den Neger, dieser mit Verachtung auf den Indio. Der Mulate glaubt sich fast dem Europäer gleich und meint das Bischen (!) Schwarz in seiner Haut bedeute nicht so viel, um ihn hinter den Mestizen zu stellen, der doch nur ein «Indio bruto»*) sei. Der unverschämte Zambo lacht über Alle und sagt: „wenn er selbst auch nicht viel werth sei, so sei er doch besser als seine Eltern!" — Jeder findet irgend einen Grund, sich besser und die übrigen schlechter zu machen.

Der schon oben ausgesprochene Satz, daß die Mischlinge nur die Fehler, nicht aber die Tugenden ihrer Eltern in sich vereinigen, ist nicht ganz unbedingt hinzustellen. Eine ehrenvolle Ausnahme davon machen die Mestizen. Sie haben viele gute Eigenschaften, sowohl von den Weißen als auch

---

*) Ein viehischer Indianer. Ein Lieblingsausdruck der Limeños, wenn sie von den Indianern sprechen, die gewiß eine solche lieblose Bezeichnung nicht verdienen.

von den Indianern. Sie sind sanft, mitleidig, leicht erregbar, gute Freunde in der Noth, wenn es auf augenblickliche Hülfe ankömmt, aber dabei wankelmüthig und nicht tapfer. Sie schließen sich mit großer Vorliebe an die Weißen an, wollen aber nicht viel von den Indianern wissen und behandeln sie meistens mit Verachtung. Ihre Zahl in Lima ist weniger bedeutend als im Innern des Landes, wo ganze Dörfer nur aus Mestizen bestehen. Dort nennen sie sich die „Weißen" und stellen sich schroff den Indianern gegenüber. Man kann ihnen kein angenehmeres Compliment sagen, als wenn man sie frägt, ob sie nicht Spanier seien, was sie in der Regel bejahend beantworten, wenn gleich der Indianertypus in allen ihren Zügen unverkennbar ausgeprägt ist. Die Farbe der Mestizen ist hellbraun, zuweilen etwas in's Schwärzliche übergehend. Die Haare sind schlicht, lang und sehr stark. Häufig sieht man bei den Mestizinnen zwei armsdicke Haarflechten, die ihnen bis zu den Knieen hinunter reichen. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart, aber marquirte Gesichtszüge und einen starken Körperbau. Sie beschäftigen sich in Lima meistens mit Handwerken und Handel. Die meisten Hausirer (Mercachifles, die limenischen Juden) sind Mestizen.

Sehr verschieden von ihnen sind die Mulaten, die zwar etwas schwächlich gebaut sind, aber in geistiger Beziehung weit über alle Mischlinge, Neger und Indianer erhaben sind. Sie besitzen nicht nur ein sehr großes Geschick für mechanische Arbeiten, besonders für Handwerke, sondern auch eine außerordentliche Auffassungsgabe und ein merkwürdiges Nachahmungstalent, das, unter günstigen Verhältnissen, auf das glänzendste entwickelt werden könnte. Sie sind für jeden

Eindruck äußerst empfänglich und alle ihre Gefühle steigern sich gleich zu Leidenschaften. Immer nach Sinnengenuß jagend, kennen sie, unbesorgt um die Zukunft, nur den flüchtigen Augenblick der Gegenwart. Es gibt eine gewisse Classe von Mulaten, die in psychologischer Beziehung höchst merkwürdig sind. Man bezeichnet sie mit dem Spottnamen «Palanganas» *). Sie sind mit einem außerordentlichen Gedächtnisse ausgerüstet, so daß sie nach Jahren Reden und Predigten, die sie nur einmal gehört haben, wörtlich wiederholen können. Dabei haben sie eine üppige Phantasie und eine unbegränzte Unverschämtheit. Ueberall, wo es etwas zu sehen oder zu hören gibt, drängen sich die Palanganas vor und wiederholen auf die lächerlichste Weise und mit den sonderbarsten Gesticulationen alles, was ihnen in Predigten, Congreßreden oder bei irgend einer öffentlichen Feierlichkeit auffällt. In frühern Zeiten, als die Universität San Marcos noch in ihrer Blüthe war, stellte sich, bei feierlichen Acten, eine Parthie solcher Palanganas auf die Tribüne, verfolgte die Reden und Disputationen mit einem komischen Ernste, machte Glossen, mischte sich in die wichtigsten Fragen und wiederholte hernach auf der Straße die lateinischen Syllogismen (die bei jeder Gradertheilung in der Universität zwischen dem Candidaten und einem Opponenten, während einer halben Stunde, gewechselt werden müssen), zuweilen die ganzen Disputationen und Inauguralreden mit einem unnachahmbaren Eifer und Geberdespiel.

Wenn zwei Palanganas sich treffen, so sind sie unerschöpflich in der Wiederholung lateinischer Formeln, Zeitungs-

*) Palangana heißt das Waschbecken, besonders das Becken zum Barbiren. Figürlich: jeder prahlerische, gehaltlose Mensch.

artikel, Fragmenten aus Predigten u. s. w. und gesticuliren sich dabei fast zu tode. Folgendes ist eine sehr charakteristische Anekdote: In der Kirche von San Agustin stellte sich ein Palangana dem predigenden Mönche gegenüber und gab durch die lebhaftesten Geberden sein Mißfallen zu verstehen, so daß der Priester ausrief: „Dieser Mulate stört mich, bringt ihn hinweg!" „Oho," erwiederte dieser sogleich, „dies ist das einzige Neue, denn diese Predigt hat schon vor zwei Jahren Fray Manuel in San Francisco gehalten!"

Viele Mulaten studiren jetzt Theologie, da durch die Unabhängigkeit auch das „Gesetz der Indien"*), demzufolge sich kein Mischling dem geistlichen Stande als Priester widmen durfte, entkräftet wurde. Der Medicin haben sie sich mit Eifer ergeben. Die meisten Aerzte in Lima sind Mulaten; sie zeichnen sich aber durch rohe Unwissenheit aus, da sie weder theoretische noch clinische Lehrer haben; dennoch genießen sie das volle Vertrauen des Publicums, welches den gebildeten Fremden dem unwissenden Eingebornen weit nachsetzt. Als Barbiere leben die Mulaten ganz in ihrem Elemente, da sie die Eigenschaften, welche jene Classe von Leuten unter allen Himmelsstrichen auszeichnet, in hohem Grade besitzen.

Unter den Mulatinnen gibt es, wie oben bemerkt, einzelne ausgezeichnet schöne; aber immer fehlt ihnen das edle

*) Dieses Gesetz wurde mit sehr großer Strenge beobachtet. Nur Weiße oder reine Indianer durften Theologie studiren und die Weihe empfangen. Vor etwa vierzig Jahren gelang es einem Zambo, durch gewichtige Vermittelung und große Geldopfer, die Erlaubniß zu erhalten, als Priester eingeweiht zu werden. Sie wurde ihm aber nur unter der Bedingung gestattet, daß er nur in einer Kirche und immer am nämlichen Altare Messe lesen dürfe.

Oval des Gesichtes, welches die erste Bedingung einer classischen Schönheit ist. In der Regel ist ihr Gesicht ganz rund, etwas dick, mit stark ausgeprägten Zügen einer leidenschaftlichen Sinnlichkeit. Sehr rasch entfliehen ihre Reize und im vorrückenden Alter tritt immer mehr der Negertypus hervor. Ihr Haar ist kaum fingerlang, pechschwarz und krause; sie flechten es sehr künstlich in Zöpfchen, deren oft mehr als hundert ineinander verschlungen werden. Die Gesichtsfarbe variirt vom reinen Weiß bis zum Schwarzbraun. In der Regel sind sie dunkle Brünetten mit großen, schwarzen Augen und perlweißen Zähnen.

Ihre Eitelkeit steht der der Negerinnen durchaus nicht nach, verleiht ihnen aber eine gewisse Grazie, die jenen abgeht. Tanz, Guitarre, Spiel und Gesang lieben sie leidenschaftlich; ihre Stimme ist wohlklingend, aber nicht ausgebildet. Sie sind im Ganzen genommen thätig, aber launisch und falsch.

Die miserableste Classe aller Mischlinge bilden die Zambos. Alle Laster erreichen bei ihnen den höchsten Grad ihrer Entwickelung und ich glaube, unter tausenden ist kaum einer, der ein nützliches Glied der Gesellschaft oder des Staates wäre. Mit der größten Kaltblütigkeit begehen sie die gräßlichsten Verbrechen; mit stumpfer Ruhe ertragen sie die härtesten Strafen und setzen sich mit einer viehischen Gleichgültigkeit auf die Bank, um todtgeschossen zu werden. — Vierfünftel der Verbrecher, die die Stadtgefängnisse von Lima füllen, sind Zambos. Sie kennen keine Gesetze, als die, welche ihnen ihre thierische Natur vorschreibt und kommen deßhalb fortwährend mit der bürgerlichen Ordnung in Collision. Sie stehen noch viel tiefer, als die Neger, da ihnen die guten Eigenschaften, welche jene besitzen, durchaus abge-

hen. Ihr Körperbau ist athletisch; ihre Gesichtsfarbe schwarz, in's Olivenbraune übergehend. Die Nase ist viel weniger platt gedrückt als bei den Negern, aber die Lippen eben so aufgeworfen. Die Augen sind klein und durchdringend; das Haar nur wenig länger als bei den Negern, aber in größeren Locken gekräuselt. Die Männer haben einen sehr spärlichen Bart.

Nur wenig besser als die Zambos sind die Chinos. In der Körperbildung stehen sie hinter ihnen zurück, denn sie sind klein und etwas schmächtig. Ihre Gesichtsbildung ist häßlich. Nase und Mund sind die des Negers, Stirn, Wangen und Augen die des Indianers. Das Haar ist schwarz, struppig und weniger gekräuselt als das der Mulaten. Die Chinos sind heimtückisch, grollend, falsch und blutdürstig. Eine Beleidigung vergessen sie nie, und brüten so lange auf Rache, bis sich eine günstige, wenn auch entfernte Gelegenheit, sie zu befriedigen, darbietet. Sie sind sehr gefährliche Feinde.

Ueber die helleren Mischlinge, besonders die Cuartecones und Quinteros, läßt sich im Allgemeinen sehr wenig sagen. Körperlich und geistig nähern sie sich sehr den weißen Creolen, denen sie sich immer beizählen.

Ueber eine verabscheuungswürdige Classe von Menschen, die sogenannten „Maricones", schweige ich hier, da dieser Gegenstand besser an einem andern Orte zur Sprache kömmt.

Der größte Theil der Fremden, sowohl in Lima als auch im übrigen Peru, besteht aus Altspaniern, die vor dem Befreiungskriege eingewandert sind; nach demselben haben sich nur noch sehr wenige niedergelassen, da sich die Verhältnisse des Landes nicht sehr günstig für sie gestaltet haben. Die

meisten sind Grundbesitzer oder Kaufleute. Sie sind nüchtern, aber sehr leidenschaftliche Spieler und haben den Creolen in diesem Laster ein sehr gefährliches Erbtheil hinterlassen. Der Stolz und der Kastengeist, der die Spanier während des Königthums so sehr auszeichnete, ist gebrochen; wenn auch nicht ganz ausgerottet, so wird er doch sorgfältig verhehlt, da er zu nichts mehr frommen kann. Das Verhältniß zwischen ihnen und den Eingebornen ist immer noch etwas gespannt, aber wird von Jahr zu Jahr freundlicher, da die Privilegien, welche jene genossen haben und die Ursache ununterbrochener Erbitterungen waren, aufgehoben sind. Die Creolen bezeichnen die Altspanier mit den beiden Spottnamen „Chapeton" und „Godo.*)"

Nach den Spaniern folgen die Italiener, deren es in Lima mehrere Tausende gibt. Es sind meistens entlaufene Matrosen oder Abenteurer; größtentheils Genueser. Sie fangen gewöhnlich damit an, eine kleine Branntweinschenke „Pulperia" und einen Specereiladen zu errichten, vergrößern nach Maaßgabe ihrer Einnahmen das Geschäft und sparen sich in einer Reihe von Jahren ein kleines Vermögen zusammen, mit dem sie in ihr Vaterland zurück kehren. Sehr viele von ihnen haben sich beträchtliche Reichthümer erworben und große Magazine angelegt.

Die Franzosen in Lima gehören dem nämlichen Schlage an, wie die in Valparaiso; Quincaillerie- und Modenhändler, Schneider, Perrüquiers 2c. Sie sind durchaus nicht beliebt, da sie sich immer in Politik mischen, mit ihren Heldenthaten

*) Godo, der Gothe, ist streng genommen kein Spottname, denn „Ser Godo" heißt bei den Spaniern „von gutem Adel" sein.

prahlen und verächtlich auf die Eingebornen blicken. Die meisten leben dort in wilder Ehe und lassen sehr häufig Mutter und Kinder im Stiche.

Die Engländer und Nordamerikaner stehen bei den Eingebornen in viel größerer Achtung als die Franzosen, was bei ihrer größern Ruhe und der Solidität ihres Charakters begreiflich ist. Die meisten sind Kaufleute, die bedeutendsten Handlungshäuser, wie Gibbs, Crawley und Comp., Allsop und Comp., Templeman und Bergmann, Huth, Grüning und Comp. u. s. w., werden von ihnen geleitet. Der unternehmende Geist, der diese Nationen auszeichnet, hat sie zu mehreren sehr unglücklichen Bergwerksspeculationen verleitet, bei denen viele Millionen Piaster eingebüßt wurden.

Die Politik, welche die Engländer und Franzosen Peru (und den meisten kleinern Freistaaten Americas) gegenüber beobachten, ist so ungerecht und gewaltthätig, daß man sich in Europa keinen klaren Begriff davon macht. Sie verletzen auf die schmachvollste Weise die Rechte und Gesetze der Republik und pochen auf ihre Kriegsschiffe, wenn sie zur Rechenschaft gezogen werden sollen. Die Geschäftsträger dieser Nationen sind im Allgemeinen eben so willkürlich als tyrannisch; überall, wo sie selbst im Unrechte sind, stellen sie sich die Beleidigten zu sein, und verlangen von einer schwachen, aller Oppositionsmittel beraubten, Regierung Genugthuung, bloquiren die Häfen und drohen, die Städte in den Grund zu schießen. Ganz besonders zeichnen sich die Franzosen darin aus, welche wegen ihrer so hochgepriesenen Heldenthaten vor Vera Cruz und Taiti von einem lächerlichen Uebermuthe erfüllt sind.

Zu den meisten Streitigkeiten geben die Schmuggeleien Veranlassung, die von den Franzosen mit einer beispiellosen

Unverschämtheit betrieben werden. Gelingt es den peruanischen Douanen-Officieren eine beträchtliche Contrebande aufzugreifen, so droht der französische Consul so lange, bis sie wieder herausgegeben wird. Die Kaufleute von Bordeaux überreichen einen Ehrendegen dem Capitain eines Kriegsschiffes, der einen, wegen Schmuggelei von Silberwaaren, der Confiscation verfallenen Kauffahrtheifahrer mit Gewalt befreit, wie die Pariser dem Commandanten, der die unglückliche Königin Pomaré auf schmachvolle Weise entsetzt, 30,000 Fr. als Ehrensold überreichen. Wahrhaftig, Belohnungen für ritterliche Thaten!

Die meisten fremden Consule sind zugleich auch Kaufleute. Als Consule genießen sie das Recht, die Effecten, die sie für ihren eigenen Bedarf nöthig haben, zollfrei einzuführen; sie mißbrauchen es aber sehr häufig und suchen auch Handelsartikel frei von Abgaben einzuführen, was die unangenehmsten Reibungen und sehr oft ernstliche Thätlichkeiten zur Folge hat, wobei die peruanische Regierung in der Regel den Kürzern zieht, da sie ihr Recht nicht mit Macht unterstützen kann, und die nach Ehrendegen lüsternen Stations-Commandanten sogleich mit ihren Canonen drohen. Nur dem Umstande, daß die betreffenden europäischen Ministerien mit der nähern Sachlage der Verhältnisse unbekannt sind, ist es zuzuschreiben, daß sie nicht schon längst diesem Unfuge Einhalt gethan haben.

Deutsche befinden sich in Lima verhältnißmäßig nur sehr wenige. Sie zeichnen sich als sehr tüchtige Kaufleute aus; mehrere sind Geschäftsführer der großen englischen Handlungshäuser. Sie stehen unter allen Fremden bei den Eingebornen in der größten Achtung. Sie sind wegen

ihres Ernstes bekannt und das „Serio como un aleman“ (ernst wie ein Deutscher) ist dort sprüchwörtlich geworden.

Die Zahl der in Lima ansäßigen Amerikaner aus andern Republiken hat in den letzten Jahren beträchtlich zugenommen. Nach der chilenischen Expedition sind viele Chilenos in Peru zurückgeblieben; vor dem Terrorismus von Rosas in Buenos Ayres fliehend, haben sich eine beträchtliche Anzahl Argentinos in Lima niedergelassen. Aequatorianer, Panameños und Mejicaner sind in geringerer Zahl dort.

Das Verhältniß zwischen den Fremden und Eingebornen läßt in Friedenszeiten wenig zu wünschen übrig. Während der Revolutionen hingegen, wenn deren Centrum Lima ist, und sich jene unberufen in die Politik mischen und zu eifrig eine Partei ergreifen, ist es sehr gespannt und oft die Sicherheit der Fremden in hohem Grade gefährdend, besonders wenn der farbige Pöbel gegen sie aufgewiegelt wird. Zu verschiedenenmalen hat sie nur die Furcht der Eingebornen vor den europäischen Kriegsschiffen von einem allgemeinen Untergange gerettet.

Da die Europäer in der Regel arbeitsamer und weniger leidenschaftlich als die Creolen sind, so gehen die Limeños gerne Verbindungen mit ihnen ein und ziehen den „Gringo“ *) dem „Paisanito“ **) vor.

---

*) Gringo, Spottname für die Europäer. Gringo kommt wahrscheinlich von griego (griechisch). Wie im Deutschen so häufig gesagt wird: das klingt spanisch, so sagen die Spanier bei unverständlichen Sachen: das ist griechisch.

**) Paisanito, Verkleinerung von Paisano „Landsmann.“

Ich schließe dieses Capitel über die Bewohner von Lima mit einigen Bemerkungen über die spanische Sprache, wie sie in der Hauptstadt von Peru gesprochen wird. Die Altspanier haben ihre sehr markirten Dialekte mit in die neue Welt hinübergebracht und sie dort unverändert beibehalten. Der Galiego verwechselt das g und das j, der Catalan verschlingt das s an den Endsilben und gurgelt das j, ehe er es ausspricht, der Andalusier rollt das r über die Zunge und rundet mit angenehmem Organe die harten Worte, der Biscayer mischt in seine rauhe Aussprache die Provincialismen und der Madrileño glaubt sich durch die Eleganz der Aussprache weit über seine Landsleute erhaben, gerade so, wie in ihrer Heimath. Ihre Nachkommen haben aber allmälig die charakteristischen Dialekte ihrer Eltern abgelegt und neue gebildet, die nach den verschiedenen Provinzen bedeutend variiren. Das Spanische, wie es von den Creolen in Peru gesprochen wird, ist weit von der richtigen und genauen typischen Aussprache entfernt. Der Küstenbewohner modelirt es zu weich und verwechselt häufig ähnlich lautende Buchstaben. Der Gebirgsbewohner spricht es zu hart und grammatikalisch unrichtig aus. Der Charakter des Landes prägt sich auch hier, wie fast überall, in der Sprache ganz genau wieder aus. Wie der Schweizer seine Gutturaltöne aus dem tiefsten Grunde der Kehle hervorholt und sie mit möglichst starker Exspiration ausstößt, so der Peruaner der Cordillera, und wie die Bewohner der Sandflächen des nördlichen Deutschland den härtern Consonanten eine fast lächerlich klingende Weichheit geben, so ist es bei den Küstenbewohnern von Peru der Fall.

Die weißen Creolen sprechen unter allen Eingebornen von Lima das beste Spanisch, was aber doch nicht viel heißen will, da es die übrigen sehr schlecht sprechen. Zu den Buchstaben, die sie (besonders die Damen) häufig verwechseln, gehören das l und r, indem letzteres an die Stelle des erstern, seltener umgekehrt, gesetzt wird, z. B. statt pulso (der Puls) purso, statt Bulnes (Eigennamen) Burnes, statt Salsa (die Sauçe) Sarsa ꝛc. Ferner geschieht es sehr allgemein, daß an die Stelle des r ein d gesetzt wird. Simon Ayanque gibt in seinem oben angeführten Werkchen Descanso XV, Romance 16, folgende sehr charakteristische Strophe, die eine Limeña, welche sich bei einem Fremden scheinbar mit großem Interesse nach einem Verwandten erkundigt und der ihr erwidert, es sei wohl Liebe, die sie zu dieser Frage bewege, in Antwort gibt:

¿Amod yo? Responde ella
Dejame Umd. Cavalledo
Que nunca supe queded
Ni tuve amod a sujeto *).

Häufig wird das ll wie y ausgesprochen, ein Fehler, in den auch die Fremden sehr oft verfallen; z. B. poyo statt pollo (das junge Huhn), gayina statt gallina (die Henne); aber es werden nicht nur einzelne Buchstaben verwechselt, sondern oft ganze Silben umgekehrt, z. B. pader statt pared

*) Setze überall r statt d, ausgenommen bei Responde und Dejame. „Ich lieben?" antwortet sie: „Lassen Sie mich, mein Herr, denn niemals habe ich verstanden, zu lieben, noch Liebe gegen jemanden gehegt."

(die Wand); der Name des bekannten Expräsidenten Orbegoso wird von wenigstens zwei Drittel der Eingebornen von Lima Obregoso ausgesprochen ꝛc. Da kein einziges spanisches Wort mit einem s beginnt, dem ein Consonant folgt, so werden sehr viele Eigennamen verändert, indem ihnen ein e vorangesetzt wird. Ich weiß nicht, ob auch in Spanien beim lateinischen Unterrichte diese willkürliche Voransetzung des Vocals angenommen ist; in Lima ist sie in allen Collegien allgemein üblich und die Schüler sprechen statt studium estudium, statt spurius espurius, statt sceleratus esceleratus u. s. f.

Es hält sehr schwer, die Limeños zur richtigen Aussprache zu bewegen, und oft haben sie mich versichert, es sei ihnen fast unmöglich, das e vor dem s wegzulassen. Noch willkürlicher ist die Veränderung, die sie mit dem h zwischen zwei i vornehmen, indem sie es in ein k umwandeln und statt mihi miki, statt nihil nikil ꝛc. sagen. Im Uebrigen weicht die Aussprache des Lateinischen, wie sie in den peruanischen Schulen gebräuchlich ist, von der in Deutschland üblichen nur noch dadurch ab, daß jedes einfache s verschärft wird, da die spanische Sprache kein weiches s hat (dessen Stelle theilweise das z vertritt) und bekanntlich jede Nation bei der Pronunciation der todten Sprachen so viel wie möglich die Regeln ihrer Muttersprache anwendet.

Die farbigen Creolen mißhandeln das Spanische noch viel mehr als die Weißen, da dem größten Theile derselben die Bildung abgeht; besonders haben die Neger eine sehr schwere Zunge für diese Sprache und bringen die Worte fast unverständlich mit Auslassen von Buchstaben und Verschlucken von Silben hervor.

Den Engländern und Franzosen wird die Aussprache des Spanischen in der Regel sehr schwer; es gibt solche, die seit 30 Jahren unter den Eingebornen leben und es nur sehr nothdürftig radebrechen. Besonders schwer hält letzteren das gutturale j und die richtige Betonung der Silbe. Es gibt übrigens einzelne, denen diese Sprache außerordentlich geläufig ist. Leichter lernen sie die Italiener, aber ihr Accent klingt immer fremdartig; am besten sprechen sie im Allgemeinen die Deutschen aus.

Siebentes Kapitel.

Erziehung. — Ammen. — Primärschulen. — Collegien. — Universität. — Ertheilung akademischer Grade. — Mönche. — Santo Toribio. — Santa Rosa. — Processionen. — Oraciones. — Noche buena. — Inocentes. — Carneval. — Paseos. — Oeffentliche Bäder. — Eis. — Fahren. — Reiten. — Reitzeug. — Pferde. — Paßgänger. Pflege. — Maulthiere. — Lotterie. — Essen. — Trinken. — Picanterias. — Caffeehäuser. — Markt. — Puchero de flores. — Teralla.

Es ist in Lima eine unter den reicheren Familien allgemein herrschende Sitte, daß die Frauen ihre Kinder nicht selbst stillen, da sie befürchten, durch Erfüllung dieser angenehmen mütterlichen Pflicht sich gefährliche Lungenleiden zuzuziehen. Die Neugebornen werden daher der Pflege einer Amme übergeben. In der Regel sind es Negerinnen, Mulatinnen oder Chinas, gewöhnlich Sclavinnen, denen dieses Geschäft anvertraut wird. Bei ihrer Wahl wird meistens auf ihren Gesundheitszustand die nöthige Rücksicht genommen, aber durchaus keine auf ihren Charakter. Die traurigen Folgen dieser Vernachlässigung geben sich erst bei der geistigen Entwickelung der Kinder zu erkennen. Der Einfluß, den die Ammen auf ihre Pflegebefohlenen haben, ist viel bedeutender, als man gewöhnlich annimmt. Zahlreiche Beispiele, die ich ge-

sammelt habe, beweisen die Wahrheit des alten Satzes, daß die Kinder mit der Muttermilch den Keim zu Fehlern und Tugenden in sich aufnehmen. Mancher Familienvater hat mich versichert, wie er in jedem seiner Kinder das treue Bild des Charakters der Amme, die es gestillt habe, wieder finde und daß er leider zu spät die Wichtigkeit erkannte, welche Vorsicht eine zweckmäßige Wahl der Amme erheischt. Da nach Verlauf von 15—18 Monaten die Säuglinge entwöhnt und einer Kindermagd (Ama seca) übergeben werden, so darf man nicht annehmen, daß auf das noch ohne klares Auffassungsvermögen begabte, nicht reflektirende Kind das Vorbild der Amme einen so tiefen Eindruck mache, daß sein Charakter dadurch könne bestimmt werden. Ich fragte einen Limeño, der sich über die Bosheit und Trägheit seines sechsjährigen Sohnes bitter beklagte, nach den Eigenschaften der Amme, die ihn genährt habe, und erhielt zur Antwort, daß es eine Zamba war, die wegen ihres boshaften, tückischen Wesens und ihrer Faulheit schon nach sieben Monaten das Kind verlassen mußte und nach einer Plantage geschickt wurde, von der sie nicht wieder nach Lima zurückkehrte; daß die Ama seca, welcher der Knabe dann übergeben wurde, eine heitere, gutmüthige, junge Negerin war. Den von den Fehlern ihres Sohnes schmerzlich ergriffenen Eltern waren jene Eigenschaften durchaus fremd. Ich könnte eine große Menge ähnlicher Fälle anführen, die alle auf das nämliche Resultat hinauslaufen und dadurch einen Hauptgrund angeben, warum der Charakter der weißen Creolen so verschieden von dem ihrer europäischen Eltern ist, warum in Lima mehr als in irgend einer Stadt Europas die einzelnen Familienglieder in ihren geistigen Eigenschaften so sehr von einander abweichen. Die fernere Jugenderziehung gibt noch weitern

Aufschluß. Sobald das Kind gehen kann, werden ihm als Gespielen seine Milchbrüder oder andere kleine Neger und Indianer beigegeben; in ihrer Gesellschaft und unter der unmittelbaren Aufsicht einer Sclavin wächst es auf, von den Eltern ziemlich vernachlässigt. Von den ersten Jahren an gewöhnt, sich für besser als seine farbigen Gefährten zu halten, die seiner Willkür ganz anheim gestellt sind und sich bei schwerer Strafe allen seinen Launen fügen müssen, wird in dem Kinde ein Kastengeist, eine Herrschsucht und eine Launenhaftigkeit entwickelt, die auch durch eine spätere umsichtige Erziehung nicht wieder ausgemerzt werden.

Die Kinder werden nicht frühe zur Schule angehalten und bei Hause lernen sie selten die Anfangsgründe des Lesens. Die Schulen für den ersten Unterricht sind zahlreich und im Ganzen genommen ziemlich gut eingerichtet. Es gibt deren, sowohl öffentliche als private, 36 (20 für Knaben und 16 für Mädchen), in denen ungefähr 2000*) Kinder Unterricht erhalten. Die bedeutendsten der ersteren sind die Normalschule von „Santo Tomas", in der die lancasterianische Lehrmethode eingeführt ist, und die Centralschule von „San Lazaro". Jede derselben zählt ungefähr 320—350 Schüler. Unter den Privatschulen sind einige von Europäern geleitete zweckmäßig eingerichtet. Um dem sehr gefühlten Bedürfnisse eines gut organisirten Institutes für Knaben aus guten Familien, in welchem sie einen bessern Unterricht, als in den öffentlichen Schulen genießen können, abzuhelfen, gründeten vor wenigen Jahren die beiden Kaufleute Don Domingo Elias und Don Nicolas Rodrigo

*) Eine sehr geringe Anzahl auf eine Bevölkerung von fast 55000 Einwohnern.

das „Colegio de Nuestra Señora de Guadelupe", welches seinen Zweck zu erfüllen scheint, da einige tüchtige Lehrer daran angestellt sind und der Eifer der Gründer eine fortwährende Verbesserung erwarten läßt. Die drei lateinischen Schulen werden von etwa 200 Schülern besucht, von denen das „Museo latino" die Hälfte zählt.

Wenn sich ein Jüngling einem Fachstudium widmen will, so muß er sich in eines der zu diesem Zwecke bestimmten Collegien aufnehmen lassen. Für die Theologie ist das „Colegio de Santo Toribio" bestimmt, das nach dem Muster der spanischen Seminarien eingerichtet ist. Die Schüler erhalten dort bis zu ihrer Weihe den nöthigen Unterricht und müssen sowohl im Collegium selbst als in der Cathedral alle Morgen die nöthigen Handleistungen beim Gottesdienste verrichten. Das „Colegio de San Carlos" ist ebenfalls für Theologen, vorzüglich aber für Jurisprudenz Studirende bestimmt. Es wurde im Jahre 1770 vom Vicekönig Amat gegründet und mit ihm das „Colegio de San Martin" (1582 gegründet) und das „Colegio Mayor de San Felipe", welches im Jahr 1592 für die Nachkommen der Eroberer gestiftet wurde, vereinigt. Im Jahr 1822 wurde ihm auch das seit 1620 bestehende „Colegio de Esquilache" einverleibt. Die Anzahl der Studirenden beläuft sich auf etwa 100. Die Lokalität ist sehr vortheilhaft eingerichtet. Sie enthält schöne große Säle, ein geräumiges Refectorium, eine reiche Bibliothek, einige physikalische Apparate, eine Capelle, Garten, freie Hofräume und heitere Corridore. Fünf Professoren lehren die Rechte, zwei Theologie; für Unterricht im Französischen, Englischen, Geographie, Mathematik, Physik, Zeichnen und Musik ist ebenfalls gesorgt. Die jährlichen Renten dieses Instituts, die Pensionen, welche die Schü-

ler bezahlen, nicht inbegriffen, belaufen sich auf 19000 Piaster. Während des Befreiungskrieges erhielt es eine Zeit lang den Namen „Colegio de San Martin" (zu Ehren des Befreiers von Chile), bald aber wurde ihm sein ursprünglicher Name wieder beigelegt.

Den Studenten der Medicin ist das vom Marquez de la Concordia im Jahr 1810 gestiftete „Colegio de San Fernando" angewiesen; im Jahr 1826 erhielt es den Namen „Colegio de la Medicina de la independencia", den es auch in der That verdient, denn die Medicin wird dort in einer merkwürdigen Unabhängigkeit von Ordnung, System und Rationalität gelehrt. Von allen drei Facultäten ist die medicinische weitaus am schlechtesten bestellt. Die Professoren, die selbst nie einen ordentlichen Unterricht genossen haben, theilen das Wenige, was sie wissen, ihren Schülern noch dürftiger mit. Um Galen, Cellen und Broussais dreht sich ihre ganze Wissenschaft; alle werden mißverstanden und entstellt. Die Zahl der Schüler beläuft sich auf 12—15, die der Professoren am Collegium auf zwei. Die Clinica werden im Hospitale San Andres gehalten; in diesem ist auch das im Jahr 1792 erbaute anatomische Amphitheater, dessen ersterer Director der sehr bekannte ausgezeichnete Doctor Don Hippolito Unanue war. Seine gehaltvolle Eröffnungsrede ist im Mercurio peruano, Tom VII, 1793 abgedruckt.

Da wegen der großen Hitze die Leichname kaum 24 Stunden lang aufbewahrt werden können, so wird dadurch dem gründlichen Studium der Anatomie ein großes Hinderniß in den Weg gelegt und man darf sich nicht wundern, daß die eingebornen Aerzte nur sehr rohe Begriffe von dieser für die Medicin so hochwichtigen Wissenschaft haben.

In der Universität „San Marcos" werden keine Vorlesungen gehalten. Die 25 Lehrstühle sind blos von Nominalprofessoren besetzt, nur die öffentlichen wissenschaftlichen Grade werden dort ertheilt, und zwar nach den nämlichen Regeln und Formen wie auf den spanischen Universitäten. In der Medicin und Jurisprudenz sind drei Grade: Baccalaureus, Licenciat und Doctor, die nur nach vorhergegangenen Examina verliehen werden.

Die Feierlichkeiten sind beim ersten Grade in der Medicin folgende: der zu Promovirende stellt eine philosophische und eine medicinische Thesis auf, die letztere muß durch 10 bis 12 Hülfssätze unterstützt werden. Dieses gedruckte oder geschriebene Programm wird den Facultätsmitgliedern als Einladung übergeben. Am bestimmten Tage Nachmittags um vier Uhr eröffnet der Rector den feierlichen Actus, der Candidat hält eine lateinische philosophische Inauguralrede, die eine Viertelstunde dauern muß; die Opponenten greifen dann die philosophische Thesis an, dürfen aber, wenn sie wollen, spanisch opponiren, während sich der Angegriffene lateinisch vertheidigen muß. Nach kurzem Hin- und Herreden schellt der Rector und der Candidat hält nun die medicinische Inauguralrede, die eine halbe Stunde dauert; ihr folgen die Disputationen, die strenger als die philosophischen sind. Dann wird ein Student aufgefordert, die Hauptthesis durch Scheingründe anzugreifen, die der Candidat widerlegt und dann abtritt, um sein Loos zu erwarten. In zwei silbernen Amphoren werden die Stimmen der Facultät gesammelt und dem durch den Pedell hereingeführten Candidaten das Resultat mitgetheilt. Dieser besteigt dann den hohen Catheder, stattet der Versammlung seinen Dank ab und verneigt sich gegen den Präsidenten mit den Worten:

„Semper honos nomenque tuum laudesque manebunt.“ Die Facultätsmitglieder, den Rector an der Spitze, nähern sich dem Baccalaureus zur feierlichen Umarmung. Bei den beiden übrigen Graden verhält es sich ganz ähnlich, nur dauern die Inauguralreden länger und die Disputationen werden mehr erschwert.

In früheren Zeiten fand die Ertheilung der Doctorwürde unter den pompösesten Feierlichkeiten und unter großem Zuflusse des Publicums statt. Der Doctorgrad kostete über zweitausend Thaler. Eine der bedeutendsten Ausgaben wurde dadurch verursacht, daß der Doctorant am Abende vor seiner Promotion jedem Universitätsmitgliede, vom Baccalaureus an bis zum Rector, einen neuen Thaler, einen Becher voll Gefrornes und einen Teller voll Backwerk ins Haus schicken mußte.

Lima zählt eine sehr große Menge von Welt- und Klostergeistlichen. Die Ordensregeln sind nicht strenge, denn die Mönche können zu jeder beliebigen Stunde das Kloster verlassen. Sie benutzen auch diese Freiheit in hohem Grade; auf allen Straßen begegnet man Frayles der verschiedensten Orden, am häufigsten fetten Dominicanern, die sich in die Portales hinsetzen und Damen spielen oder vor den Krämerbuden stehen und die Tapadas beliebäugeln. Viele von ihnen zeichnen sich durch eine eckelhafte Unreinlichkeit aus; man wird selten unangenehmere, unwissendere und gemeinere Menschen finden, als unter diesen Mönchen, die in der Regel mit einer rohen Ignoranz einen unausstehlichen Dünkel verbinden. Bei allen öffentlichen Lustbarkeiten, in Caffeehäusern, Chicherias, an Stiergefechten und im Theater trifft man sie, diese beiden letzteren Vergnügen besuchen sie jedoch verkleidet. Die Francis-

caner und Mercenarias geben den Dominicanern wenig nach, nur die Barfüßer führen ein weit regelmäßigeres und strengeres Leben. Den Mönchen der „Buena muerte" liegt die Pflicht ob, Sterbenden den letzten Trost zu spenden. Wenn sie vernehmen, daß irgendwo jemand gefährlich krank darniederliegt, dringen sie unaufgefordert in das Haus und verlassen den Leidenden nicht mehr, bis er entweder außer Gefahr ist, oder den Geist aufgegeben hat. Tag und Nacht bringen sie bei ihm mit Beten zu und gönnen sich kaum Zeit für die nöthigste Ruhe und Erquickung. Ich habe mehrere gekannt, die durch die lange Erfahrung am Krankenbette einen ausgezeichneten Scharfblick erlangt haben, die Gefahr des Kranken zu beurtheilen, und mit einer staunenswerthen Gewißheit die Todesstunde voraussagen. Sowie der Sterbende seinen letzten Athemzug ausgehaucht hat, sprechen sie ein kurzes Gebet, geben dem Leichnam einen Nasenstüber und entfernen sich schweigend. Ich habe diesen sonderbaren Gebrauch öfters gesehen, aber nie den wahren Grund davon erfahren können. Die Ordenstracht dieser Mönche ist schwarz, mit einem großen rothen Kreuze auf der Brust. Ein langer, kahnförmiger Hut bedeckt den Kopf.

Die Zahl der Mönche von jedem der übrigen Orden ist zwar gering, aber alle zusammen bilden eine nicht unbedeutende Schaar, die nach den verschiedenen Kleidungen leicht analysirt werden kann.

Mehrere fromme Männer, die in Lima wohnten, sind in die Zahl der Heiligen aufgenommen worden. Der ausgezeichnetste von allen war der Spanier Toribio, der zu Anfang des siebenzehnten Jahrhunderts den erzbischöflichen Stuhl in Lima einnahm. Seine Menschenliebe und Barmherzigkeit sind sprüchwörtlich geworden und leben noch jetzt im frischen Andenken der

Eingebornen. Sein ganzes Wirken trug das Gepräge der reinen Christenpflichten und einer seltenen Tugend. Ich schalte hier gerne eine der vielen Anekdoten aus seinem Leben ein. Die Patrouille traf einst nach Mitternacht in der Nähe des erzbischöflichen Palastes einen Mann mit einer schweren Bürde auf den Schultern. Auf das „Wer da!" der Wache ertönte die einfache Antwort: „Toribio." Mit einem tüchtigen Fluche rief der Officier dem Manne zu: „¿que Toribio?" (was für ein Toribio?) „El de la esquina!" (der von der Ecke!) erwiderte dieser ruhig. Als die Soldaten unwillig näher traten, fanden sie den Erzbischof, der einen armen Kranken nach dem Hospitale trug.

Vor etwa vier Jahren wurden zwei Dominicanermönche, ein Zambo und ein Spanier, canonisirt.

Die Heilige, auf welche die Limeños am meisten stolz sind, ist die Schutzpatronin der Hauptstadt, die „Santa Rosa". Sie war aus Lima gebürtig und ist die einzige Peruanerin, der die Ehre zu Theil wurde, unter die Heiligen versetzt zu werden. Im Kloster Santo Domingo werden ihr Bild und mehrere Reliquien aufbewahrt, worunter auch die Würfel, mit denen die heilige Rosa, wenn sie von ihren Andachtsübungen ermattet war, mit Christus zu ihrer Erholung spielte! Am 30. August wird ihr Fest mit großer Feierlichkeit in der Cathedral begangen und ihr reich mit Gold und Edelsteinen geziertes Bild von einer großen Procession von Santo Domingo nach dem Sagrario und wieder zurückbegleitet.

Die Processionen gehören zu den Lieblingsunterhaltungen der Bewohner von Lima und werden immer sehr zahlreich besucht; und man kann wohl behaupten, daß sich die Limeños kaum bei einer Lustbarkeit so gut amüsiren wie bei

diesen religiösen Acten. Die meisten Frauen folgen als Tapadas dem Zuge, und gefallen sich in allen möglichen Coquetterien und denken dabei an alles eher als an Religion. Die Männer stellen sich an die Straßenecken, lassen den an reizenden Gestalten so reichen Zug an sich vorüber defiliren und wechseln dann rasch die erste Ecke mit einer entferntern, um so oft als möglich den Genuß dieses interessanten Schauspieles zu haben. Zu den glänzendsten Processionen gehören die von Corpus Christi, San Francisco und Santo Domingo. Diese beiden Heiligen sind ausnehmend höflich gegeneinander. Am bestimmten Tage verläßt jeder von ihnen, von einem langen Zuge Andächtiger begleitet, unter Glockengeläute seine Kirche: auf der Plaza mayor begegnen sie sich, machen einander tiefe Reverenzen und der heilige Domingo begleitet den heiligen Franciscus nach seiner Kirche oder umgekehrt, je nachdem das Fest in dem einen oder andern Kloster begangen wird. Nach vollendeter Feierlichkeit begleitet der Heilige seinen Gast nach Hause zurück. Eine sehr ernste Procession ist die, welche am 28. October gehalten wird: als Erinnerung an das grause Erdbeben, welches im Jahr 1746 das schöne Lima in einen Schutthaufen verwandelte.

Alle Morgen drei Viertel auf 9 Uhr wird mit der großen Glocke in der Cathedral ein Zeichen gegeben, wenn der Priester im Hochamte die Hostie empor hält; sogleich verstummt alles Geräusch auf Straßen und Plätzen; die Wagen stehen stille, die Reiter halten ihre Pferde an, die Fußgänger bleiben unbeweglich stehen; jeder unterbricht sein Geschäft oder sein Gespräch, nimmt seine Kopfbedeckung ab und sagt sein Gebet her. Kaum verhallt zum dritten Male der ernste Klang, so beginnt augenblicklich wieder das wirre Getöse

und hebt den Contrast zur vorhergehenden kurzen, aber feierlichen Stille nur noch deutlicher hervor. Das nämliche findet am Abende zwischen 6 und 7 Uhr statt, wenn das «Angelus» (Oraciones) geläutet wird. Die Cathedral giebt wieder das Zeichen und alle Kirchenglocken von Lima wiederholen es mit drei langsam abgemessenen Schlägen. Das Leben und Treiben ist wie von einer unsichtbaren Hand plötzlich in starre Ruhe gebannt, nur die Lippen der Betenden bewegen sich. Nach vollendeter Oracion bekreuzet sich jeder und wünscht seinem Nächststehenden «buenas noches» (gute Nacht); es wird als eine Höflichkeit angesehen, demselben das Vorrecht einzuräumen, zuerst „gute Nacht" zu sagen; stehen mehrere Personen beieinander, so erwartet man, daß die älteste oder angesehenste zuerst den Wunsch ausspricht. Gewöhnlich fordert man seinen Nächststehenden auf es zu sagen; dieser, nicht weniger höflich, weigert sich, so, daß die gegenseitigen diga Um. (sagen Sie es), no Senor, diga Um. (nein, Herr, sagen Sie es), kein Ende nehmen.

Die Macht dieses Glockenschlages ist bewunderungswürdig; dem rohesten Neger erstirbt der Fluch auf den Lippen, dem unmenschlichen Zambo, der eben unbarmherzig auf sein Lastthier schlägt, sinkt der Arm wie gelähmt; die grob scheltenden Mulatinnen bleiben mit halb offenem Munde wie erstarrt und glotzen sich stumm an; der Witz der neckenden Tapada bleibt halb ausgesprochen; der Krämer läßt seine Elle, der Handwerker sein Werkzeug, der Mönch sein Spiel liegen. Alle vereinigen sich zum nämlichen leisen Gebete. Nur hin und wieder sieht man rücksichtslose Fremde schwatzen oder mit bedecktem Haupte ihren Weg fortsetzen, was bei den Eingebornen einen tief verletzenden Eindruck macht.

Die Feier der Weihnachtsnacht (noche buena) wird in Lima mit lautem Jubel begangen. Alle Straßen und Plätze, besonders die Plaza mayor, sind mit Menschen gefüllt, die sich auf die mannigfaltigste Weise vergnügen. Bis zur Mitternachtsstunde wächst das Getümmel. Tausende sitzen auf den Bänken der Plaza oder wogen ab und zu, genießen Sorbette, Gefrorenes oder Backwerk und sehen den Tänzen der Farbigen zu, die gewöhnlich auf eine unglaublich unverschämte Weise aufgeführt werden. Nie habe ich die Samaqueca*) so in ihrem ganzen viehischen Umfange aufführen gesehen wie am Weihnachtsabend vor der Cathedral und dem erzbischöflichen Palaste. Wenn Engel die Ankunft des Heilandes verkündigten, sie würden mit feuerigem Schwerte diese entmenschten Haufen auseinander treiben. Um Mitternacht wird zur Messe geläutet und die ganze Menschenmasse strömt in die auf das herrlichste beleuchteten Kirchen. Der Gottesdienst wird mit außerordentlichem Pompe gefeiert und dauert bis ein Uhr Morgens. Erst gegen drei oder vier Uhr werden die Straßen wieder stille und die vom reichlichen Sinnengenusse ermüdeten Bewohner Limas suchen Ruhe.

Am Weihnachtstage sind in sehr vielen Häusern sogenannte „Nacimientos" ausgestellt. Sie bestehen aus einer symbolischen Darstellung der Geburt Christi und sind oft sehr lieblich anzuschauen. Das „Nacimiento de Barbonas" ist das ausgezeichnetste; während mehreren Sonntagen wall-

*) Die Samaqueca ist ein höchst unanständiger Tanz, der fast nur von Negern getanzt wird; eine Zeit lang war er auch in den höhern Circeln, aber unter einer etwas mildern Form, eingeführt. Aehnlich ist der Maisillo. Beide werden unter Begleitung einer Guitarre und eines näselnden Gesanges aufgeführt.

fahrtet halb Lima zu den Belemitas, vor das Thor von Barbonas, um die schöne Zusammenstellung zu sehen.

Am Tage vor Weihnachten besucht der Präsident der Republik mit einigen Mitgliedern der obersten Staatsbehörden alle Gefängnisse, um sich von ihrem Zustande und dem der Gefangenen zu überzeugen. Dieser Besuch ist eine von den spanischen Zeiten hergebrachte Formel, die damals oft sehr gute Folgen hatte, jetzt aber ohne alle Nachwirkung ist. Die meisten Präsidenten von Peru kennen den Aufenthalt in diesen Localitäten hinlänglich aus eigener Erfahrung.

Die Peruaner verbinden mit dem Kleinkindleinstage (los santos inocentes, am 28. December) eine eigenthümliche Gewohnheit, die jedoch in Lima, wegen des großen Handels und der vielen Fremden, weniger scharf hervortritt als im Innern des Landes. Jeder sucht nämlich den Andern anzuführen, gewöhnlich so, daß er sich etwas borgt, was aber nicht mehr zurückgegeben wird. In der Regel sind es Kleinigkeiten, oft aber Gegenstände von Werth oder nicht unbedeutende Summen Geldes. In einigen Städten der Sierra werden an diesem Tage durchaus keine Geschäfte abgemacht; die Gewohnheit ist sogar zum Gesetze geworden, denn ich habe in einer derselben gesehen, wie ein Mestize vom Alcalden von der Schuld von 73 Thalern freigesprochen wurde, weil der Gläubiger sie ihm am 28. December vorgestreckt hatte.

Wenn es gelingt jemanden zu überlisten, so ist er wochenlange das Gespött seiner Bekannten, und immer heißt es: «que inocente!» (welch Unschuldiger!) Ehe ich mit dieser Sitte vertraut war, habe ich manches eingebüßt und bin oft die Zielscheibe des Witzes der Serranos geworden.

Während der Carnevalzeit ist der Aufenthalt in Lima sehr unangenehm; die meisten Bewohner verlassen deßhalb die Stadt und begeben sich auf das Land, um der tobenden und rohen Feier dieser Tage zu entgehen. Das Hauptvergnügen derselben ist sich gegenseitig mit Wasser zu begießen. Fast aus allen Balkonen werden die verschiedenartigsten Flüssigkeiten auf die Vorübergehenden geschüttet; an den Straßenecken stehen Neger und bemächtigen sich jedes, der nicht ihres Gelichters ist; kauft er sich nicht durch ein bestimmtes Lösegeld frei, so wird er auf die unbarmherzigste Weise in die Straßengraben getaucht und mißhandelt; findet er aber für sein Geld Gnade, so werden ihm nur ein paar Handvoll schmutzigen Wassers über den Kopf gegossen. In den Häusern geht es unter den einzelnen Familiengliedern und Bekannten fast eben so toll zu. Schaaren junger Männer dringen in die Wohnungen ihrer bekannten Familien und überfallen die Damen. Anfangs begießt man sich mit wohlriechendem Wasser, so wie dies zu Ende ist, mit Brunnenwasser und sehr oft mit eckelhaften Flüssigkeiten, und das ganze Vergnügen artet in rücksichtslose Rohheit aus. Die Frauenzimmer werden in den triefend nassen Kleidern bis in die innersten Gemächer verfolgt und athemlos herumgejagt. Da sie sich sehr erhitzen und die Kleider nicht wechseln können, so ziehen sie sich gewöhnlich gefährliche oder langwierige Krankheiten zu. Lungenentzündungen, Anginen, rheumatische Beschwerden 2c. sind fast unausbleibliche Folgen der Carnevalsfeier, der jedesmal viele Opfer fallen. Es vergeht selten ein Jahr, in dem nicht während dieser Tage Mordthaten aus Rache für die Beleidigungen bei diesem rohen Spiele vorfallen.

Noch erwähne ich einer originellen Art, die Leute auf den Straßen zu erschrecken, die während der Carnevalszeit in den meisten Cuadras in Anwendung gebracht wird. Ein mit Glas- und Porcellanscherben gefüllter großer Sack wird an einen starken Strick gebunden und im Balkon befestigt. Die Länge des Strickes ist so berechnet, daß der zum Fenster hinaus gehängte Sack wenigstens sieben Fuß über der Straße erhoben bleibt. Die ganze Einrichtung wird im Balkon versteckt und muthwillige Negerinnen passen mit ihren Amitas (jungen Gebieterinnen), bis jemand daher gegangen kömmt. Dann wird plötzlich der Sack zum Fenster hinaus geworfen; mit heftigem Rasseln fällt er, bleibt aber in einer unschädlichen Entfernung über dem Kopfe des Vorübergehenden hängen, der sich erschrocken bis auf die Erde bückt, oder mit einem raschen Sprunge auf die Seite weicht. Mit schallendem Gelächter und Witzeleien wird der Bebende, der ängstlich nach dem Geräusche hinblickt, gefoppt. Obgleich jeder die Vorrichtung kennt und weiß, daß man in den meisten Straßen eine solche trifft, so ist doch der unerwartete Schrecken sehr groß und es sind mir Fälle bekannt, daß Leute davon besinnungslos niederstürzten. Die Pferde scheuen heftig davor zurück und entledigen sich gewöhnlich ihrer nicht ganz sattelfesten Reiter. Die Polizei verbietet zwar jedes Jahr das öffentliche Begießen und Sackwerfen, aber wie gewöhnlich wird ihr auch in diesem Punkte Hohn gesprochen.

Einer der Hauptvergnügungstage des Volkes, besonders der Farbigen, in Lima ist der Johannistag, an welchem der „Paseo de Amancaes" statt hat. Die Amancaes ist eine sanftgeneigte Ebene, eine halbe Meile nordwestlich von Lima, die halb kreisförmig von einer 12—1500 Fuß über dem

Meere sich erhebenden sterilen Hügelreihe eingeschlossen ist. Während der heißen Jahreszeit ist diese Fläche in eine dürre Wüste umgewandelt; so wie aber die Zeit der Nebel beginnt, bedeckt sie sich mit zahlreichen Blumen, unter denen sich eine gelbe Lilie auszeichnet, die besonders in der letzten Hälfte des Juni in vollster Blüthe steht. Dann errichten dort Verkäufer ihre Buden, die reichlich mit Branntwein, Chiche, Guarapo, Limonaden, Früchten und Picantes versehen sind. Am Tage von San Juan reiten und fahren eine Menge von Leuten von allen Ständen und Farben schon in der Frühe hinaus, um dort den Tag in Vergnügungen zuzubringen. Sie tanzen, spielen, trinken, sammeln Blumen und kehren zur Oracionszeit nach Lima zurück. Jubelnd fahren die Mulatinnen und Zambas, Kopf und Brust mit Lilien geschmückt, in schwerbeladenen Wagen nach der Stadt zurück; ihre schwarzen Cavaliers begleiten sie, meistens ganz betrunken, auf bekränzten Pferden; rennen voraus, kehren zurück und überlassen sich ganz der tollen Freude des Tages! Vom 24. Juni bis zu Anfang Oktobers werden an allen Sonn- und Festtagen solche Vergnügungspartien entweder nach Amancaes oder nach den Lomas (ähnliche Hügelreihen in der etwas fernern Umgebung von Lima) gemacht.

Für Spaziergänge ist in der Nähe von Lima hinlänglich gesorgt. Vor dem Callaothore ist die schon oben erwähnte sehr schöne und lange Weidenallee. In der Vorstadt San Lazaro ist eine breite Allee (Alameda vieja) auf dem Wege nach Amancaes, an deren Ende das Kloster de los descalzos steht. Längs des Rimac erstreckt sich die neue Allee (Alamedita nueva) mit vier Baumreihen, hinter ihr setzt sich der „Paseo militar" bis zur „Piedra lisa" in zwei Baumreihen

fort, auf dem Wege nach dem freundlichen Dorfe Lurigancho. Rechts von diesen Alleen ist der Fluß, links der kegelförmige Berg „Cerro de San Cristoval".

Am Ende der Alamedita nueva sind die öffentlichen Bäder des Puquio *). Sie befinden sich in einem langen, niedrigen, mit Strohmatten bedeckten Gebäude. Das erste Zimmer, in welches sich unmittelbar eine starke klare Quelle ergießt, ist groß und ziemlich reinlich. Es ist für die Weißen bestimmt. In frühern Zeiten durfte durchaus kein Blendling dasselbe betreten; die alles gleich machende Republik hat aber auch hier die Vorrechte der Färbung ziemlich verwischt. Die folgenden Gemächer sind kleiner und weniger reinlich; sie erhalten ihren Wasserzufluß nur vom ersten. Die Unreinlichkeiten, die also in Nummer Eins abgeschwemmt werden, haben alle übrigen Nummern zu passiren, die deßhalb selten besucht werden. Ganz am Ende der langen Reihe ist wieder ein großes Badezimmer, ähnlich dem ersten; es ist das Bad der Neger. Nur während der heißen Jahreszeit werden die Bäder benutzt und fast ausschließlich in den frühen Morgenstunden. Nachmittags fahren zuweilen Damen hinaus und baden sich in den etwas reiner gewordenen Privatzimmerchen. Jedes Bad kostet einen Real. Die Aufsicht über die Anstalt hält ein Zambo, der dem Badehaus gegenüber wohnt und Branntwein und schöne Früchte verkauft. Die Limeños baden sich gewöhnlich in großen Brunnen von Privathäusern.

Die Brücke und die Plaza mayor werden an den Sommerabenden sehr häufig von Spaziergängern besucht, die dort die kühlende Luft der Cordilleren genießen, die nach

*) Puquio, Quelle. Ein Wort der Quichuasprache.

Sonnenuntergang längs des Rimac weht. Von der Oracion an steht eine dicht gedrängte Reihe von Herren auf der Brücke, während die Frauen sich in die Rotonden setzen, die über jedem Pfeiler angebracht sind. Ununterbrochen bewegt sich vor ihnen auf und ab eine lange Reihe von Spaziergängern, die nach den Alameden gehen oder von dort zurück kommen und auf der Plaza noch Erfrischungen genießen. Vor dem Portal de los Escribanos stehen Tische mit Limonaden, Mandelmilch und Gefrorenem. Die zahlreichen Besucher setzen sich auf die Bänke (bancos de los fresceros), die diese Tische im Quadrate umgeben, und finden dort die angenehmste Kühlung nach der drückenden Schwüle des Tages.

Eines der nothwendigsten Bedürfnisse der Bewohner von Lima ist das Eis, so daß ein mehrtägiger Mangel daran bedenkliche Gährungen unter den Einwohnern hervorbringt. Bei jeder Revolution schont daher der Rädelsführer, dem daran gelegen ist, die Hauptstadt auf seiner Seite zu haben, auch in der größten Verlegenheit, die zum Eistransporte bestimmten Maulthiere. Das Eis wird 28 Leguas nordöstlich von Lima in den Cordilleras geholt. Die Indianer hauen es mit Aexten auf den Gletschern zu Klumpen von 6 Arobas (die Aroba zu 25 Pfd.) und lassen es an Stricken über die Felswände hinunter gleiten; ihre Frauen und Kinder nehmen es in Empfang und wickeln es sogleich in Ichugras (Joara ichu R. P.). Andere Indianer tragen es etwa zwei Leguas weit hinunter zu einem Depot, wo es auf Maulthiere gepackt wird. Jedem derselben werden zwei Klumpen, also 300 Pfd. aufgeladen. Dreißig Maulthiere machen eine „Recua" aus, die täglich nach Lima gesandt wird. Alle 2 bis 3 Stunden ist eine Station, an der frische Lastthiere bereit

stehen, denen in größter Eile die Ladung aufgelegt wird und die, so oft es nur der Weg erlaubt, im starken Trabe davon eilen müssen. In 18—20 Stunden langt das Eis in Lima an. Jede Ladung verliert durch Schmelzen bedeutend an Gewicht, besonders nach der Küste zu. Man rechnet durchschnittlich auf beide Stücke einen Verlust von 100 Pfd. *). Die tägliche Consumtion des Eises in Lima beläuft sich auf 50 bis 55 Centner; etwa zwei Drittel davon werden zur Bereitung von Gefrorenem (helado) verwendet. Den ganzen Tag durchziehen Indianer mit Kübeln auf dem Kopfe die Straßen und schreien ihr monotones he-he-la-do! Das meiste Gefrorne wird von Milch oder von Ananassaft bereitet.

Die Damen machen ihre Besuche nur selten zu Fuß; gewöhnlich in der Caleza. Diese ist eine Art ungeschlachter, viereckiger, ganz geschlossener Kasten auf zwei hohen Rädern. (Man sieht zuweilen in München Schlitten, die ganz die Form dieser limenischen Wagen haben.) Viele der ältern sind außen, statt bemalt, mit buntem Papiere überzogen. Die Caleza wird von einem Maulthiere gezogen, auf dem ein Neger in Livree sitzt. Eine hübschere Art von Wagen ist das von zwei Pferden oder Maulthieren gezogene Calezin. In neuerer Zeit hat sich der Geschmack der Limeños bedeutend verbessert und elegantere Formen von Wagen gewinnen mehr Aufnahme.

---

*) Diese schönen Eisklumpen widerlegen sehr klar die Behauptung mehrerer Reisenden, daß erst unter 19° S. B. wirkliche Gletscher vorkommen. Noch mehr thut es aber ein Besuch auf den ausgedehnten Eisfeldern, auf denen diese Stücke gebrochen werden; sie liegen unter 11°, 14′ S. B.

Zwischen Callao und Lima ist seit einigen Jahren eine regelmäßige Omnibuslinie errichtet; man kann täglich, Morgens um 8 Uhr und Nachmittags um 4 Uhr, von diesen beiden Städten abreisen und legt den Weg in anderthalb Stunden zurück. Um nach andern Punkten der nähern Umgebungen von Lima zu fahren, z. B. nach Miraflores, Chorillos, Lurin ꝛc., bedient man sich der sogenannten „Balanzin", einer Art Caleza, welche von drei neben einander gespannten Pferden gezogen wird. Es ist eines der unangenehmsten Fuhrwerke, die je gebaut wurden, da es auch den leisesten Stoß, den es erhält, mit verdoppelter Stärke fühlbar macht. Der Mangel an ordentlichen Straßen verhindert, sich auf weitere Entfernungen von der Hauptstadt der Wagen zu bedienen. Nur längs der Küste, südlich von Lima, gelingt es mit großen Schwierigkeiten und sehr bedeutenden Unkosten, eine Straße von ungefähr 40 Leguas zurück zu legen. Bei einer solchen Reise werden immer 60 bis 80 Pferde neben dem Wagen hergetrieben, da jede halbe Stunde umgespannt werden muß, weil sich das schwere Fuhrwerk nur höchst mühsam in dem mehr als Fuß tiefen feinen Flugsande bewegt. Ein Plantagenbesitzer, der seine Frau jährlich einmal nach seiner 32 Leguas von Lima gelegenen Plantage führen ließ, versicherte mir, daß ihn jedesmal die Hin- und Rückreise 1400 Piaster gekostet habe.

In frühern Zeiten, während der Glanzepoche der spanischen Herrschaft, wurde eine unglaubliche Summe für Calezen und Maulthiere ausgegeben, und es war gar nichts Seltenes, daß die Reife der Räder von Silber waren und die Maulthiere statt mit Eisen mit Silber beschlagen wurden.

Das Reiten ist in ganz Peru sehr gebräuchlich; jedermann hält sich ein oder mehrere Pferde. Die Damen in Lima zeichnen sich durch die Grazie aus, mit der sie zu Pferde sitzen. Sie bedienen sich der Quersättel. Ihr Reitercostüm besteht aus einem weißen Oberkleide, reich mit Spitzen besetzten Beinkleidern, einem feinen, weißen Poncho und einem breitkrempigen Strohhute. Nur die farbigen Frauen setzen sich auf Männersättel und bändigen manchmal die wildesten Pferde gleich geschickten Bereitern.

Das Reitzeug ist oft sehr reich; ich habe an der Küste und im Innern solches gesehen, an dem das Kopfgeschirr, Zügel und Schwanzriemen ganz aus feinen, in einander greifenden Silberringen verfertigt, der Sattel selbst mit Goldstickereien geziert und der Sattelbausch schwer mit Gold eingelegt war. Man trifft diesen Luxus besonders bei Mestizen, die auf jede mögliche Art ihre Reichthümer zur Schau tragen. Das Kostspieligste am ganzen Sattel sind gewöhnlich die Steigbügel. Sie sind pyramidenförmig aus Holz geschnitzt; ungefähr einen Fuß hoch und an der Basis eben so breit; nach vorne und an den Seiten sind sie geschlossen, nur nach hinten, da wo der Fuß ruht, ausgehöhlt. Die Ecken werden mit Silber beschlagen und die Spitze mit einer schweren silbernen Glocke eingefaßt, an der oben ein Ring angebracht ist, in den die Bügelriemen eingreifen. Ein mir befreundeter Pfarrer aus der Sierra ließ sich ein Paar Steigbügel verfertigen, deren Silberverzierungen vierzig Pfund wogen. Die übrigen Ausschmückungen des Sattels waren entsprechend, so daß das ganze Reitzeug einen Silberwerth von mehr als 1500 Thaler hatte. Die Spornen sind colossal; nach einem alten Gebrauche sollen sie drei Mark (anderthalb Pfund) Sil-

ber halten; der Bogen ist über einen halben Zoll hoch und an der Außenseite fein ausgearbeitet. Die Verzierungen sind entweder «hueso de tollo» (eine Art Arabesken, dem Rückgrath eines Fisches, tollo genannt, ähnlich), oder «hoja de laurel con semilla» (Lorbeerblatt mit Samen). Die Räder haben 1½ bis 2 Zoll im Durchmesser und 25 bis 30 lange, aber stumpfe Zacken.

Am Zaume sind Stangen und Trensen in einem Stücke vereinigt, es kann daher nur ein Paar Zügel angeschnallt werden; diese sind nach hinten in einen Ring vereinigt, an dem die lange Reitpeitsche befestigt ist. Das ganze Kopfzeug und die Zügel sind aus schmalen Riemen von ungegerbtem Kalbs- oder Schaafleder geflochten und mit silbernen Schnallen verziert. Aus dem Tucuman werden häufig schwarze Zügel eingeführt, die aus Tapirhäuten geschnitten sind. Brustriemen gehören nicht zum peruanischen Reitzeuge, wohl aber ein breiter Lederriemen (Retranca), der von den hintern Ecken des Sattels, unter dem Schwanze durch, um die Lenden des Pferdes reicht und durch zwei verticale Riemen, die von der Mitte des Schwanzriemens herabreichen, in seiner gehörigen Lage gehalten wird. Der Schwanzriemen wird durch ein breites Leder (Tapa cola) bedeckt, das sich auf der Schwanzwurzel herzförmig erweitert. Die Retranca und die Tapa cola sind mit Verzierungen gepreßt oder ausgeschnitten; auf letzterer prangt gewöhnlich das peruanische Wappen, welches in drei Feldern ein Huanacu, eine Palme und ein Füllhorn enthält.

Der Sattel ist kurz und enge und für Reiter, die nicht daran gewöhnt sind, höchst unbequem. Der vordere Sattelbausch ist 4 bis 5 Zoll hoch und etwas nach hinten geneigt; der hintere ist niedrig und erstreckt sich halbmondförmig nach vorne, so daß zwischen beiden nur so viel Raum offen

bleibt, daß der Schenkel Platz darin hat. Man ist in einem solchen Sattel so eingepferchet, daß es fast unmöglich ist hinaus zu fallen; er hat aber doch einen sehr großen Nachtheil, wenn nämlich das Pferd in gestrecktem Galope stürzt und der Reiter nicht Zeit hat sich zurück zu werfen, so wird sein Körper mit solcher Gewalt gegen den hohen vordern Sattelbausch geschlagen, daß gewöhnlich ein augenblicklicher Tod die Folge eines solchen Sturzes ist.

Ueber den Sattel wird eine ellenlange und anderthalb Ellen breite Decke, der sogenannte « Pellon », gelegt. Die gemeinen Pellones werden nur aus zwei ungegerbten Schaaffellen zusammengenäht; die feinern hingegen sind auf eine sehr eigenthümliche Weise angefertigt. Die rohe Wolle wird in unzählige feine etwa Finger lange Flechtchen gedreht und diese in einen Wollstoff eingewoben, so daß das Ganze dem Felle eines langhaarigen Thieres gleicht. In der Quebrada von Chiquiang werden die feinsten peruanischen Pellones aus Wolle der Bastarden von Schaaf und Ziege gedreht. Die Pellones, die aus Chile und Buenos Ayres eingeführt werden, sind schmäler als die peruanischen und taugen deßhalb für die Landessättel nicht, sondern nur für die Lomillos, ein in jenen Ländern gebräuchliches Reitzeug, und für die englischen Sättel (galapagos). Sie sind gewöhnlich feiner und langhaariger und werden aus Wolle mit Seide untermischt verfertigt. Der Preis eines sehr feinen Pellon beträgt 20 bis 25 Louisd'or, die etwas weniger feinen werden mit 12 bis 16, die gewöhnlichen mit 8 Louisd'or bezahlt. Ihre Farbe ist sehr verschieden; blau ist die häufigste, dann weiß, roth und grün.

Zwischen Sattel und Pellon legt man, besonders auf Reisen, die Quersäcke (Alforjas), in denen man den Mund-

vorrath und die nothwendigsten Effecten mit sich führt; sie sind entweder aus Leder oder aus starkem Wollzeug angefertigt. Zum vollständigen Reitzeuge, nach peruanischer Art, gehört endlich noch die Halfter (Haquima), die auf ähnliche Weise wie die Zügel gedreht und verziert ist. Der Halfterstrick (Cabresto) wird um den vordern Sattelbausch geschlagen. Die Pferde können also überall, wo die Reiter absteigen, regelrecht festgebunden werden, ohne daß die Zügel dazu gebraucht werden.

Im Anfange erscheint dem Fremden das peruanische Reitzeug unpraktisch und schwerfällig, bald aber überzeugt er sich von dessen Zweckmäßigkeit und findet es auch schön.

Das edle peruanische Pferd ist feiner gebaut, als die andalusische Stammraçe. Es ist von mittlerer Größe, selten über 14 Faust hoch, etwas kurz, mit einem starken Brustkasten, breiter Brust, feinen Beinen, dünnen Fesseln, einem kurzen, starken Halse, ziemlich großem Kopfe, kleinen, spitzigen Ohren und einem feurigen Auge. Es ist sehr muthig, gelehrig und ausdauernd. Nur in wenigen Plantagen wird die Raçe rein erhalten und mit gehöriger Sorgfalt gepflegt. Die gewöhnlichen Pferde sind höher, schmächtiger, mit schmaler Brust, dünnen Hüften und abschüssiger Croupe; sie sind aber eben so feurig und ausdauernd als die Raçenpferde. Die ganz gemeinen Pferde sind höchst unansehnlich, klein und struppig. An der Küste sieht man sie nur selten.

Die meisten peruanischen Küstenpferde sind geborne Paßgänger. Haben sie diesen Gang nicht von Natur, so wird er ihnen eingeschult. Man unterscheidet verschiedene Paßarten. Die beliebteste und zugleich auch die bequemste ist der einfache Paß (paso llano) in vier Tempo; es ist ein sehr beschleunigter

Schritt, bei dem der Reiter durchaus keine schüttelnde Bewegung spürt. Einem ruhigen Pferde kann bei diesem Schritte jedes Kind ohne die mindeste Gefahr anvertraut werden, denn die Bewegungen sind so sanft und gleichförmig, daß aus einer vollen Schaale Wasser, die der Reiter in der Hand hält, auch bei einer Schnelligkeit, in der das Pferd zwei Leguas in einer Stunde zurücklegt, kein Tropfen überfließt. Beim Reisen ist dieser Gang der angenehmste, ermüdet aber nach einigen Tagen, da der Körper in einer zu gleichmäßigen Ruhe bleibt. Modificationen von Paso llano sind der „sobrepaso", schnell und sanft; der „paso gateado", schnell und schwach anschlagend, und der „paso golpeado", stark anschlagend, aber bedeutend schneller, als der Paso llano, der ihm jedoch vorgezogen wird. Die zweite Hauptpaßart ist der „paso portante" in zwei Tempo, indem der Vorder- und Hinterfuß der nämlichen Seite gleichzeitig aufgehoben und vorwärts geschoben werden; je nachdem die Hinterfüße mehr oder weniger weit über die vordern Fußtritte hinausreichen, entsteht eine bedeutendere oder geringere Schnelligkeit dieses Ganges. Die Bewegung dabei ist rasch und wiegend und in die Länge ungleich ermüdender für den Reiter, als der gewöhnliche Trott, da der Körper zwar nicht gehoben, aber fortwährend in kurzen Bogen um seine Achse gedreht wird. Die Schnelligkeit eines Paßgängers im Paso portante ist oft so groß, daß ihm ein anderes Pferd im Galop nicht Stich halten kann. Es ist bekannt, daß außer den peruanischen Pferden nur noch die Giraffen von Natur diese sonderbare Gangart haben.

Der „Paso compañero" ist fast nur nominal vom Portante unterschieden. Viele Pferde haben keinen Paso llano,

sondern statt dessen einen kurzen Trab, aber einen natürlichen, weiten Paso portante; sie sind wenig geschätzt, obgleich sie sehr gute und ausdauernde Reisepferde sind. Sie heißen „Cavallos aguelillos". Den Trabern kann der Paso llano nicht eingeschult werden, wohl aber der Paso portante. Man nennt sie dann „cavallos trabados". Sonderbarer Weise gehen die Gebirgspferde, die ohne Ausnahme Traber sind, in vorgerücktem Alter einen natürlichen Portante. Die Cavallos trabados vergessen leicht die Schule und sind gewöhnlich etwas störrisch. Ich besaß ein treffliches zu dieser Classe gehörendes Reisepferd, das auf dem Marsche nie aus seinem kurzen Trotte zu bringen war; sowie es aber ein Dorf betrat, nahm es sich zusammen und schlug ohne irgend eine Hülfe einen ausgezeichneten Portante an; kaum war es aber bei den letzten Häusern vorbei, so schüttelte es sich und setzte mit unermüdlichem Eifer seinen Trab fort. Bei den Pferden, die einen sehr raschen Schnellschritt gehen, tritt der Uebelstand ein, daß sich die Sprunggelenke der Hinterbeine nach einwärts richten und sich wie bei den Kühen sehr nähern; sie werden deßhalb auch „kuhbeinig" genannt.

Der Werth eines Pferdes wird in Peru viel weniger durch die Schönheit, als durch die Tüchtigkeit des Passes bedingt. Die schönsten Traber werden meistens zu sehr niedrigen Preisen losgeschlagen und fast ausschließlich als Kutschenpferde benutzt. Das Wedeln mit dem Schwanze (mosquear), wenn dem Pferde die Spornen gesetzt werden, wird als einer der größten Fehler angesehen und hat einen großen Einfluß auf den Werth des Thieres. Da man diese, in Europa fast gar nicht beachtete, Untugend den Pferden nicht abgewöhnen kann,

so durchschneiden die Peruaner einen Theil der Sehnen der Schwanzmuskeln (castigar), wodurch diese gelähmt werden und das Wedeln von selbst unterbleibt.

Die Pflege der Pferde wird sehr vernachläßigt, nichts desto weniger sind sie sehr kräftig und gesund; der bekannte Satz, daß diese Thiere, je mehr sie gepflegt und verweichlicht werden, um so weniger leisten, findet hier seine volle Anwendung. Die Ställe (Coral) haben meistens kein oder doch nur ein sehr kleines Dach. Sind wenige Pferde in einem Stalle, so läßt man sie frei herumlaufen. Im Gebirge stehen sie während der Regenszeit sechs Monate lang bis über die Fesseln im Kothe, ohne daß es im Geringsten nachtheilig auf sie einwirkt. Das Futter besteht aus Lucernklee (Alfalfa) oder Maisillo, was ihnen auf die Erde geworfen oder in einen steinernen Trog gelegt wird. Zum Saufen bekommen sie nur das sehr unreine Wasser der Straßengraben. Von Zeit zu Zeit gibt man ihnen Mais, den sie sehr lieben. Wirft man ihnen die ganzen Kolben hin, so setzen sie einen Fuß darauf und fressen die Körner sehr geschickt ab, ohne ein einziges zu verlieren. Da kein Haber in Peru gepflanzt wird, so gibt man den Pferden als Ersatzmittel außer dem Mais auch Gerste, besonders im Innern des Landes.

Sehr allgemein ist die Gewohnheit, den Stuten und Wallachen die langen Kopfhaare zwischen den Ohren glatt wegzuschneiden und die Mähnen bogenförmig kurz zuzustutzen. Dadurch gleichen sie den steinernen Pferden auf antiken Denkmälern. Die Stuten werden sehr gering geachtet, so daß es fast eine Schande ist, eine solche zu reiten.

Die Bereiter (Chalanes) sind meistens freie Farbige von stämmigem Körperbau. Sie verstehen ihr Geschäft vollkom-

men, nur mißhandeln sie die Pferde zu viel und machen sie dadurch mißtrauisch. Die Fohlen laufen während der drei ersten Jahre völlig frei auf den Plantagrn herum, werden im vierten Jahre eingefangen und aufgesattelt, was gewöhnlich mit ungeheuern Schwierigkeiten verbunden ist und oft nur möglich wird, indem man das Thier auf die Erde wirft und bindet. Ein Jahr lang reitet der Chalan das junge Pferd mit einer Art Kappzaum (bosal), welcher sechs Finger breit über der Maulspitze auf die Nase gelegt und um den Unterkiefer festgeschnürt wird. Mit diesem Zaume wird das Pferd eingebrochen (quebrantado), wobei vorzüglich darauf geachtet wird, daß es in voller Carriere mit der größten Schnelligkeit nur auf den Hinterbeinen ganze und halbe Volten (voltear) mache, auf das geringste Zeichen unbeweglich stehen bleibe (sentarse) und mit Leichtigkeit große Strecken in gerader Linie rückwärts gehe (cejar). Zugleich wird auch der Paß regelrecht eingeschult (asentado). So lange der Chalan mit dem Bosal reitet, schnallt ier keine Spornen an; die Pferde gewinnen dabei aber sehr wenig, denn die Neger reißen ihnen mit ihren nackten, steinharten und rauhen Fersen oft große Fetzen Haut aus den Flanken. Nach Ablauf der ersten Schulzeit wird dem Pferde ein mit Honig oder Salz bestrichener Zaum ohne Zügel ins Maul gelegt, damit es daran kaue und sich allmälig an das Eisen gewöhne. Beim Reiten wird noch der Kappzaum gebraucht. Nach einigen Monaten werden auch an den eisernen Zaum Zügel befestigt und das Pferd mit vier Zügeln gelenkt (cuatro riendas), später läßt man das Bosal weg und bindet an dessen Stelle einen feinen Nasenzaum (bosalillo) ohne Zügel. Nach zwei Jahren ist das Pferd vollkommen zugeritten und leistet außerordentlich viel.

Folgendes Beispiel mag zeigen, mit welcher Sicherheit die peruanischen Pferde in vollstem Laufe, den leisen Bewegungen der Reiter gehorchend, nur auf den Hinterfüßen voltiren. Ein bekannter Limeño sprengte in gestrecktem Galope auf der Stadtmauer von Lima, die kaum neun Fuß breit ist, und warf zu wiederholtenmalen sein Pferd in ganzer Volte so herum, daß jedesmal die Vorderfüße des Thieres im Bogen über die Mauer hinausreichten. Mit einem jeden seiner Pferde machte er diesen Versuch. — Auf Eleganz der Stellung in der Ruhe wird wenig Rücksicht genommen, desto mehr auf die beim Gehen, besonders wird verlangt, daß das Pferd den Hals in einem schönen Bogen, das Maul der Brust genähert, trage (empicar). Sehr beliebt sind die „Cavallos de brazo", welche bei jedem Schritte mit den Vorderfüßen einen etwas seitlichen großen Bogen beschreiben, so daß die untere Seite des Hufeisens fast an die der Steigbügel schlägt; sehr schön ist diese Gangart in dem sogenannten „spanischen Tritte", bei dem die edeln Formen und die kühne Haltung in den schärfsten Umrissen hervortreten.

Die Maulthiere spielen in Peru eine sehr große Rolle, da sie bei den schlechten Wegen fast ausschließlich die Handelsverbindungen möglich machen. Sie sind in der Regel stark und schön. Die besten werden in Piura gezogen und in großen Truppen nach Lima zum Verkaufe gebracht. Die feinen Paßgänger werden zum Reiten ausgewählt, die stattlichen und großen Traber für Kaleschen, die übrigen zum Lasttragen bestimmt. Der Preis eines mittelmäßigen Maulthieres ist 100 Piaster, ein wenig bessere werden doppelt und dreifach, die besten sogar zehnfach so theuer bezahlt.

Die Ausdauer dieser Thiere, auch bei geringer Nahrung und schlechter Pflege, ist sehr groß und macht es allein möglich, daß die ausgedehnten ariden Sandflächen dem Verkehre nicht unüberwindbare Hindernisse darbieten. In der Ausdauer des Passes übertreffen sie die Pferde und kommen ihnen an Schnelligkeit oft gleich. Eines der ausgezeichnetsten Maulthiere besaß vor einigen Jahren ein Pfarrer in Piura. Wenn er in der Hafenstadt Payta, die 14 Leguas ($10\frac{1}{2}$ deutsche Meilen) von Piura entfernt ist, Messe lesen wollte, so bestieg er Morgens um 6 Uhr sein Thier und erreichte Vormittags um 9 Uhr den Hafen. Nach vollendeten Geschäften ritt er Abends um 4 Uhr wieder zurück und langte 3 oder $3\frac{1}{2}$ Stunde später wieder in Piura an. Der Weg, der durch eine Sandfläche führt, wurde nur im Schnellpasse zurückgelegt. Die bedeutendsten Summen verweigerte er für dieses treffliche Thier, von dem er sich unter keiner Bedingung trennen wollte. Als der gewaltthätige Präsident Salaverry in Nordperu war und von der Schnelligkeit dieses Maulthieres hörte, schickte er einen Adjutanten ab, um es zu kaufen; der Besitzer schickte aber den Boten unverrichteter Sache zurück. Da der Geistliche den Starrsinn des Präsidenten kannte und wohl berechnen konnte, daß ihm am folgenden Tage das Thier mit Gewalt weggeführt werde, so schnitt er ihm die Ohren und den Schwanz ab. Wie vorausgesehen, erschien am nächsten Morgen ein Unterofficier mit dem gemessenen Befehl, das Thier ohne fernere Widerrede abzuführen. Es geschah. Als aber Salaverry die verstümmelte Mula erblickte, schickte er sie fluchend zurück und der Pfarrer hatte seine Absicht erreicht, da er sein Maulthier weniger wegen der Schönheit, als wegen seiner ausgezeichneten Leistungen schätzte.

In Lima ist eine öffentliche Lotterie, die alle Dienstage auf der Plaza mayor ausgespielt wird. Der Preis eines Looses ist ein Real; der größte Gewinnst beträgt 1000 Thaler, die übrigen 500, 250, 100 rc. Die Verkäufer der Loose (Suerteros) durchziehen bis in die späte Nacht die Straßen und schreien ihr gellendes „Suertes“, oder sie setzen sich an ein kleines Tischchen an einer Straßenecke und empfangen dort ihre Kunden. Zu jedem gewählten Loose wird ein Motto gesetzt, das gewöhnlich den Anruf an irgend einen Heiligen, oder „Gott gibt es mir“ rc. enthält. Beim Ziehen der Nummern wird auch das Motto abgelesen. Alle Vierteljahre wird eine Lotterie gezogen, deren erster Gewinnst 4000 Thaler, der Einsatz vier Reales sind. Fast jeder Bewohner Limas kauft sich wöchentlich wenigstens ein Loos, besonders sind die Farbigen darauf erpicht und schon manchen von ihnen ist das Glück hold gewesen. Der Staat hat einem Privatmanne die Lotterie gegen eine bedeutende Abgabe verpachtet.

Da „Essen und Trinken Seele und Leib zusammenhalten,“ so wollen wir die Limeños auch bei diesen beiden wichtigen Processen begleiten. Das Frühstück wird gewöhnlich Morgens um 9 Uhr eingenommen; es besteht aus gesottenem Hammelfleisch (Sancochado), Bouillon (Caldo), in welchem Yucas, eine sehr schmackhafte Wurzel, gekocht werden, und aus Chupe. Dieses Gericht besteht in seiner einfachsten Form, wie man es auf Reisen gewöhnlich bekömmt, nur aus geschälten Kartoffeln, die in Salzwasser mit etwas Käse und spanischem Pfeffer gekocht werden. Wenn es vollkommener bereitet wird, nimmt man noch Eier, Krebse und gebackene Fische dazu, wodurch es eine wohlschmeckende Schüssel wird. Nach dem Essen wird Chocolate mit Milch servirt. Eine

Negerin bringt die Chocolatera in das Eßzimmer und quirlt jedem seine Portion in die Tasse. Die Eingebornen lieben auch hier den Schaum mehr als den wirklichen Gehalt. Manche Dienerinnen quirlen mit solcher Fertigkeit, daß in der schaumvollen Tasse kaum ein kleiner Löffel voll Getränke ist. Die Chocolate ist das Lieblingsgetränke der Peruaner; in manchen der südlichen Provinzen ist es Sitte, daß dem Besuchenden zu jeder Tageszeit, sowie er sich niedergesetzt hat, eine Tasse Chocolate gereicht wird, die oft so dick ist, daß der Löffel darin stehen bleibt. Die Höflichkeit erfordert, daß man diesen Brei hinunterwürge.

Der vorzüglichste Cacao kommt aus den Montañas von Urubamba und aus den bolivianischen Yungas. Der weite Landtransport vertheuert ihn aber sehr; in Lima werden daher vorzüglich die Bohnen von Guayaquil consumirt.

Die Hauptmahlzeit wird um zwei oder drei Uhr Nachmittags mit einer sehr unschmackhaften Suppe eröffnet, ihr folgt der „Puchero", welcher das Hauptgericht ausmacht. In seiner vollkommensten Form enthält er: Rindfleisch, Schweinefleisch, Speck, Schinken, Wurst, Geflügel, Kohl, Yuccas, Kamotes (eine Art süßer Kartoffeln), Kartoffeln, Reis, Erbsen, Choclitos (unreife Maiskolben), Quitten und Bananen. Zuerst werden das Fleisch, die Bohnen und der Reis auf das Feuer gesetzt und nachher die Gemüse, je nachdem sie mehr oder weniger schnell gar werden, in den Topf geworfen. Bei Tische wird das Fleisch in einer, das Gemüse in einer andern Schüssel aufgetragen. Ich wunderte mich, daß die Suppen so schlecht sind, da doch die Menge Fleisch eine treffliche Bouillon gibt, und erfuhr zu meiner nicht geringen Verwunderung, daß sie mit bloßem Wasser

gekocht, die Kraftbrühe (Caldo) aber weggegossen oder den Negern gegeben wird. Nur in wenigen Häusern ist man von dem Vorurtheile, als sei dieser Caldo schädlich, zurückgekommen und benutzt ihn zur Bereitung von Suppen und Gemüsen. Der Puchero ist ein so treffliches und nahrhaftes Gericht, daß man sich für eine Mahlzeit damit begnügen könnte; in Lima wird er aber nur als die Einleitung des Essens betrachtet. Fische, Gemüse, Kartoffeln, Eingemachtes, Braten und Salat werden zugleich aufgetragen, jeder verlangt von dem, was er wünscht und bedient die andern mit der Schüssel, die gerade vor ihm steht. Ein Gericht, das ebenso wenig als der Puchero beim Mittagessen fehlen darf, ist das „Picante". Man versteht darunter diejenigen Speisen, die mit einer sehr großen Masse von spanischem Pfeffer zubereitet sind. Für einen europäischen Gaumen ist es anfangs eine sehr große Pein, einige Löffel voll von diesem Gerichte zu essen, denn die scharfe Würze brennt im Munde wie glühende Kohlen. Bei häufigem Genusse gewöhnt man sich an dieses Brennen und räumt diesem Gerichte den ersten Platz ein. Die beliebtesten Picantes sind die „Calapulcra", aus gedörrten, feingestoßenen Kartoffeln mit Fleisch, die „Lagua", aus Maismehl mit Schweinefleisch, der „Zango", aus ähnlichen Ingredienzen bestehend, das „Charquican" aus gedörrtem und dann zerklopftem Rindfleische, die „Adobas" aus Schweinefleisch, das „Picante de ullucos" aus einer den Kartoffeln ähnlichen, in Würfel geschnittenen Wurzel u. s. w. Alle Picantes sehen roth aus, da der Aji schön roth färbt und überdies die Körner von Achote, die eine sehr intensive Meningfarbe geben, diesen Speisen beigesetzt werden. Für die, welche mehr als ein picantes Gericht wünschen,

stehen grüne Schoten von spanischem Pfeffer und Töpfchen mit getrocknetem und gestoßenem Aji mirasol (Capsicum baccatum) auf dem Tische. Eines der unnatürlichsten Gerichte ist die sogenannte »ensalada de frutas«, die aus allen möglichen Früchten, welche blos in Wasser gekocht werden, besteht. Nur ein limenischer Gaumen kann diesem Gemische Geschmack abgewinnen. Der Dessert besteht aus Früchten und Süßigkeiten (Dulces). Der Limeño muß nach Tische ein Glas Wasser trinken, sonst hat das Essen für ihn den Werth verloren; um aber das Wasser zu trinken (para tomar agua), muß er vorher etwas Süßigkeiten genossen haben. Diese beiden Genüsse sind unzertrennlich mit einander verbunden. Die Dulces bestehen entweder aus Miel*) (Zuckerhonig), brauner Chancaca (zu Kuchen verdickter, aber nicht gereinigter Zuckerrohrsaft), Alfajores (ähnliche Kuchen, die aber gereinigt und geknetet sind) oder aus eingemachten Früchten, besonders Cedras (Tejas), Ananas, Quitten, unreifen Citronen, Bohnen, Cocos ꝛc., oder aus süßem Maisbrei (Masamora). Servietten sind durchaus nicht gebräuchlich und ein Tischtuch nur in den reicheren Häusern.

Die Peruaner haben in Bezug auf das Essen sonderbare Vorurtheile. Jede Speise ist nach ihrer Ansicht entweder erhitzend (caliente) oder kühlend (fria) und bildet mit einer andern einen Gegensatz (se opone). Die Vereinigung zweier entgegengesetzter Speisen im Magen, z. B. von Chocolate und Reis, soll gefährliche Zufälle, ja den Tod herbeiführen.

---

*) Frischer Käse (quesillo) und Zuckerhonig zusammengerührt bilden ein Lieblingsessen der Limeños.

Mit einer komischen Aengstlichkeit suchen sie daher bei ihren Mahlzeiten alle ihrer Meinung nach sich feindlich gegenüberstehenden Speisen zu vermeiden. Ein Limeño, der Reis zu Mittag geessen hat, trinkt nach Tische kein Wasser, denn diese beiden Sachen se oponen. Es geht so weit, daß sich die Dienerinnen nach dem Genusse von Reis weigern, zu waschen und die Waschfrauen nie solches essen. Unzähligemale fragten mich Kranke, die am Abende ein Fußbad nehmen sollten, ob sie es wagen dürfen, sie haben zu Mittag Reis gespeist.

Ich habe schon oben bemerkt, daß die weißen Creolen der besseren Stände in Lima im Trinken sehr nüchtern sind. Wasser und süße Weine von Yca sind ihre Lieblingsgetränke. Ganz anders verhält es sich mit den niedern Ständen und den Farbigen. Sie genießen gerne und häufig berauschende Getränke, besonders Branntwein, Chicha und Guarapo. Der Branntwein ist sehr rein und wird fast ausschließlich aus Trauben gebrannt. An der heißen Küste ist sein Genuß nicht sehr nachtheilig, da er eine reichliche Transpiration bewirkt und es kann mehr als das doppelte Quantum getrunken werden, ohne die höchst schädliche Wirkung hervorzubringen, die er im kalten Gebirge verursacht. Eine alte Jesuitenregel sagt sehr richtig: «en pais caliente aguardiente, en pais frio agua fria» (in heißem Lande Branntwein, im kalten Lande kaltes Wasser).

Der Guarapo wird aus gegohrnem Zuckerrohrsaft und Wasser bereitet; er ist das Lieblingsgetränke der Neger. Man unterscheidet mehrere Arten, von denen die bessern einen angenehmen Geschmack haben; die gewöhnlichen sind aber widrig und um so eckelhafter, wenn man die Unreinlichkeit, mit der sie bereitet werden, kennt.

Die Chicha ist eine Art Bier aus Mais. Man befeuchtet die Körner, läßt sie keimen und dörrt sie an der Sonne (Jora); dann werden sie zerstampft, in Wasser gekocht und der Gährung überlassen. Die Flüssigkeit sieht gelb und trübe aus und hat einen wenig bittern, scharfen Geschmack. Man macht auch Chicha von Reis, Erbsen, Gerste, Yuccas, Ananas und von Brod. Die gewöhnlichste ist aber die von Mais. Schon vor der Eroberung Perus durch die Spanier war dieses Maisbier das allgemein beliebte Getränk der Indianer. Den Fremden mundet es nicht besonders und nur selten trifft man unter ihnen „Chicheros".

Ich erwähne hier noch einer Art Restaurationen, der sogenannten „Picanterias". Es sind schmutzige Lokale, gewöhnlich in lange, schmale Fächer abgetheilt, von denen jedes einen unreinlichen Tisch und zwei Bänke enthält. Hier werden nur sehr scharfe Picantes und Chicha verabreicht. Der Restaurateur ist gewöhnlich eine Zamba oder eine Mulattin, die große Geschicklichkeit in der Zubereitung dieser Gerichte haben. In buntem Gemische trifft man hier am Abende den Congoneger und den ernsten Altspanier, die schöne, weiße Creolin und die großmäulige China, Mönche, Soldaten, Kaufleute u. s. w., die alle nach den beißenden Leckerbissen lüstern. Auf schmutzigen Tellern, die vielleicht seit mehreren Tagen nicht gewaschen wurden, werden die verlangten Speisen aufgetragen. Statt des Brodes wird vor jeden Gast eine Portion gerösteter Mais (Cancha) in einer Kürbisschaale hingestellt oder auf den Tisch geworfen, wo die einzelnen Körner im Schmutze stecken bleiben. Die Chicha wird in großen Gläsern servirt, an deren Rande man den fettigen Ansatz der Lippen seines Vorgängers erkennt. Es scheint, als ob die Unrein-

lichkeit diesen Anstalten erst die rechte saftige Würze verleihe. — Da bei der Bereitung der Chicha die klarere Flüssigkeit vom Brei nicht abgegossen wird, so bildet sich in den Botijas (hohen, thönernen Gefäßen) in denen sie aufbewahrt wird, ein sehr dicker Bodensatz. Verlangt man Chicha, so wird man gefragt, ob man »bomba ariba« (vom obern klaren) oder »bomba abajo« (vom Niederschlage) wolle; wird letzteres gefordert, so erhält man ein Glas voll Flüssigkeit, an der man mehr zu kauen, als zu trinken hat. Die echten Chicheros ziehen Bomba abajo vor.

Branntwein und Guarapo werden in den Victualienhandlungen, die fast an jeder Straßenecke zu treffen sind, ausgeschenkt.

Die Caffeehäuser sind sehr mittelmäßig, meistens unreinlich, die Bedienung ist erbärmlich. Sie werden am häufigsten von der Classe von Farbigen besucht, die man die „mit der weißen Jacke" (de chaqueton blanco) nennt, weil sie im Sommer weiße leinene Beinkleider und ähnliche kurze Camisole tragen.

Die Gasthäuser und Restaurationen sind durchgehends schlecht und schmutzig.

Fast jede Straße von Lima zählt eine oder mehrere Cigarrenbuden, in denen blasse Mestizen oder heitere Mulatten Cigarren drehen. Das Rauchen ist sehr allgemein gebräuchlich; überall, die Kirchen ausgenommen, wird geraucht, meistens kurze Papier- oder Strohcigarren, zu denen der kurzgeschnittene Tabak in Papier oder in trockene, gepreßte Blätter (pancas) von unreifen Maiskolben gewickelt wird. Der dazu verwendete Tabak kömmt aus der nördlichen Provinz Jaen de Bracamoras in ellenlangen, zwei Zoll dicken, sehr hart gesponnenen Rollen (Masos). Die Puros (ge-

wöhnlichen Cigarren) werden aus peruanischen oder columbianischen Blättern gedreht und schmecken sehr gut. Sie stehen nur wenig hinter den Havanna-Cigarren zurück und könnten ihnen gleich kommen, wenn man sie länger und gut austrocknen würde; man raucht sie aber gewöhnlich nur wenige Stunden oder Tage, nachdem sie gedreht wurden. Bloß die Plantagenneger bedienen sich kleiner thönerner Pfeifen (Cachimbas). Es ist eine allgemeine Gewohnheit, daß jeder, der seine Cigarre anstecken will, den ersten besten Vorübergehenden, der gerade raucht, ohne Unterschied auf Farbe oder Stand anhält und ihn um sein Feuer bittet. Der Sclave raucht in Gegenwart seines Gebieters; löscht ihm seine Cigarre aus, und sieht er bei seinem Herrn Feuer, so verlangt er es ohne weitere Umstände. Man hat berechnet, daß in Lima und dessen nächsten Umgebungen täglich für 2,300 Piaster Cigarren verkauft werden.

Der Hauptmarkt wurde in frühern Zeiten auf der Plaza mayor abgehalten und enthielt einen seltenen Ueberfluß an den köstlichsten Gemüsen, Früchten und Blumen. Gegenwärtig ist er auf der Plazuela de la Inquisicion und soll nur ein schwacher Schatten von dem sein, was er früher war. Längs der Straßengraben sitzen dort die Fisch- und Wurstverkäuferinnen und benetzen bei der starken Sonnenhitze ihre ausgelegte Waare mit dem eckelhaften Wasser der Asequias. In der Mitte der Plaza liegen, in großer Fülle und der trefflichsten Auswahl, die Gemüse ausgebreitet. Dem Inquisicionsgebäude gegenüber stehen die Buden der Fleischer. Das Fleisch ist gut, aber in geringer Auswahl; man findet nur Hammel- und Ochsenfleisch. Laut gesetzlicher Vorschrift dürfen keine jungen Thiere geschlachtet werden. Kälber, Läm-

mer und Spanferkel kommen daher nie auf den Markt. In Lima werden im Durchschnitte täglich 28—30 Stück Hornvieh und 160—200 Hammel consumirt. Schweine werden viele geschlachtet; aber ihr Fleisch, frisch oder geräuchert, nur selten genossen. Das ganze Thier wird in kleine, würfelförmige Stückchen geschnitten und ausgesotten. Das Schmalz wird zum Kochen gebraucht; das rückständige geschmorte Fleisch „Chicharones“ ist ein Lieblingsgericht der Limeños. Geflügel ist viel auf dem Markt; besonders Hühner und Truthühner, die aus Huacho gebracht werden. Wildpret kömmt nie zum öffentlichen Verkaufe. Die Jäger verspeisen gewöhnlich selbst die wenigen Rehe, die in der Umgegend erlegt werden. Von den Filialmärkten ist der bedeutendste auf der Plazuela de San Agustin. Der Blumenmarkt wird noch auf der Plaza mayor, zwischen den Säulenbogen des Portal de los botoneros abgehalten. Er ist aber nur spärlich mit Floras Gaben versehen. Mit Vergnügen schwelgen die Bewohnerinnen Limas in der Erinnerung an die ehemalige Pracht ihres Blumenmarktes und beseufzen seinen gegenwärtigen Verfall. Die berühmten «pucheros de flores» werden zuweilen dort verkauft. Sie sind gewöhnlich auf folgende Weise zusammengesetzt: auf ein Bananenblatt werden ein kleiner Apfel, ein Palillo (eine Campomanesia), ein Paar Capulies, einige Corneliuskirschen und Pomeranzenblühten gelegt und diese mit Kamillen, gelben Nelken (Aleli), Veilchen, Tausendschön (Margaritas), Blühten vom Aromobaume bespickt und mit einem Zweige von Macises (einem feinblättrigen Basilienkraut), von Chocho, Hyacinthen, gelben Junco bedeckt und oben mit einer kleinen Erdbeere verziert. Das Ganze wird mit Agua rica oder Lavendelwasser besprengt. Diese Puche-

ros sind sehr niedlich zum Ansehen, verbreiten aber einen entnervenden Wohlgeruch. Nach der Seltenheit der Pflanzen, aus denen sie zusammengesetzt sind, wird der Preis bestimmt; es gibt solche, die mit 6 bis 8 Piaster bezahlt werden. Sie gehören zu den Geschenken, welche die Damen von Lima am freundlichsten aufnehmen.

Unter dem pseudo-anonymen Namen „Simon Ayanque" hat Teralla vor mehreren Jahren ein Gedicht in siebenzehn Romanzen, unter dem Titel: „Lima von Innen und Außen" *), herausgegeben. Es schildert mit den lebhaftesten Farben die Sitten und Gebräuche dieser Stadt, stellt sie aber in einem viel zu grellen Lichte dar, so daß den Verfasser der Vorwurf der Ungerechtigkeit trifft. Das Gute, das Lima und seine Bewohner haben, übergeht er entweder mit Stillschweigen, oder entstellt es durch eine beißende Satyre. Man muß ihm aber zugestehen, daß sein Werkchen mit ausgezeichneter Sachkenntniß geschrieben ist. Wahrscheinlich hat ihn manche unangenehme Erfahrung bei den Limeñas zu dieser scharfen Rüge veranlaßt. Die Frauen von Lima werden besonders strenge beurtheilt, und auf ihre Veranlassung ist dieses Schriftchen zu verschiedenen Malen, unter stürmischem «pereat», im Theater verbrannt worden.

---

*) Lima por dentro y fuera. En consejos economicos, saludables, politicos y morales que da un amigo a otro con motivo de querer dexar la ciudad de Mexico por pasar a la de Lima. Obra jocosa y divertida en que con saladas conceptos se describen ademas de otras cosas los costumbres, usos y mañas de las Madamitas de alla, de aca y de otras partes. La da a luz *Symon Ayanque*. Para escarmiento de algunos y entretenimiento de todos. Madrid. Reimpreso en Lima. 1838.

Achtes Kapitel.

Stiergefechte. — Plaza del Acho. — Vorbereitungen. — Capeadores. — Suertes. — Espadas. — Rejoneadores. — Desgarretadores. — Lanzada. — Mojarreros. — Gesattelter Stier. — Verfall der Stiergefechte. — Werth derselben.

„In der Idee einer Nationalbesoffenheit liegt etwas Großartiges," sagt ein geistreicher und sehr beliebter Schriftsteller unserer Tage; aber zugleich etwas sehr Kleinliches. Wenn Tausende von Menschen in drängendem Gewühle sich zusammenschaaren, um ihren Neigungen, ihren Schwachheiten oder ihren Leidenschaften in taumelnden Vergnügen zu fröhnen, so weiß man kaum, soll man diese allgemeine Trunkenheit bedauern oder bewundern. Liegt ihr die Erinnerung an irgend ein wichtiges Ereigniß, liegt ihr eine religiöse oder politische Feierlichkeit zu Grunde, so ist sie zu entschuldigen; wenn sie sich aber um einen, alle menschlichen Gefühle entehrenden Gegenstand dreht, wenn sie sich nur in den gemeinsten Rohheiten, in der raffinirtesten Grausamkeit gefällt, dann ist sie empörend und verdammenswerth.

Ein unheimliches Gefühl beschleicht oft den Nordeuropäer, der Zeuge des allgemeinen Jubels ist, der Tage lang ganz Lima erfüllt, sobald ein Stiergefecht angekündigt wird. Die Hoffnungen, Erwartungen und Vergnügungen jenes Tages bilden den Hauptgegenstand der Gespräche, besonders der weiblichen Bevölkerung der Stadt. Mehrere Tage vorher werden die Anzeigen des Stiergefechtes an den Straßenecken angeklebt und verkauft. Jedermann sucht sich eine solche «lista de los toros» zu verschaffen, um die Namen der armen Schlachtopfer zu kennen, und abzuurtheilen, ob sie gut sein werden, d. h. recht wild und, wo möglich, viele Menschen um's Leben bringen.

Besonders groß ist die Aufregung, wenn die Saison der Toros *) beginnt und nach Jahresfrist zum erstenmal wieder eine Corrida statt hat. Wie bei allen sich öfters wiederholenden öffentlichen Schauspielen ist auch hier die erste Vorstellung die brillanteste. Wenn Peru politisch ruhig ist, was in einem Decennium kaum für ein Jahr der Fall ist, so beginnen die Stiergefechte in der heißen Jahreszeit im Monat Januar und dauern acht Wochen. Während dieser Zeit werden jeden Montag 10 bis 12 der schönsten Stiere, meistens auf sehr grausame Weise, dem öffentlichen Vergnügen geopfert. Zu Revolutionszeiten werden keine Corridas abgehalten, nur ausnahmsweise zur Feier eines Sieges, und dann auch, wenn es sich gerade trifft, während des Winters. »¡Que lastima!« hört man in diesem Falle von allen Seiten rufen, „daß die Sonne nicht brennt, die Stiere werden sehr träge sein!"

---

*) Toros, die Stiere, wird abgekürzt statt corrida de toros gebraucht.

Die Haciendas der Küste, der Thäler des Rimac, des Chillon, des Pasamayo und die Quebrada von Huarochirin liefern die schönsten und wildesten Stiere. Bujama, Vergara, Omos, Pariachi, la Escala, Paramonga, Miranda ꝛc. werden freudig auf dem Zettel begrüßt, denn die Besitzer dieser Plantagen haben dem Publicum der Hauptstadt schon manchen schönen Genuß durch ihre Zöglinge verschafft. Sorgfältig gepflegt und mit Blumen bekränzt werden die Stiere in der Mitte der Woche nach Lima gebracht, damit sie einige Tage von den beschwerlichen Sandwegen, die von den Haciendas nach der Stadt führen, ausruhen können.

Unterdessen bereiten sich auch die Limeños für den Festtag. In der Calle de Santa Polonia, Nr. 66, werden die Billete für die offenen und geschlossenen Logen verkauft. Ihr Preis ist nach der Größe 4 bis 8 Thaler. Die Frauen von Lima sind besonders in Aufregung. Keine ächte Limeña bleibt am festlichen Montage zu Hause; sie würde es für einen unglücklichen und verlorenen Tag ihres Lebens ansehen, wenn ein unüberwindliches Hinderniß sie des Vergnügens des Stiergefechtes berauben würde. Kann sie der Corrida selbst nicht beiwohnen, so setzt sie sich auf die Brücke oder auf eine steinerne Bank der Alameda und läßt die ungeheure Menschenmenge an sich vorüber ziehen.

Die Stiergefechte wurden zu den Zeiten der Vireyes häufig auf der Plaza mayor in der Stadt gehalten, jetzt aber sehr selten dort, sondern in der eigen dafür gebauten „Plaza firme del Acho“, links am Ende der neuen Allee. Es ist ein weites, aus Luftziegeln aufgeführtes Amphitheater, ohne Dach. Der Haupteingang ist ein großes Doppel-

thor, durch welches man zuerst in eine Art Hofraum gelangt, der das eigentliche Amphitheater, wie ein breites Band umgibt; verschiedene Gebäude, wie das Toril, Corales ꝛc. sind darin aufgeführt. Mehrere Eingänge führen von hier aus in die Arena, die einige Zoll tief mit Sand bedeckt ist. Die unterste Lage der für die Zuschauer bestimmten Plätze besteht aus gemauerten Zimmerchen mit niedrigen, ziemlich breiten Oeffnungen. Sie haben einen doppelten Zweck: einen Theils bildet ihre vordere Wand eine Barriere, die der Stier nicht überspringen kann; sie ist die Peripherie des innersten und tiefsten Kreises des Amphitheaters; andern Theils geben sie treffliche Asyle für denjenigen Theil der Zuschauer, die gerne sehen wollen ohne selbst gesehen zu werden, für zärtliche Rendez-vous ꝛc. Ueber diesen Zimmerchen folgen stufenweise mehrere Reihen von Bänken; ganz oben ist der Kreis der Logen. Sie sind, wie im Theater, an den Seiten ganz geschlossen und nur vorn offen. In der Mitte dieses Kreises, links vom Haupteingange, ist die Loge des Präsidenten (früher der Vicekönige) mit rothem Tuche ausgeschlagen; in ihrer Nähe sind die Plätze für die Musik und der Sitz des Kampfrichters, des jedesmaligen Subpräfecten der Provinz Lima. Der Präsidentenloge gegenüber ist die schmale Thür des Torils. Es ist dies ein schmaler Gang, in welchem der zum Kampfe bestimmte Stier den Augenblick des Hervorstürzens erwartet; er ist so enge, daß sich das Thier darin kaum bewegen kann, überdieß wird es noch mit Querstangen eingepfercht, so daß jede Bewegung auf die Seiten, oder nach Rückwärts, gehemmt wird. Mit dem so eingespannten Schlachtopfer werden, als Präludien, die grausamsten Operationen vorgenommen. Mit breiten Nadeln werden ihm bunte Bänder durch das Fell gezogen und

in künstliche Knoten verschlungen und reiche Schabraken auf den Rücken genäht; Schwärmer und Raketen an die Ohren, die Hörner und den Schwanz geheftet. Mit spitzigen, feinen Lanzen wird er von allen Seiten gestochen. Ohnmächtig tobt der Stier gegen den Stachel; seine Wuth steigert sich auf den höchsten Grad.

Rechts, neben dem Toril, ist die Loge des Wärters, der die Aufgabe hat, dem tobenden Thiere die Thüre zu öffnen und sie hinter demselben rasch wieder zu schließen; links ist ein größeres Thor, durch welches diejenigen Stiere aus der Arena getrieben werden, denen die Schmach widerfährt, mit ihrem Blute nicht den Kampfplatz zu färben.

In der Mitte des Circus sind ein Dutzend Pfähle in der Form eines Kreuzes eingerammelt, die oben durch Querbalken verbunden sind; sie stehen so enge, daß nur ein Mann durchschlüpfen kann. Hierher retten sich die hart bedrängten Capeadores, um den gefährlichen Verfolgungen des Stieres zu entgehen.

Am bestimmten Tage ist die Alameda schon am Morgen früh mit langen Reihen von Tischen besetzt, auf denen Limonade, Branntwein, Chicha, Picantes, Fische und Süßigkeiten aller Art zum Verkauf ausgestellt sind. Nur die Farbigen sprechen diesen Erfrischungen und Leckerbissen zu; die vornehmen limenischen Familien bringen in der Regel ihren Mundvorrath mit in die Loge. Von 12 Uhr an beginnt der Zug nach der Plaza del Acho. Ganz Lima ist in Bewegung. Alle Bänke der Alameda sind dicht mit Tapadas besetzt, die nur ein feuriges Auge und das graciöse kleine Füßchen sehen lassen und den Vorübergehenden hin und wieder ein halb verstohlenes Zeichen geben.

Das Amphitheater füllt sich allmählig und um 2 Uhr sind 12—15000 Menschen darin versammelt. Gegen halb 3 Uhr kömmt der Wagen des Präsidenten von einer starken Leibgarde von Lanciers escortirt, vorgefahren und bald erscheint die Excellenz, von Ministern, Adjutanten u. s. w. begleitet, in der Regierungsloge. Je nach der Stimmung des Publicums und dessen Zufriedenheit mit der Staatsverwaltung wird sie mit stürmischem „Viva" oder stumm empfangen. Die Musik spielt eine rauschende Fanfarre und schweigend treten die elegant gekleideten „Capeadores" *), zu Pferde und zu Fuß, in den Circus, um den sie dreimal herumgehen, den Präsidenten und das Publicum begrüßend. Nur hin und wieder gibt einer der Reiter seinem Pferde die Hülfe, um die schönen Formen des edeln Thieres mehr hervorzuheben. Jubelnd begrüßt die Menge die wohlbekannten Gestalten eines Estevan Arredondo, eines Jose Dolores Mendoza, eines Juan de la

*) Capeadores heißen diejenigen, welche mit einem Mantel oder einem Poncho sich dem Stiere gegenüber stellen, denselben reizen und, wenn er auf sie losstürzt, durch geschickte Wendungen ausweichen, um ihn von Neuem zu reizen. Sie sind unbewaffnet. In Spanien waren früher nur Capeadores zu Fuß. Ein Neger des Marquis von Vallumbrosa, aus Lima, war der erste, der als Capeador zu Pferde in Madrid auftrat und ungeheuern Beifall erntete. Seitdem ist diese Vervollkommnung der Tauromaquia auch in Spanien sehr in Aufnahme gekommen. Das „Capear" zu Pferde ist viel schwieriger, aber auch viel interessanter als das zu Fuß. Die Pferde müssen besonders dazu abgerichtet und aufgesattelt werden, damit der Stier nicht mit den Hörnern in dem complizirten hintern Theile des Sattelzeuges (der Retranca) hängen bleibt und den Reiter zu Boden wirft. Das Necken des Stieres mit dem Mantel heißt „sacar una suerte" (ein Loos herausheben). Wir haben im Deutschen keinen bezeichnenden Ausdruck dafür.

Rosa Asin. Wenn aber die neue Amazone Felipa Muños*) in die Arena sprengt ertönt tausendfältiges Beifalljauchzen.

Die schmetternde Trompete gibt das Zeichen zum Beginn des Kampfes. Die Capeadores zerstreuen sich, einer stellt sich dem Toril gegenüber, noch einmal ruft die Trompete, und heraus zum aufgerissenen Thore stürzt der «vengador prieto de Bujama»**). Ein schönes Thier; ächt castilianische Raçe! kräftige, gedrängte Formen, niedrige, feine Beine, ein kurzer Rumpf mit mächtigem Kopfe. Wenige stark gekräuselte Locken bekränzen die eherne Stirne, von der Verderben drohend, in leichter Biegung, die kurzen, scharfen Hörner nach vorne ragen und verrätherisch mit Blumen umwunden sind. Eine weiß eingefaßte mit Gold- und Silbermünzen reich behangene, purpurne Schabrake bedeckt den glänzend schwarzen Rücken, den bunte Bänder zieren. Mit hoch aufgehobenem Schwanze, Feuer sprühenden Blicken und grimmig geöffneten Nüstern tobt „der Rächer" in blinder Wuth durch die Arena. Ruhig erwartet ihn der Capeador zu Pferde mit vorgehaltenem Poncho. Schon ist der Stier bei ihm, seine Hörner scheinen sich in die Weichen des Pferdes zu bohren, sein Untergang gewiß; aber eine leise Bewegung des Capeadors, sein Roß macht eine kühne Wendung — und vorbei rennt der Stier; aber eben so rasch überholt ihn der Reiter, reizt ihn von Neuem, wendet ab,

*) Felipa Muños, eine Zamba, zeichnet sich eben so sehr durch ihre Gewandtheit im Reiten, als durch die Kühnheit aus, mit der sie die wildesten Stiere reizt.

**) „Der schwarze Rächer von Bujama". Jeder Stier hat einen Namen, mit dem er in der Lista de los Toros aufgeführt wird, wobei auch seine Farbe und die Hacienda, in der er groß gezogen wurde, angegeben werden.

reizt ihn wieder und entwickelt in einer Reihe von wohlberechneten und geschickten „Suertes" seine bewunderungswürdige Gewandtheit und seinen kalten Muth.

Stürmischer Beifall ertönt von allen Seiten, und ein zweiter Capeador zu Fuße löst ihn ab. Der Stier stürzt sich auf ihn los, aber behende weicht er ihm aus und hält ihm wieder den scharlachrothen Mantel vor; springt auf die Seite und neckt wieder; aber das Thier läßt sich nicht irre machen, es dreht sich in kurzen Wendungen und greift ihn immer rascher an. Der hart bedrängte Capeador kann nur noch durch die Flucht sein Leben retten; in kurzem Zickzack eilt er den sichern Pfählen des Centrums zu; der Stier, hinter ihm, stößt mit seiner Stirn machtlos gegen die Balken, rennt einigemal um das Kreuz, stutzt, sammelt sich und stürzt sich auf eine weiße Gestalt *), die wenige Schritte vor ihm steht. Ein Knall folgt, Rauch steigt auf, und zahllose Schwärmer schwirren um das tobende Thier. Die brennenden Reste des Phantoms hängen an seinen Hörnern: mächtig schüttelt er den Kopf, stampft, brüllt und durchrennt, bebend vor Wuth und Schmerz, die Arena, um sich von seiner Qual zu befreien.

Ein Capeador zu Pferd stellt sich ihm entgegen, schwenkt ab, kehrt wieder, macht eine zu kurze Wendung, der „Vengador" wirft sich auf ihn und sein Name ist gerettet. Das Pferd bäumt sich, und in weitem Bogen spritzt ein dicker Blutstrom aus der durchbohrten Brust. Wie mit Grausen über seine Rache erfüllt, weicht der Stier einige Schritte zurück und

*) Es werden aus Reifen und Papier Männer- und Frauengestalten angefertigt, mit leicht entzündbaren Schwärmern und Raketen gefüllt und in die Arena gestellt. So wie sie der Stier umrennt, entzünden sie sich mit heftiger Explosion.

eilt nach einer andern Stelle des Circus hin. »¡Bravo toro!« ertönen tausend Stimmen, während der Capeador mit seinem Pferde zur Plaza hinauseilt, aber ehe er das Thor erreicht, stürzt es todt unter seinem Reiter zusammen.

»¡La espada! la espada!«*) schreien einige Zuschauer und bald wird dieser Ruf allgemein. Ein Matador erscheint; in der rechten Hand einen langen, breiten Dolch, in der linken einen kurzen Mantel. Mit ruhigem Blicke und fester Haltung tritt er einige Schritte vor, schwingt ein paarmal leicht seinen Mantel, um die Aufmerksamkeit des Stieres auf sich zu lenken; aber schon hat ihn dieser bemerkt und rüstet sich zum Angriffe. Weite Kreise schlägt er mit seinem Schweife, tief gesenkt hält er den Kopf und mit Heftigkeit wühlt er bald mit einem, bald mit beiden Vorderfüßen den leichten Sand auf und hüllt sich in eine Staubwolke, aus der ein dumpfes Brüllen, ähnlich dem fern dahinrollenden Donner, erdröhnt. Wenige ängstliche Minuten verstreichen. Mit leicht vorgebeugtem Körper und etwas emporgehobenem Arme, dessen Faust krampfhaft um den Dolch geballt ist, heftet der kühne Matador seine Augen auf den furchtbaren Feind, der nun mit Macht herantobt. Noch einen Augenblick und im Todeszucken liegt der Vengador prieto zu den Füßen seines Gegners.

Ununterbrochener Jubel erfüllt die Lüfte und übertäubt die rauschende Musik. Blumen und Geld werden von allen Seiten dem Sieger zugeworfen, der auf dem glatten Haare des leblos dahingestreckten Thieres seinen Dolch vom Blute reinigt, die reiche Schabracke als Siegstrophäe loslöst und vom Kampfrichter seine Belohnung erhält.

*) Espada, der Degen. Diejenigen, welche den Stier mit dem Degen oder Dolche tödten sollen, werden schlechtweg Espadas genannt.

Unterdessen wird dem Stier ein Strick um die Hörner gebunden; das Hauptthor des Circus öffnet sich und zwei Neger jagen auf vier stolzen, reichgeschmückten Hengsten, die einen eisernen Haken nach sich schleppen, hinein. Wie sie sich dem todten Thiere nähern, scheuen die Pferde zurück, bäumen sich, aber mit Behendigkeit wird der Haken in den Strick eingehängt und in sausendem Galope, von Trompetengeschmetter begleitet, reißen es die feurigen Rosse, eine tiefe Furche zurücklassend, mit sich in der Arena herum und zum Thore hinaus. Einige Neger mit Besen gleichen den Sand im Circus aus und verwischen sorgfältig alle Blutspuren.

Während dieses Zwischenactes geht es unter den Zuschauern sehr lebhaft zu; jeder gibt sein Urtheil oder seine Meinung ab. Besuche werden gemacht, Backwerk gekauft und die Plätze bezahlt. Beim Eingang ins Amphitheater wird ein halber Piaster Eintrittsgeld bezahlt, später verlangen eigene Einsammler noch 4—6 Reales Platzgeld.

Schon wird wieder zum Kampfe geblasen und der »mala intencion alazan de la Escala« *), mit blauer Decke und vielfarbigen Bändern geschmückt, tobt in die Arena. Die Capeadores zu Fuß und zu Pferde thun ihre Schuldigkeit. Glänzende „Suertes" werden producirt. Wie die erste Wuth des Stieres gebrochen ist, reiten die „Rejoneadores" **) vor. Bald

---

*) **Mala intencion alazan**: die böse Absicht, fuchsfarben, von der Hacienda „**la Escala**". Ich führe hier absichtlich Namen an, wie sie auf den Listas erscheinen, um zu zeigen, mit welchem Geschmacke die Neger die Stiere taufen. Der Name bezieht sich gewöhnlich auf eine Eigenschaft dieses Thieres, oder auf ein Ereigniß, bei dem es eine Hauptrolle spielte.

*) Die Rejoneadores tödten den Stier mit kurzen Lanzen. Sie können dabei eine sehr große Geschicklichkeit entwickeln und sollen nach

greift er sie an. Auf zitterndem Pferde erwartet ihn der Erste mit emporgehobenem Arme, um die scharfe Spitze der kurzen Lanze in sein Herz zu bohren. Das Pferd, vielleicht in einem früheren Kampfe schon einmal verwundet, ist unruhig, der Stoß geht fehl, aber der Stier hat sicher getroffen. Seine scharfen Hörner haben die Weichen des Rosses weit aufgerissen und die Gedärme quellen hervor. Unbekümmert darüber, sucht der Reiter seinen Fehler gut zu machen, sprengt hinter seinem Gegner einher, neckt ihn, stößt das zweitemal besser, aber nicht tödtlich, wird dadurch noch mehr gereizt und wiederholt mit gleichem Erfolge seine Versuche. Ein gräßlicher Anblick! Ein Theil der Eingeweide des Pferdes schleppen im Sande nach, aber doch folgt das edle Thier feurig dem Zaume, bis es todt zusammenbricht. Der zweite Rejoneador ist nicht viel glücklicher; seine Stöße sind nicht tödtlich, sie vermehren nur die Wuth des mala intencion, der wie sein Vorgänger seinem Namen Ehre macht. Bald sind Reiter und Pferd über den Haufen geworfen und müssen sich zurückziehen.

Bluttriefend ruht das Schlachtopfer einige Augenblicke aus, um einen neuen Gegner zu erwarten. Keiner wagt

---

den Regeln der Kunst denselben auf den ersten Stoß niederstrecken, indem sie die Lanze zwischen dem linken Schulterblatt und dem Rückgrathe ins Herz senken. Delgado, einer der berühmtesten Toreros, die Spanien aufzuweisen hat, gewöhnlich „Pepe Hillo" genannt, schrieb ein sehr originelles Werk, welches die Regeln der Stierkämpfe enthält, unter dem Titel: „Tauromaquia o arte de torear a pie y a cavallo. Madrid 1804. 8.," mit 30 Kupfertafeln, auf welchen die vorzüglichsten Suertes abgebildet sind. Obgleich der Verfasser die Praxis der Stiergefechte noch besser kannte, als die Theorie, wurde er doch in einem solchen ein Opfer seiner leidenschaftlich ausgeübten Kunst.

sich hinan. Nun treten die »desgarretadores« hervor, um ihr schändliches Amt zu erfüllen. Jeder hält eine 14—16 Fuß lange Stange, an deren Spitze ein sehr großes, äußerst scharfes, sichelförmig gebogenes Eisen befestigt ist. Leise nähert sich einer von hinten dem Stiere bis auf 30 oder 40 Schritte, wirft ihm mit aller Gewalt seine Waffe nach den Hinterfüßen und durchschneidet ihm die Achillessehne. Der Stier knickt ein. Ein zweiter Desgarretador bricht ihm auf die nämliche Weise den andern Hinterfuß und er fällt mit dem ganzen Hinterkörper auf die Erde. Seine Kraft ist gelähmt, aber sein Muth nicht gebrochen. Mit dem tiefsten Abscheu wendet sich der fühlende Mann von diesem empörenden und ehrlosen Schauspiele ab. Auf den Knien rutscht das gequälte Thier seinen nun muthig gewordenen Gegnern entgegen. Sand und Blut vermischen sich zu Klumpen in den Wunden; bewegungslos schleppen die Hinterbeine dem langsam davon gezogenen Körper nach. Ein dumpfes, herzzerreißendes Gebrüll zeugt laut von den Schmerzen des hülflosen Thieres. Mit satanischem Triumphe eilen nun die Neger, mit Messern und Lanzen bewaffnet, um es vollends zu Tode zu martern. Noch im Todeskampfe vertheidigt es sich mit Muth und schon mancher dieser Henker hat seine Mordlust mit dem Leben gebüßt, wenn er glaubte, ungestraft mit seinem Dolche im Fleische des sterbenden Opfers zu wühlen.[1]

Die meisten meiner Leserinnen werden bei der bloßen Schilderung dieser entehrenden Scenen schaudern, aber die Damen von Lima finden ein großes Wohlgefallen, denselben zuzusehen, und können kaum den Tag erwarten, der ihnen solche vorführen soll. Ländlich sittlich, aber auch ländlich schändlich!

Es gibt hin und wieder ehrenvolle Ausnahmen und manche in Lima geborne Frau empfindet, den rein weiblichen Gefühlen folgend, einen tiefen Abscheu vor diesen Belustigungen, denen sie nie beiwohnt. Ich will den Limeñas nicht ohne Entschuldigung den Vorwurf einer unnatürlichen Gefühllosigkeit machen. Von frühester Jugend an sind sie an diesen entmenschenden Anblick gewöhnt; was sie als Kinder aus Neugierde mit ansehen, betrachten sie später aus Gewohnheit mit Gleichgültigkeit. Gewohnheit stumpft aber ab.

Kehren wir wieder auf den Kampfplatz zurück, den eben der Palangana mulato de Vergara*) durchrennt. Ein leises Murmeln wird im Kreise gehört. »Que toro tan flojo!« tönt es von verschiedenen Seiten. Der Stier scheint die Gunst des Publicums nicht zu erhalten und wirklich verdient er sie auch nicht. Die Heftigkeit, mit der er die Arena betrat, hatte bald ihr Ende erreicht; er steht stille, sieht sich ganz verwundert im Kreise herum, läuft in kurzem Trabe durch die Plaza und sucht eine Thüre, um hinauszukommen. Vergeblich necken ihn die Capeadores, er sieht sich nicht nach ihnen um, sondern glotzt das geschlossene Thor an und brüllt sehnsüchtig seinen abwesenden Gefährten zu. Die Rejoneadores stechen ihn mit ihren Lanzen, um ihn etwas zu reizen; für Augenblicke rafft er sich zusammen, rennt ihnen nach, aber bald trottet er wieder harmlos im Circus herum. »¡Que le maten!« schreit ein Theil des Publikums; »¡ que le boten fuera!« ruft ein anderer und der Schiedsrichter gibt das Zeichen, dem letztern Wunsche Folge zu leisten. Mehrere Kühe

*) Siehe oben S. 166, mulato, mulatenfarbig ist ein tiefes Braun, ins Schwärzliche ziehend.

und Ochsen werden in die Arena getrieben und in ihrer Gesellschaft verläßt das feige Thier unter dem Hohngelächter der Zuschauer den Kampfsplatz.

Der folgende Stier wird den laut werdenden Unwillen des Publicums besänftigen. Er ist für eine „Lanzada" *) bestimmt; in der Liste ist er als »busca la punta barroso de Paramonga« **) aufgeführt. Ein untersetzter, starker Indianer erscheint mit einer ungeheuern Lanze. Der Stiel ist 12—14 Fuß lang und an seinem hintern Ende fast schenkelsdick; die Spitze ist breit und über eine Spanne lang. Dem Toril gegenüber, ungefähr 25—30 Schritte davon entfernt, ist ein starker Stein in den Boden gerammelt, zu welchem der Indianer geht, um seine Vorbereitungen zu treffen. Nochmals untersucht er Stein und Lanze sorgfältig, probirt die Höhe, in die er die Spitze richten muß, legt die Lanze nieder, zieht seinen Rosenkranz und betet andächtig einige Pater noster und Ave, bekreuzt sich, greift wieder zu seiner Waffe und läßt sich auf ein Knie nieder. Mit beiden Händen faßt er den Stiel, den er mit aller Kraft gegen den Stein stemmt, erhebt die Spitze kaum eine halbe Elle über die Erde und gibt das Zeichen zum Angriffe. Ein banger Moment folgt, Todesstille herrscht im weiten Kreise und mit angehaltenem Athem erwartet jeder den verhängnißvollen Augenblick. Die Thüre fliegt auf und der Stier stürzt sich mit Macht in die Lanze. Die Gewalt des Stoßes schleudert den Indianer weit weg; er hatte das Ziel verfehlt; statt die

---

*) Lanzada, Lanzenstich.

**) Der Stier, der für die Lanzada bestimmt ist, heißt gewöhnlich busca la punta „suche die Spitze", barroso, kuhbraun.

Stirn zu durchbohren und so den Stier augenblicklich zu tödten, drang die Lanze unter dem Schulterblatte in den Körper und zu den Weichen hinaus. Mit diesem Balken im Leibe rennt der Stier auf seinen wehrlos dahingeworfenen Gegner, stößt ihn mit den Hörnern und tritt ihn mit den Vorderfüßen, bis die Capeadores herbeieilen und ihn einem gewissen Tode entreißen. Rejoneadores reiten vor, um dem von ungeheurem Blutverluste erschöpften Schlachtopfer den Garaus zu machen. Mit Wehgeheul stemmt er sich mit seinen vier Füßen gegen die Erde und empfängt so die Todesstöße.

Jeder der folgenden Stiere bietet wieder mehr oder weniger Interesse dar, je nachdem er mehr oder weniger Menschen verwundet oder tödtet und nach der Geschicklichkeit, welche die Capeadores, Rejoneadores und Espadas entwickeln. Aber das Publicum will noch eine buntere Abwechselung, welche ihm die Mojarreros*) verschaffen werden. Ein halbes Dutzend Indianer, von ihrem Capataz angeführt, kommen singend und tanzend in die Plaza und springen eine Zeit lang unter drolligen Geberden herum. Der Stier wird in die Arena gelassen, er wendet sich bald gegen die lustige Gruppe und greift sie an. Vom Capataz geleitet, stellen sich die Cholos zur Wehre, halten den Stier ab, setzen ihre Tänze fort, werden wieder angegriffen, vertheidigen sich und verwunden ihren Gegner,

*) Die Mojarreros sind gewöhnlich Indianer, die sich in Masse dem Stiere entgegenstellen. Sie vertheidigen entweder einen mit Früchten und Branntwein besetzten Tisch, wobei sie, um ihre Prämien zu erhalten, darauf sehen müssen, daß der Tisch nicht verrückt wird, oder sie führen Tänze auf, wie oben beschrieben wird. Es geschieht zuweilen, daß der Stier über den Tisch wegsetzt und im nämlichen Augenblicke von den Lanzen durchbohrt wird.

aber immer springend und tanzend; zuletzt werfen sie sich auf die Erde und stoßen dem Stiere, indem er über sie wegsetzt, die Lanzen in den Leib, daß er todt niederstürzt.

Es wird Abend, schon seit vier Stunden hat das Schauspiel gedauert und 11 Stiere sind als Opfer eines barbarischen Vergnügens gefallen; 16 stehen auf der Liste. Ein Theil muß auf den nächsten Kampftag aufbewahrt werden, denn schon fängt das Publicum an, sich zu entfernen; aber noch einmal öffnet sich das Toril und heraus sprengt ein Reiter auf einem ungesattelten Stier. Die Schwierigkeit, sich auf einem solchen tobenden Thiere im Sattel zu halten, ist sehr groß; der Reiter bekömmt daher seine Prämie, wenn er nur vom Toril bis mitten in die Arena gelangt, ohne abgeworfen zu werden. Es gibt einige sehr gewandte Neger, die nicht nur mehrmals durch die Plaza reiten, sondern auch, während sie auf dem Stiere sitzen, den Sattel abnehmen, ihren Ritt auf dem bloßen Rücken fortsetzen und sogar Feuerwerke losbrennen, wodurch sie sich den lebhaftesten Beifall der Zuschauer erwerben.

Die anbrechende Nacht macht der Belustigung ein Ende und das Amphitheater entleert sich. In unabsehbaren Reihen kehren die Bewohner von Lima nach der Stadt zurück; wieder sitzen die Tapadas auf den Bänken der Alameda, die Brücke ist aber diesmal von Männern besetzt, die den langen Zug von Wagen und Fußgängern an sich vorüberwogen lassen und die vorübergehenden Frauen necken, aber immer mit witzigen Antworten bezahlt werden.

Die Stiergefechte werden in Lima nicht mehr mit der Pracht und in der strengen Form gehalten, wie zu Zeiten der Vireyes. Man hört sehr oft ältere Männer über den Ver-

fall dieser Nationalbelustigung bitter klagen. Bald fehlt es an den Capeadores und Rejoneadores, bald taugen die Espadas nichts. Besonders schwer zu befriedigen sind die Altspanier, die immer von den Meistern der Peninsula sprechen. Eine jetzt ganz vernachlässigte Ceremonie der früheren Stiergefechte ist die Uebergabe des Schlüssels des Torils. Ein geschickter Reiter mit einem großen goldenen Schlüssel in der Hand stellte sich mit einem ausgezeichneten Pferde vor das Toril. Auf ein gegebenes Zeichen wurde die Thüre geöffnet und der Schlüsselträger ritt im schärfsten Passe, ohne in Galop übergehen zu dürfen, nach der Loge des Vicekönigs, wo er den Schlüssel abgab. Der Stier folgte ihm natürlich dicht auf den Fersen und wurde erst in der Nähe des Zieles von den Capeadores abgelenkt. Es ist ein Beweis von der unglaublichen Schnelligkeit, deren einzelne peruanische Paßgänger fähig sind, denn es ist eine bekannte Thatsache, daß ein Stier auf kurze Distanz ein Pferd im stärksten Galope überholt. Das Pferd, das diese Probe ablegte, wurde immer von ganz Lima gefeiert.

Ich habe mich oft erkundigt, wozu das Fleisch der getödteten Stiere bestimmt werde, ich bin aber darüber nie recht ins Klare gekommen. Einige sagen, es gehöre den Siegern, andere, es werde den Hospitälern übergeben, und wieder andere, daß es am folgenden Tage zu ermäßigtem Preise auf dem Fleischmarkte erscheine.

Immerhin ist das Fleisch eines so zu Tode gehetzten Thieres sehr schädlich. Wenn auch zuweilen ein Stier bald, nachdem er die Plaza betreten hat, todtgestochen wird, so ist doch die Wuth, in die er durch die fortwährenden Martern im Toril gesetzt wird, einer langen Hatze gleichzustellen.

Ich habe versucht, meinen Lesern in kurzen Umrissen ein Bild der Stiergefechte, wie sie jetzt in Lima gehalten werden, vorzuführen und will nun noch mit wenigen Worten die Bedeutung dieses Nationalvergnügens erwähnen.

Peru ist das einzige Land in Südamerika, in dem noch förmliche Stiergefechte gefeiert werden. Wie es sich am letzten, dem Rufe der Freiheit folgend, von der spanischen Herrschaft befreite, so hat es auch am längsten die Gebräuche seines Mutterlandes beibehalten und wird sich auch am schwierigsten davon losmachen, da ihm jede Energie und jede aus sich selbst sich entwickelnde Nationalität mangelt. Die Charakterlosigkeit der Peruaner zeigt sich hier sehr deutlich. Fehler der Spanier werden bei ihnen zu Lastern, indem sie rücksichtslos dieselben auf den höchsten Punct treiben. Wenn die Stiergefechte auf der Halbinsel grausam sind, so sind sie in Lima ehrlose Thierquälereien. Diese werden zwar nur von der Hefe des Volkes, von Negern und Zambos, ausgeführt, aber sie werden vom gebildeten Theile des Publicums gebilligt und mit Beifall aufgenommen. Die Limeños wollen Vergnügen, sie mögen so unmenschlich sein, als sie wollen, wenn es nur Vergnügungen sind, bei denen sie einen Tag müßig sein, an öffentlichen Orten sich zeigen und ihren zügellosen Leidenschaften keine Schranken zu setzen brauchen. Ein Gouvernement, das sich beim Volke schnell in Gunst setzen will, muß ihm öffentliche Unterhaltungen geben, unter denen die Stiergefechte oben an stehen. Damit werden zwei Zwecke erfüllt: die Regierung sichert sich die Anhänglichkeit, wenn auch nicht die Liebe des Publicums und lenkt zugleich dessen Aufmerksamkeit von der politischen Schaubühne ab, was in einem Lande wie Peru, welches fortwährend durch Revolutionen von einem irregeleiteten Pöbel und ehr-

und pflichtvergessenem Militär zerfleischt wird, von höchster Bedeutung ist.

Wohl könnte eine weise Regierung darauf achten, daß bei den Stiergefechten, wenn sie doch als nothwendiges Uebel müssen beibehalten werden, mehr Vorsicht und mehr Humanität beobachtet würde. Eltern, denen es daran gelegen ist, nicht den Keim der Roheit von frühester Jugend ihren Kindern einzupflanzen, sollten es als eine heilige Pflicht betrachten, dieselben von einem Schauspiele entfernt zu halten, das jedes edlere Gefühl verletzt und am Ende vernichtet.

Neuntes Kapitel.

Geographische Lage von Lima. — Höhe. — Temperatur. — Klima. — Krankheiten. — Statistische Tabellen der Sterbefälle und Geburten. — Erdbeben. — Thal von Lima. — Fluß. — Brunnen. — Producte. — Baumwolle. — Zucker. — Mais. — Getraide. — Knollengewächse. — Hülsenfrüchte. — Kohl. — Gewürze. — Klee. — Oelbaum. — Obst. — Chirimoya. — Palta, Platanos und andere Früchte.

Lima liegt unter 12° 3′ 24″ südlicher Breite und 77° 8′ 30″*) westlicher Länge (Greenwich). Die Länge ist sehr verschieden angegeben worden; auf Seekarten und in Handbüchern ist sie 76° 50′ G., nach Humboldt 77° 5′ 5″ G., nach Malaspina 77° 6′ 45″ G., nach Ulloa 70° 37′ W. von Cadix. Eben so sehr differiren die verschiedenen Angaben der Höhe der Stadt über dem Meeresspiegel. Rivero bestimmte sie einmal zu 154 Mètres (462 franz. Fuß), im **Memorial de ciencias naturales I., 2. p. 112**; ein andermal zu 184⅘ Varas castellanas (die Vara zu 33 engl. Zoll) und gab, nach barometri-

*) Die Länge und Breite sind nach Herrn Scholtz's genauesten Beobachtungen berechnet. Die Breite wird gewöhnlich auf 12° 2′ 3″ S. angegeben.

scher Nivellation, die Höhen zwischen Callao und Lima folgendermaßen an:

Callao	00	Varas	castellanas.
Baquijano . . .	$24\frac{3}{5}$	"	"
La Legua . . .	$50\frac{2}{5}$	"	"
Mirones . . .	$94\frac{3}{20}$	"	"
Portada del Callao	150	"	"
Plaza de Lima . .	$184\frac{4}{5}$	"	"

Die erste Angabe von Rivero ist die genauere. Gay bestimmte die Höhe von Lima an der Ecke der Kirche „de Espiritu Santo auf 172,2 Varas castellanas. Die meisten seiner Höhenangaben sind aber unrichtig, wie ich mich nach oft wiederholter Messung auf verschiedenen von ihm auch besuchten und gemessenen Höhen überzeugt habe.

Nordöstlich von Lima erhebt sich der ziemlich steile, mit wenigen Flechten bedeckte, kegelförmige Cerro de San Cristoval, nach Don Jorge Juan und de la Condamine's trigonometrischen Vermessungen (im Jahr 1737) 312 Varas über die Plaza mayor, oder 134 Toisen über das Meer. Eine der genauesten Messungen ist die von Pentland, der die Höhe auf 1275 engl. Fuß angibt. Achtundfünfzig im Jahr 1826 von Pentland und Rivero angestellte Beobachtungen geben für den mittlern Stand der Quecksilbersäule am Meere 762,90 Millimètres bei 21,6° C. oder 0m.760,74 auf 0° Wärme reducirt.

Nach einer sorgfältigen und mühsamen Zusammenstellung sowohl eigener, als Jahre lang fortgesetzter fremder Beobachtungen, kann ich folgende Resultate über die Temperatur von Lima angeben:

Größte Hitze (Thermometer im Schatten, bei freier Luftcirculation, um 1 Uhr Nachmittags) 29,9° C., gewöhnlich

in der ersten Hälfte des März. Einzelne sehr heiße Tage in der zweiten Hälfte des Januars.

Größte Kälte nicht unter 16,2° C. gewöhnlich gegen Ende August und in der Mitte September. Im Juli durchschnittlich kühle Tage mit einer mittleren Temperatur von 18,5° C.

Mittlere Temperatur während der heißen Jahreszeit vom December bis März, 25° C. Mittlere Temperatur während der kalten Jahreszeit, vom April bis November, 17,5° C. Höchster Stand des Hygrometers 21,5°.

Ich gebe hier die ausführlichen Temperaturtabellen, die für den größten Theil meiner Leser ganz ohne Interesse sein würden, nicht an, da sie an einem andern Orte eine passendere Stelle finden.

Die niedrige Temperatur von Lima, bei einer Entfernung von nur 12 Grad vom Aequator, ist in der Lage der Stadt und in den herrschenden Luftströmungen zu suchen. Im Osten, nur 28 Leguas von der Stadt entfernt, streichen die mit ewigem Schnee bedeckten Cordillerenrücken, von denen eine sehr kühle Luft in das Thal hinunter weht. Nach Westen, nur 2 Leguas von der Stadt, liegt das Meer. Der herrschende Wind bläst aus S. S. W. durch den Süd bis S. O., streicht also über das Meer und über die südlichen Hochebenen. Westwinde sind sehr selten, erreichen aber in einzelnen Fällen eine für jene Gegenden außerordentliche Heftigkeit und bilden, indem sie sich an den, Lima umgebenden, Bergen brechen, über der Stadt Wirbel, die Angst und Schrecken unter den Bewohnern verbreiten. Im Juni 1841 hatte ich Gelegenheit, einen dieser so gefürchteten Wirbelwinde, der Bäume entwurzelte und Hütten einriß, zu beobachten. Die Luftströmungen aus

Norden, die über die brennend heißen Sandflächen streichen, sind ziemlich selten, aber drückend schwül. Es müssen noch andere Ursachen vorhanden seyn, welche die niedrige Temperatur von Lima bedingen, denn in den Dörfern, die nur wenige Meilen von der Hauptstadt entfernt liegen und den nämlichen atmosphärischen Einflüssen ausgesetzt sind, ist sie viel höher.

Miraflores ist ein kleiner Ort, anderthalb Legua von Lima entfernt, aber ungleich heißer, wie folgende Thermometerbeobachtungen zeigen (unter den nämlichen Verhältnissen wie oben):

9. December, Morgens um 10 Uhr 27,2° C.; Mittags um 1 Uhr 30,4° C. Die folgenden 10 Tage, Maximum 30,5° C., Minimum 22,7° C.

20. bis 27. December, Maximum 31,8° C.; Minimum 25,9° C.

28. December, Morgens 6 Uhr, 26,0° C.; Mittags 2 Uhr 32,7° C.; Nachts 10 Uhr 27,3° C.

Am nämlichen Tage in Lima:

Morgens 6 Uhr 21,7° C., Mittags 2 Uhr 26,4° C., Nachts 10 Uhr 23,6° C.

1. Januar, Nachmittags 2 Uhr (Maximum des Tages) 33,1° C.

18. Januar, Nachmittags 2 Uhr, Maximum 34,2° C.

Eine Vergleichung mit der Temperatur in Lima an den nämlichen Tagen hat durchschnittlich einen Wärmeunterschied von 5,7° C. zu Gunsten von Miraflores gegeben.

Die Nähe des Flusses, der, aus den Gletschern der Cordilleras entspringend, nach nicht sehr langem Laufe die Stadt durchschneidet, trägt gewiß zur Kühlung der Luft bei.

Das Clima von Lima ist zwar angenehm, aber nicht gesund. Während 6 Monaten, von April bis Oktober, lastet ein schwerer, feuchter, aber doch nicht kalter Nebel auf der Stadt. Der Sommer ist regelmäßig heiß, aber doch nicht drückend. Die Uebergänge beider Jahreszeiten geschehen allmählig und fast unmerklich. Im October und November hebt sich die Nebeldecke, wird dünner und weicht den durchbrechenden Sonnenstrahlen. Im April umschleiert sich der Horizont; die Morgen sind kühl und trübe, die Mittagssonne scheint noch klar; aber wenige Wochen später wird auch sie den Blicken entzogen. Die große Feuchtigkeit ist Ursache mannigfaltiger Krankheiten, insbesondere von Fiebern; wenn sie mit Hitze abwechselt, von Ruhr. Dieser Krankheit fallen im Durchschnitt die meisten Opfer; sie ist endemisch und grassirt in ziemlich regelmäßigen, aber weit abstehenden Zeiträumen epidemisch. Die Wechselfieber (Tercianos) sind in Peru im Ganzen genommen perniciös, sowohl in ihrem Verlaufe als in ihren Folgen. Man kann mit Bestimmtheit annehmen, daß zwei Drittel der Bevölkerung Limas an Tercianen leidet oder gelitten hat. Der größte Theil der Fremden wird von ihnen befallen, gewöhnlich aber nicht im Anfange ihres dortigen Aufenthaltes, sondern einige Jahre später. Ueberhaupt verlangt Lima weniger schnell als andere Tropenländer den Acclimatisationstribut von den Einwanderern.

Die statistischeu Tabellen der Todesfälle sind, theils wegen Unkenntniß der Aerzte, theils aus Mangel an gehöriger Vorsorge von Seite der Polizei, nur sehr roh abgefaßt und deßhalb unsicher. Ich lasse aber doch hier eine derselben folgen.

Uebersicht der Todesfälle in Lima, vom 1. Januar bis zum 30. October 1841.

Krankheiten.	Männer.	Frauen.	Kinder.	Total.
Ruhr	171	105	59	335
Fieber, vorzüglich Wechselfieber	57	88	71	216
Typhus	14	7	24	45
Lungenschwindsucht	87	110	11	208
Lungenentzündung	78	75	26	179
Wassersucht, meistens Folge von Wechselfiebern	33	32	7	72
Keuchhusten	—	—	36	36
Blattern	3	—	1	4
Plötzlicher Tod	23	13	1	37
Füsilirt	3	—	—	3
Verschiedene Krankheiten . . .	217	228	610	1109
Summa . . .	740	658	846	2244

Von diesen 2,244 Verstorbenen gehörten an:

	Männer.	Frauen.	Kinder.	Total.
Den verschiedenen Kirchspielen	260	321	264	845
Den Hospitälern	406	335	30	771
Dem Militär	50	—	—	50
Dem geistlichen Stande	21	—	—	21
Findelkinder	—	—	57	57
Todt Ausgesetzte	3	2	495	500
Summa . . .	740	658	846	2244

Die Zahl der jährlichen Sterbefälle in Lima variirt zwischen 2,500 bis 2,800.

Ich stelle hier gleich die Zahl der Ehen und die der Geburten in den nämlichen 10 Monaten daneben.

Zahl der Ehen vom 1. Januar bis 30. Oktober 1841: 134, worunter 46 Weiße und 88 Kasten.

Zahl der Geburten.	Knaben.	Mädchen.	Total.
Eheliche	410	412	822.
Uneheliche	432	428	860.
Summa ...	842	840	1682.

Eben so auffallend ist die Zahl der unehelichen Kinder (860), als die der todt ausgesetzten (495). Sie sind der beste Beweis der Sittenlosigkeit, die in Lima besonders unter den Farbigen herrscht. Von den unehelichen Kindern gehören beinahe zwei Drittel, von den todt ausgesetzten volle vier Fünftel den Kasten an. Obgleich es sich nicht mit Gewißheit angeben läßt, so steht doch zu vermuthen, daß ein nicht geringer Theil davon von den Müttern gewaltsam um's Leben gebracht wird. Findet man ein todtes Kind vor der Kirche San Lazaro, oder sonst auf der Straße, so wird es, ohne fernere Untersuchung, aufgenommen und gelegentlich nach dem Pantheon gebracht; oft gibt man sich nicht einmal die Mühe es zu beerdigen. Ich habe gesehen, wie die Aasgeier halb verfaulte Kinderleichen auf den belebten Straßen herum schleppten und auffraßen.

Für die Zukunft von Lima ist das bedeutende Ueberwiegen der jährlichen Todesfälle über die Geburten höchst bedenklich. Aus der angeführten Tabelle ergibt sich für zehn

Monate eine Mehrzahl von 562 Todten. Ein Auszug aus den Geburts- und Sterbelisten vom Jahr 1826 bis 1842 hat mir gezeigt, daß in dieser Stadt im Durchschnitte jährlich 550 Menschen mehr sterben als geboren werden. Es würde mich zu weit führen, hier die Ursachen dieses Mißverhältnisses genauer zu erörtern, und ich will nur bemerken, daß eine der vorzüglichsten in dem sträflichen, aber doch sehr gewöhnlichen Gebrauche von Abortivmitteln zu suchen ist.

Es scheint, als ob die Natur nirgends dem Menschen einen ungestörten Wohnort gestatte und ihn überall durch ihre Schrecken an ihre Größe erinnern wolle. An der ganzen Küste von Peru wiegt sich die Atmosphäre in einer fast ewig gleichmäßigen Ruhe; nie durch heftige Strömungen gestört, ist sie nur dem Wechsel einer allmähligen Verdichtung und dann eines freundlichen Lichterwerdens unterworfen. Nie wird sie durch zuckende Blitze erleuchtet, nie durch das Rollen der Donner bewegt, nie zerstören Regengüsse oder Wolkenbrüche die fruchtbaren Gefilde und mit ihnen die Hoffnungen des Landmanns. Sogar das Feuer scheint hier seine verderbliche Macht verloren zu haben und die Werke der Menschenhände als unantastbar zu fliehen*). Was aber die

*) Eine Feuersbrunst ist in Lima etwas fast Unerhörtes, die Bauart der aus Luftziegeln aufgeführten Wohnungen, die fast gar keine Balken enthalten, würde dem Feuer sehr wenig Nahrung geben. Durch Ausheben der Thüren und Entfernung der Meubeln würde es sogleich gedämpft. Es sind daher in Lima durchaus keine Löschanstalten. Die einzige Feuersbrunst, von der ich in Lima sprechen hörte, ist die vom 13. Januar 1835, welche das Innere der „Capilla del Milagro" bei San Francisco zerstörte. Die Draperien und die Altare waren es, die vorzüglich vom Feuer ergriffen wurden. Die Unkosten der Wiederherstellung der Capelle beliefen sich auf 50,000 Thaler. Am 27. November 1838 wurde sie feierlichst eingeweiht.

Elemente in ihrem überirdischen Walten gnädig verschonen, das zerstören ihre unterirdischen Kräfte mit grausenhafter Gewalt.

Lima wird sehr häufig von Erdbeben heimgesucht und ist schon mehrmals durch dieselben fast ganz in einen Schutthaufen umgewandelt worden. Man kann im Durchschnitte in dieser Stadt jährlich 45 Erdstöße zählen, von denen die meisten in der zweiten Hälfte des Octobers, im November, December, Januar, Mai und Juni statt haben. Der Januar zeichnet sich besonders aus; in mehreren Jahren hat man in diesem Monate fast täglich Erderschütterungen gespürt. Die Erfahrung hat gelehrt, daß immer im Laufe eines Jahrhunderts zwei sehr heftige Erdbeben ihre furchtbaren Verheerungen anrichten. Der Zeitabschnitt zwischen beiden beläuft sich auf 40—60 Jahre. Die bedeutendsten Catastrophen fanden in Lima, seit Europäer die Westküste von Südamerika besuchen, in folgenden Jahren statt: 1586, 1630, 1687, 1713, 1746, 1806. Es steht fast mit Gewißheit zu befürchten, daß dieser Stadt in den nächsten Decennien wieder eine Zerstörung bevorstehe.

Die schwächeren Erdbeben sind bald von Geräusch begleitet, bald ohne solches nur durch die Schwankungen der Erde fühlbar. Die unterirdischen Töne sind sehr mannigfaltig, am häufigsten gleichen sie dem fernen Rasseln eines schwer beladenen Postwagens, der rasch über ein Gewölbe hinfährt. Sie begleiten gewöhnlich den Erdstoß, selten gehen sie ihm einige Secunden voran und nur in wenigen Fällen folgen sie ihm wie ein in der Ferne verhallender Donner. Einigemal kam mir das Geräusch wie ein schweres Aechzen aus dem tiefsten Grunde

der Erde vor, oder wie das Knistern des Feuers, das an den dürren Holzwänden eines alten Hauses nagt.

Unter den Bewegungen sind die horizontalen Schwingungen die häufigsten; sie bringen bei der leichten Bauart der Wohnungen am wenigsten Schaden. Verticale Stöße sind meistens heftig, sie reißen die Wände und heben die Gebäude aus ihren Fundamenten. Den heftigsten verticalen Stoß fühlte ich am 4. Juli 1839 Abends um 7½ Uhr in den Urwäldern des Chanchamoyogebietes. Vor meiner Hütte lag ein großer umgehauener Baumstamm, der mit seinem untern Ende auf dem Wurzelstocke auflag; ich war gegen den Stamm gelehnt und las, als plötzlich mit einem mächtigen Rucke der Stamm etwa anderthalb Fuß aufgeworfen und ich rücklings über denselben weggeschleudert wurde. Durch den nämlichen Stoß wurde der nahegelegene Fluß Aynamayo aus seinem Bette gehoben und änderte dadurch in ziemlich langer Strecke seinen Lauf.

Rotatorische Bewegungen habe ich nie gespürt; nach Aussage aller Beobachter sind sie eben so selten als verderblich. Häufig fühlte ich in Lima eine Art Erschütterung, der dieser Name im strengsten Sinne des Wortes zukommt. Sie besteht weder in einem Schwanken, noch in einem Stoßen oder Kreisen, sondern einem raschen, heftigen Zittern, ähnlich dem, das hervorgebracht wird, wenn man jemanden an den Schultern faßt und ihn rasch schüttelt, oder besser dem Beben, das man am Bord eines Schiffes in dem Augenblicke fühlt, wenn der Anker auf den Grund aufschlägt. Ich glaube, es sind sehr kurze, schnelle und unregelmäßige horizontale Oscillationen. Die Unregelmäßigkeiten der Schwingungen machen sie sehr gefährlich, denn auch ganz schwache Erdbeben dieser Art reißen die

Balken aus ihren Fugen und stürzen Dächer ein, lassen aber merkwürdigerweise die Seitenwände unversehrt, die bei allen übrigen Arten gewöhnlich am ersten und meisten leiden.

Humboldt sagt, daß die Regelmäßigkeit der stündlichen Veränderungen in der Abweichung der Magnetnadel und im Luftdrucke zwischen den Wendekreisen am Tage der Erdstöße ungestört bleiben *). Von 17 Beobachtungen, die ich bei Erdbeben in Lima an einem sehr guten Lefevre'schen Barometer machte, fand ich 15mal den Stand der Quecksilbersäule ganz unverändert, einmal kurz vor dem Erdbeben (ich beobachtete um 8 Uhr Nachts, die Erschütterung fand 8 Uhr 9 Minuten statt) 2,4 Linien tiefer, als zwei Stunden früher, und einmal bemerkte ich gleich nach dem Stoße und während der zwölf folgenden Stunden ein auffallendes Steigen und Sinken der Säule. Bei diesen beiden Abweichungen war die Atmosphäre durchaus ruhig.

Lufterscheinungen sind häufige, aber nicht untrügliche Vorboten von Erdbeben. Schwüle Luft, lichte, schmale, hohe Wolkenstreifen, ein düsterer, schwärzlich bedeckter Horizont geben immer Befürchtungen, die meistens in Erfüllung gehen, Raum. Ich habe einzelne eingeborne Küstenbewohner in Lima gekannt, die sich in ihren Vorhersagen der Erdbeben nach den Beobachtungen der Atmosphäre fast nie täuschen. An vielen Orten hat man kurz vor heftigen Erderschütterungen große Luftmeteore gesehen **). Vor dem furchtbaren Erdbeben von

---

*) Alexander v. Humboldts Kosmos. I. S. 213. Ausführlicher in den Relations histor. Th. I. S. 311 und S. 513.

**) Eine Zusammenstellung mehrerer Fälle in Darwins naturwissenschaftlicher Reise; deutsch von Dr. Ernst Dieffenbach. II. S. 123 und 127.

1746 sah man während mehrerer Nächte zwischen Lima und Callao feurige Dämpfe (exhalaciones encendidas) aus der Erde aufsteigen, die besonders von der Insel San Lorenzo sehr deutlich bemerkt wurden *).

Viele Menschen haben in einer gewissen Vorahnung eine unfehlbare Anzeige von einem bevorstehenden Erdbeben. Sie empfinden ein unnennbares Gefühl von Angst und Unruhe, ein Zusammenpressen der Brust, als lägen centnerschwere Lasten auf ihr, eine fruchtlose Anstrengung, sich von diesem unheimlichen Drucke zu befreien, einen momentanen Schauer, der den ganzen Körper überläuft, oder ein plötzliches Zittern an allen Gliedern. Ich habe selbst zu wiederholtenmalen diese untrügliche Vorempfindung gehabt und kann versichern, daß es wohl kaum eine peinlichere Stimmung als diese gibt. Besonders stark ist dieses Vorgefühl bei denen ausgeprägt, die schon einmal das Unglück hatten, bei einem Erdbeben von den Trümmern ihrer Wohnung verschüttet zu werden.

Ich will hier mit einigen Worten des so berühmten Erdbebens von 1746 erwähnen. Es war am 28. October am Tage von San Simon und San Judas, als in der Nacht um 10 Uhr und 31 Minuten plötzlich die Erde unter einem furchtbaren Geheule (bramido) erzitterte und in einem Augenblicke ganz Lima in einen Schutthaufen verwandelte. Geräusch,

---

*) Individual y verdadera relacion de la extrema ruina que padecio la ciudad de los reyes Lima, Capital del Reyno del Peru, con el horrible temblor de tierra acaccido en ella la noche del dia 28 de Octubre de 1746 y de la total asolacion del Presidio y Puerto del Callao por la violenta irrupcion del mar que ocasionó en aquella Bahia. Lima 1746. 4. Sehr selten, wahrscheinlich von einem Mönch geschrieben.

Schwankungen und Zerstörung waren ein Moment. Die Bewegungen waren Anfangs rüttelnd, später ein regelmäßiges, horizontales Schwanken, das vier Minuten lang andauerte. Der erste Stoß war so gewaltig, daß durch ihn der Ruin der Stadt fast vollständig bewirkt wurde. Die Gebäude, die seiner Macht widerstanden, wurden auch von den späteren Oscillationen verschont. Von mehr denn 3000 Häusern blieben nur 21 unversehrt. Die meisten öffentlichen Gebäude lagen in Trümmern. Noch gräßlicher war die Zerstörung im Hafen von Callao, denn kaum hatten die Schwankungen der Erde aufgehört, als das hochangeschwollene Meer sich mit fürchterlichem Gebrause über seine Ufer wälzte und die Stadt mit ihren Bewohnern verschlang; 5000 Menschen wurden in einem Augenblicke ein Opfer der Wellen*). Ihre Gewalt war so furchtbar, daß die spanische Corvette San Fermin, die im Hafen vor Anker lag, weit über die Mauern der Festung geschleudert wurde und mehr als 500 Ellen vom Ufer entfernt auf dem Lande in der »Chacara alta« strandete. Ein Kreuz zeigt jetzt noch die Stelle, wo der Rumpf dieses Schiffes hingeworfen wurde. Drei schwerbeladene Kauffahrtheifahrer hatten das nämliche Schicksal. Die übrigen 19 Fahrzeuge, die ebenfalls vor Anker lagen, gingen auf dem Wasser zu Grunde. Die Zahl der bei diesem grausenvollen Erdbeben Verunglückten ist sehr beträchtlich, aber nie genau ermittelt worden. „Man hörte das Getöse dieses Erdbebens wie einen unterirdischen Donnerschlag in

---

*) Unwillkürlich erinnert man sich der Stelle aus Schillers „Wilhelm Tell“:

> 's ist Simon und Judä
> Da rast der See und will sein Opfer haben.

Truxillo (85 Leguas nördlich von Callao) erst eine Viertelstunde später, als die Erschütterung in Lima statt hatte, ohne Erzittern des Bodens" *). Nach den Erzählungen der alten Chronikschreiber soll der Erdstoß von 1630 noch furchtbarer gewesen sein.

Die Fortpflanzung der heftigen Erschütterungen geschieht an der peruanischen Küste fast immer in großer Ausdehnung, aber nur in südlicher und nördlicher Richtung. Während ein Stoß, dessen Centrum Lima zu sein scheint, auf 50 Leguas nach Norden und ebensoweit nach Süden gespürt wird, ist er in östlicher Richtung nach dem Gebirge zu schon in 10—12 Leguas Entfernung nicht mehr fühlbar. Dieses Verhältniß zeigt sich nicht nur bei den Oscillationen der Erde, sondern auch bei denen der Schallwellen, die sich in der Regel in südlicher und nördlicher Richtung noch weiter fortpflanzen.

Die schwachen Erdstöße sind gewöhnlich nur local und werden nicht über einen Umkreis von wenigen Quadratmeilen gefühlt.

Die Lufterscheinungen während und nach den Erdbeben sind sehr verschieden, meistens ist die Atmosphäre ganz ruhig, zuweilen aber stürmisch bewegt, als Vorbote nachhaltiger Veränderungen. So treten häufig in Gegenden, in denen es nie regnet, nach Erdstößen anhaltende Regentage ein. Dies ereignete sich im Jahr 1746 an mehreren Punkten der Küste, so daß einige Dörfer dadurch ganz zerstört wurden. Bei dem großen Erdbeben in Supe (1. December 1806) stiegen viele Flammen aus dem Moorgrunde in der Nähe des Meeres auf. Bei einem starken Stoße, der mich auf der Sandebene zwischen

*) v. Humboldts Kosmos. I. S. 214.

Chancay und Lima überraschte, schien die ganze Oberfläche in kräuselnder Bewegung zu zerfließen und von allen Seiten wirbelten kleine Sandsäulen empor; die Maulthiere hielten von selbst an und spreizten die Beine auseinander, als ob sie sich vor dem Umfallen sichern wollten; die Arieros sprangen aus den Sätteln und warfen sich neben ihren Thieren auf die Knie und flehten den Himmel um Barmherzigkeit an.

Sehr merkwürdig ist die Wirkung, welche die Erdbeben zuweilen auf die Fruchtbarkeit des Bodens ausüben. Vielfältige Beobachtungen haben gezeigt, wie nach sehr heftigen Erschütterungen üppige Felder verödeten und auf denselben während mehrerer Jahre durchaus keine Pflanzen mehr gedeihen. In mehreren Quebradas der Provinz Truxillo, die sich früher durch ihren Ueberfluß an Getreide auszeichneten, lagen nach dem Erdbeben von 1630 die Aecker während zwei Decennien brach, da der Boden keine einzige Pflanze mehr nähren konnte*). Aehnliche Beispiele liefern Supe, Huaura, Lima und Yca. Besonders empfindlich sind die Getraidearten; es sind Fälle bekannt, daß nach schwachen Erdstößen Maisfelder, die gerade in der Blüthe standen, nach wenigen Tagen abdörrten.

Die Ursachen der häufigen Erdbeben an der Küste von Lima liegen in einem schwer zu enthüllenden Dunkel. Daß sie mit vulcanischen Erscheinungen in Verbindung stehen, scheint wahrscheinlich zu sein. Lima liegt über 90 Leguas vom nächsten thätigen Vulcane (dem von Arequipa), die Erdbeben, die in dieser Stadt gefühlt werden, sind aber immer unab-

*) *Feijoo* (Miguel) Relacion descriptiva de la ciudad y provincia de Truxillo del Peru. Madrid 1763. fol.

hängig von der Thätigkeit jenes Feuerberges, und es hat sich ergeben, daß Arequipa, welches an seinem Fuße liegt, durchschnittlich weniger Erderschütterungen zählt als Lima. Von den sechs starken Erdstößen, die ich oben angeführt habe, stand nur der von 1687 in Verbindung mit einem sehr heftigen in Arequipa und einem Ausbruche des Vulcans. In dem Gebirge sind die Erdbeben ungleich weniger häufig als an der Küste, doch sind schon Huancavelica, Tarma, Pasco, Caxamarca ꝛc. von sehr heftigen Stößen heimgesucht worden. In neuester Zeit haben sich in dem Dorfe Quiquijana, zur Provinz Quipicanchi im Departemente von Cusco gehörend, auffallende Erderschütterungen gezeigt. Ich lasse hier den Auszug aus einer brieflichen Mittheilung darüber von einem Augenzeugen folgen:

„Im November 1840 fing die Erde unter unsern Füßen an schwach zu schwanken, und ein dumpfes, entferntes Getöse ertönte ununterbrochen aus der Erde. Den 23. December fand der erste starke Stoß statt; den ganzen Monat Januar 1841 dauerten verstärkter Donner, aber ohne Bewegung der Erde; den 11. Februar fühlten wir wieder einen starken Stoß und von da an fingen auch die Schwankungen wieder an, welche merkwürdigerweise fast immer Montags und Donnerstags sich verstärkten. Die bedeutendsten Erdstöße waren: Montags, den 8. März, um 1 Uhr Nachmittags; Donnerstags, den 18., um 6 Uhr Morgens zwei nach einander; Donnerstags, den 25., von 8—10 Uhr Nachts neun Stöße in kurzen Zwischenräumen; Montags, den 12. April, von 7 Uhr Abends bis 10 Uhr Nachts vier; Sonntags, den 18., Abends um 3 Uhr zwei rasch sich folgende; Donnerstags,

den 29., von 7 bis 10 Uhr Morgens neun; Sonntags, den 2. Mai, von 8 bis 12 Uhr Nachts drei; Donnerstags, den 13. Mai, während der Nacht mehr als hundert Stöße, von denen vierzehn sehr stark waren; Sonntags, den 16., ein sehr heftiger Stoß, bei dem sich große Felsblöcke von Cerro Acoyac loslösten. Das unterirdische Geräusch tönte ununterbrochen fort, wurde aber nur unter dem Dorfe selbst gehört; eine halbe Legua davon entfernt war alles ruhig, aber die stärkern Erdstöße wurden drei Leguas im Umkreise gespürt. Vom 21. Mai bis 2. Juni haben wir Ruhe gehabt, dann begannen wieder Schwankungen, die häufig zu heftigen Erschütterungen anwuchsen und bis Mitte Juli 1841 dauerten. Von da an sind wir nicht mehr gestört worden und wieder in die Ruinen unseres Dorfes zurückgekehrt."

Der Feuerberg von Arequipa, der 45 Leguas von Quiquijana entfernt ist, zeigte während jener Zeit durchaus keine ungewöhnlichen Erscheinungen; die so auffallende Localisirung spricht durchaus gegen eine Abhängigkeit derselben von jenem Vulcane.

Die Erdbeben machen auf die meisten Menschen einen wunderbar mächtigen Eindruck. Die plötzliche Ueberraschung, meistens im Schlafe, die unabsehbare Gefahr, die Unmöglichkeit, ihr zu entfliehen, die Gewalt des Augenblickes, der dumpfe unterirdische Donner, das Weichen der Erde unter dem Fuße, alles vereinigt sich zu einer furchtbaren Mahnung an unsere Ohnmacht.

Humboldt sagt sehr treffend: „Was uns so wundersam ergreift, ist die Enttäuschung von dem angebornen Glauben an die Ruhe und Unbeweglichkeit des Starren der festen

Erdschichten," *) und weiter unten: „Dem Menschen stellt sich das Erdbeben als etwas Allgegenwärtiges, Unbegränztes dar. Von einem thätigen Ausbruchskrater, — von einem auf unsere Wohnungen gerichteten Lavastrom kann man sich entfernen; bei einem Erdbeben glaubt man sich überall, wohin auch die Flucht gerichtet sei, über dem Herde des Verderbens." — Keine Gewohnheit stumpft dieses drückende Gefühl ab. Der Bewohner von Lima, der seit seiner frühesten Kindheit Zeuge der häufigen Wiederkehr dieser Naturerscheinung ist, schreckt bei jedem Stoße aus seiner Ruhe auf und flieht mit dem Angstrufe: »¡misericordia!« aus dem Zimmer. Der Fremde aus dem ruhigen Norden Europas, der sich nur nach Beschreibungen ein Bild des Erdbebens macht, erwartet mit Ungeduld, bis die Erde einmal unter ihm erzittere, daß er die so fabelhaft klingenden unterirdischen Töne selbst einmal höre; leichtsinnig herausfordernd wünscht er eine Erderschütterung und belustigt sich über die Furcht der Eingebornen; aber ein banges Grausen ergreift ihn, sobald sein Wunsch in Erfüllung geht und entsetzt enteilt er seiner Wohnung. Seine Angst vor einer Wiederholung ist noch größer, als die der Eingebornen und beschämt verstummt er, wenn man ihn fragt, ob sein Gleichmuth ihn nicht verlassen habe.

Der tiefe, unangenehme Eindruck, den ein Erdbeben hervorbringt, wird in Lima durch die allgemeinen Plegarias erhöht. Gleich nach der Erschütterung wird in der Cathedral ein Zeichen gegeben und in langsam abgemessenen Schlägen mahnen während 10 Minuten alle Kirchenglocken die Bewohner der Stadt zum Gebet.

---

*) Kosmos I. S. 234.

Fassen wir das ganze Bild der Küste von Peru auf, so sehen wir, daß Lima in einer der Oasen liegt, welche die ausgedehnten Sandflächen unterbrechen und die sich immer da bilden, wo sich ein Fluß nach kurzem Laufe aus den Cordilleras in das Meer ergießt und die immer fächerförmigen Erweiterungen der Gebirgsthäler sind. Das Thal von Lima ist die letzte Ausbreitung der Quebrada von Matucanas. Diese enge Schlucht, deren Hauptrichtung von O. N. O. nach W. S. W. ist, erweitert sich bei Cocachacra und dehnt sich in San Pedro Mama, da wo die Quebrada de San Geronimo unter einem spitzen Winkel mit ihr verschmilzt, bis zur Küste allmählig mehr in der Breite aus. Es wird vom Flusse Rimac*) durchschnitten. Er entspringt mit zwei Armen; der längere und stärkere hat seine Quelle in einigen kleinen Lagunas oberhalb Antarangra auf einer Höhe von 15600 Fuß ü. M., der zweite etwas kürzere kommt aus einem kleinen See in den Altos von Carampoma, fließt durch das Thal von San Geronimo und vereinigt sich bei San Pedro mit dem Rimac. Von den südöstlichen Zuflüssen ist derjenige der bedeutendste, welcher in den Altos von Carhuapampa entspringt und sich in der Nähe des Tambo de Viso in den Hauptfluß ergießt. Der Rimac ist während des Winters sehr unbedeutend; sowie aber die Regenzeit im Gebirge beginnt,

*) **Rimac**: participium praesens von rimay, sprechen, schwatzen. Der Fluß und das Thal hatten bei den alten Indianern diesen Namen, weil in der Nähe des jetzigen Lima ein Tempel mit einem Götzenbilde stand, das Orakel ertheilte. Die Angaben mehrerer Reisenden, daß vor den Zeiten der Yncas die der Zauberei verdächtigen Personen in das Thal vom Rimac verbannt wurden und es deßhalb den Namen **Rimac-malca** „das Herenthal" erhalten habe, läßt sich weder historisch noch philologisch rechtfertigen.

schwillt er sehr stark an und richtet in den höheren Gegenden, besonders zwischen Surco und Cocachacra große Verwüstungen an. In den Niederungen ist er wegen seines breiten Bettes und den unangebauten Ufern unschädlich.

Aus dem Rimac werden unzählige Wasserleitungen theils zur Bewässerung der Felder, theils zum Füllen der Straßengraben von Lima abgeführt. Das Brunnenwasser der Hauptstadt wird aber nicht aus dem Flusse geschöpft, sondern aus zwei Quellen, die 1¼ Leguas von Lima in einem Gebüsche bei der Chacra „Santa Rosa" im Thale von Surco liegen. Sie sind von einem gemauerten Häuschen (Puello oder Atarxea) umschlossen und werden von da in einem unterirdischen Graben nach dem Behälter (Caja) von Santo Tomas geleitet, von welchem es durch Canäle in 112 öffentliche und Privatbrunnen vertheilt wird. Während der Indianerrevolution, die der unglückliche Cacike Don José Gabriel Tupac Amaru im Jahre 1781 veranstaltete, wurde in einer weitverbreiteten Verschwörung unter anderm auch beschlossen, die Spanier durch List oder Gewalt aus Lima zu vertreiben. Von den vielen Vorschlägen und Versuchen erwähne ich nur zwei, die in Beziehung mit dem Wasser von Lima stehen. Der eine bezweckte, die Bewohner der Stadt sammt und sonders zu vergiften. In dieser Absicht begab sich ein reicher Cacike aus dem Thale von Huarochirin in die Apotheke, die nächst der Brücke gelegen ist, und verlangte zwei Centner Quecksilbersublimat, mit dem Bemerken, er werde sie gut bezahlen. Der erstaunte Apotheker, der dem Indianer zwar nicht recht traute, aber doch die gute Gelegenheit eines hübschen Verkaufes nicht wollte unbenützt vorübergehen lassen, verabfolgte statt der zwei Centner Sublimat die nämliche

Quantität Alaun zu einem ungeheuern Preise. Am folgenden Morgen war das Wasser aller Brunnen von Lima ungenießbar. Bei der Untersuchung der Atarrea fand man diese erbrochen und ganz mit Alaun gesättigt. Der Thäter blieb unentdeckt. Der zweite Plan war mit mehr Umsicht combinirt. Die Verschwörer beschlossen nämlich, an einem bestimmten Tage eine Anzahl Indianer nach der Stadt zu schicken, die sich auf den Dächern der Pulperias, wo die Brennholzvorräthe zum Verkaufe aufbewahrt wurden, verstecken und im Augenblicke, wenn in der Cathedral die Mitternachtsstunde schlage, diese in Brand stecken sollten; eine andere Abtheilung sollte dann sogleich den Fluß beim Kloster Santa Clara abdämmen und dadurch die Straßen unter Wasser setzen. Bei der unausbleiblichen Verwirrung wollte die Hauptmasse in die Stadt dringen und alle Weißen ermorden. Zufälligerweise wurde dieser sehr gut berechnete Anschlag entdeckt und vereitelt.

Die Fruchtbarkeit der Felder, die bewässert werden können, ist sehr groß; wo dies nicht geschehen kann, verweigert der Boden auch die spärlichste Vegetation. Die Bewässerung (riego) geschieht dadurch, daß zu gewissen Tagen die Wassergraben abgesperrt und die Felder unter Wasser gesetzt werden. Bei geringem Wasservorrathe werden die Graben erst am folgenden Morgen wieder eröffnet, bei großem aber geschieht der Riego nur in den frühen Morgenstunden.

Da fast an der ganzen Küste die nämlichen Pflanzen cultivirt werden, so will ich sie hier anführen, um später nicht noch einmal darauf zurückzukommen.

Die Baumwolle wird in den näheren Umgebungen von Lima nur in wenigen Plantagen gebaut, desto häufiger

in den nördlichen Gegenden, besonders in dem Departement „de la Libertad", der Küstenprovinz Piura, in Lambayeque und Truxillo; auch aus der südlichen Provinz Yca kommt ziemlich viel zur Ausfuhr. Die peruanische Baumwolle ist auf den europäischen Märkten nicht besonders geschätzt und steht in ziemlich niedrigen Preisen. Zur Zeit der Incas wurde vorzüglich die braune Baumwolle cultivirt. Die meisten Kleidungen, die man in den alten Gräbern der Küste findet, sind aus derselben verfertigt.

Das Zuckerrohr wird in allen Plantagen, die einen hinlänglich feuchten Boden haben, mit Erfolg gepflanzt und gibt von allen Culturpflanzen den reichsten Gewinn. Die meisten Zuckerhaciendas liegen am Meere oder längs der Flüsse. Die verticale Gränze des Zuckerrohres ist an der Westabdachung der Cordilleras bei 4,500′ ü. M., wo ich noch Felder damit bedeckt sah. Die größeren Anpflanzungen erheben sich aber nicht über 1200 Fuß ü. M., während solche auf der Ostabdachung bei 6000 Fuß ü. M. vorkommen. Seit etwa 40 Jahren hat sich durch die Einführung des otahaitischen Rohres die Qualität, besonders aber die Quantität des jährlichen Zuckerertrages sehr verbessert, da dieses in kürzerer Zeit fast um einen Drittel höher wird als das früher allgemein gebaute westindische.

Die Bereitung des Zuckers ist im Allgemeinen noch sehr roh und mühsam. In den meisten Plantagen wird das Rohr in hölzernen Pressen mit messingenen Walzen (trapiches oder ingenios), die von Ochsen oder Maulthieren gedreht werden, ausgepreßt. In einigen großen Haciendas wird die Wasserkraft dazu benutzt und erst in einer (in San Pedro de Lurin) eine Dampfmaschine, die zwar sehr rasch preßt, aber

auch häufig müßig stehen muß. Ein Theil des Saftes wird als Guarapo getrunken oder zu Rum gebrannt, da seit der Unabhängigkeit das Gesetz, welches den Plantagenbesitzern aufs Strengste untersagte, geistige Getränke zu brennen, aufgehoben ist. Der übrige wird eingekocht und entweder als Syrup (Miel), oder nach einem höheren Grade des Einsiedens als braune (Chancacas), oder nach einer sorgfältigern Reinigung als weiße Kuchen (Alfajores) verkauft oder zu weißem Zucker verarbeitet. Dieser steht sowohl in der Feinheit des Korns, als in der Reinheit der Farbe weit hinter dem Havannazucker zurück, übertrifft ihn aber an Süßigkeit. Die Zuckerstöcke wiegen in der Regel zwei Arobas (50 Pfd.), nur für den Transport nach dem Gebirge werden sie etwas kleiner gemacht. Die Zuckerconsumtion ist im Lande selbst sehr groß, die Ausfuhr nicht unbedeutend, aber nur nach Chile.

Von den Getraidearten wird der Mais am häufigsten und mit dem größten Erfolge angebaut. Er kommt in der sandigen Küste, in den fruchtbaren Gebirgsthälern und am Rande der heißen Urwälder vor. Man unterscheidet viele Varietäten nach der Größe der Kolben und nach der Form und Durchsichtigkeit der Körner. Die häufigsten an der Küste sind: der „Mais morocho" mit kleinem, glasartigem gelbem oder rothbraunem Korne, der „Mais amarillo" mit einem größern, fast herzförmigen, festen, undurchsichtigen Korne, und der „Mais amarillo de Chancay", der vorhergehenden Art ähnlich, mit einem nur halb durchscheinenden, mehr viereckigen Korne, in langen Kolben. Die Maisarten des Gebirges haben in der Regel sehr kurze, dicke Kolben und runde Körner; der häufigste ist der „Mais blanco" mit einem runden,

fast undurchsichtigen, sehr fest einliegenden, blaßgelben Korne. In den heißen Plantagen des Ostabhanges der Anden werden vorzüglich der Mais morocho und amarillo gepflanzt. Sie treiben dort acht bis neun Fuß hohe Stengel und Kolben von ungeheurer Größe. Ich habe an einem solchen 75 Körner in einer Reihe gezählt. Wenn der Saamen von dem Gebirge in den Montañas gesäet wird, so erlangt er in drei Monaten seine Reife; der Saamen von diesem wieder gepflanzt in vieren; wird nun wieder von diesem gesäet, so reift er erst in fünf Monaten, wie der in den Montañas gewöhnlich cultivirte Mais.

Der Mais ist das Brod der Peruaner. Er ist fast das einzige Nahrungsmittel der Gebirgsindianer und eines der vorzüglichsten der Sclaven an der Küste. Er wird, wie in Europa die Kartoffeln, auf sehr mannigfaltige Arten zubereitet, deren Aufzählung hier überflüssig wäre. Mehrere habe ich schon oben angegeben und will nur noch zwei der einfachsten, die Choclos und den Mote anführen. „Choclos“ sind unreife, aber nicht mehr milchige Kolben, die nur in heißem Wasser gar gekocht werden; sie sind ein eben so angenehmes als gesundes Essen. „Mote“ sind reife Maiskörner, die in Wasser gesotten und dann in heiße Asche gelegt werden, wornach die Hülse sich leicht abstreifen läßt.

Wie bei den übrigen Getraidearten, bildet sich auch beim Mais in sehr feuchten Jahren, vorzüglich im Gebirge, Mutterkorn, das nach sehr sorgfältig angestellten Versuchen durchaus die nämliche Wirkung hat, wie das des Roggens rc. Seit wenigen Jahren wird alles Secale cornutum, das in den Apotheken von Lima verkauft wird, vom Mais gewonnen.

Ueber die Frage, ob der Mais ursprünglich in Peru einheimisch gewesen oder erst eingeführt wurde und wann dies statt hatte, ist schon sehr viel geschrieben worden, und ich enthalte mich hier einer genaueren Erörterung derselben; nur so viel will ich erwähnen, daß ich sehr gut erhaltene Kolben in den ältesten Gräbern, in solchen, die, ihrer Construction nach zu urtheilen, einer Zeit angehörten, die der historischen Periode der Yncadynastie vorherging, gefunden habe und darunter zwei Arten, die gegenwärtig in Peru nicht mehr angepflanzt werden. Wenn je eine Uebersiedelung von asiatischen Völkerstämmen an die Westküste von Amerika ausgeführt wurde, eine Einwanderung, deren Epoche in die älteste Zeit hinausgerückt werden muß, (denn daß die Incas, wie der größte Theil der Forscher der peruanischen Geschichte annimmt, asiatischer Abkunft waren, ist eine gehaltlose, jedes anthropologischen, philologischen und historischen Beweises entbehrende Hypothese,) so sind höchst wahrscheinlich durch sie der Mais, die Baumwolle und der Pisang aus Asien nach der großen Westveste gebracht worden.

Der Waizenbau an der peruanischen Küste ist seit dem Erdbeben von 1687 nur noch sehr unbedeutend; im Gebirge etwas häufiger, aber doch lange nicht für den Bedarf des Landes ausreichend. Chile liefert für den Zucker, den es aus Peru empfängt, den nöthigen Waizen. Von den übrigen Getraidearten wird nur noch Gerste angepflanzt, die jedoch an der Küste nicht gedeiht, sondern blos zwischen 7000 und 13200 Fuß ü. M. Die Behauptung einiger Reisenden, daß die Gerste den Peruanern vor der Ankunft der Spanier bekannt war, ist grundlos. Es ist wahr, daß man zuweilen Töpfe voll dieser Getraideart in den Indianergräbern findet;

sie gehören aber, wie ich mich zu wiederholtenmalen überzeugt habe, ohne Ausnahme der neuern Zeit, vorzüglich dem siebenzehnten Jahrhunderte an.

Kartoffeln werden an der Küste nicht gepflanzt; es scheint, als sei ihnen das Clima und der Boden ungünstig. Sie bleiben klein, unansehnlich und wässerig. Auf den Hügelreihen, welche die Küste in geringer Entfernung vom Meere durchschneiden, wächst die Kartoffel wild, und ich glaube, daß hier eben so gut als auf Chiloe und in Chile ihr ursprüngliches Vaterland ist und daß die alten Peruaner diese Wurzel nicht aus dem Süden, sondern von ihren Lomas wegnahmen, um sie auf günstigerem Terrain zu cultiviren*). Die beste Art Kartoffeln wächst etwa 22 Leguas von Lima in Huamantanga, welches etwa 7000 Fuß ü. M. nordwestlich von der Quebrada von Canta liegt. Sie ist klein, rund, mit einer dünnen, weißlichen Hülse, mehlig und auf ihrem Durchschnitte hellcitrongelb (papa amarilla). Sie ist auf dem Markte von Lima sehr gesucht und wird theuer bezahlt. Die übrigen Kartoffeln kommen größtentheils aus der Quebrada von Huarochirin und sind sehr schmackhaft.

Die Camotes (Convolvulus Batata L.), nicht mit Unrecht süße Kartoffeln genannt, erreichen eine bedeutende Größe. Man unterscheidet zwei Arten, gelbe und violette (camotes moradas); die von Lurin sind wegen ihres vortrefflichen Geschmackes berühmt. Bei 3500 Fuß ü. M. kommen sie nicht mehr fort.

---

*) Die Quichuasprache hat kein eigenes Wort für Kartoffeln, wohl aber die Chinchaysuyosprache, die an der ganzen Küste von Peru gesprochen wurde; in ihr heißt Acsu Kartoffel.

Die Aracacha (Conium moschatum H. B. Kth.) wird an der Küste, häufiger aber an den Vorbergen der Cordilleras und am Ostabhange der Anden gepflanzt. Sie ist ein angenehmes, sehr nährendes, der Selleri an Geschmack nicht unähnliches Knollengewächs. Man kocht sie entweder blos im Wasser oder bereitet eine Art Chupe daraus. Man kann sie in einigen Gegenden zweimal im Jahr ausnehmen, da sie bis zur vollen Reife nur 3½ bis 4 Monate gebraucht.

Eines der vorzüglichsten Gemüse liefert die Yuca (Jatropha mabinot). Der Stengel der Pflanze wird 5—6 Fuß hoch und etwas mehr als fingersdick, die Wurzeln sind 1—2 Fuß lang, mehr rübenförmig, innen blendendweiß, außen mit einer festen, zähen, etwas elastischen, röthlich braunen Rinde überzogen, die sich leicht abschälen läßt. Diese Wurzeln sind der eßbare Theil der Pflanze; sie schmecken ausgezeichnet gut und sind leicht verdaulich. Roh sind sie hart, spröde, haben einen muschligen Bruch und einen den Castanien ähnlichen Geschmack. In Wasser gekocht lassen sie sich leicht in Längsfasern zerlegen und sind etwas schleimig; in der heißen Asche am Feuer geröstet sind sie mehlig.

In einigen Chacras wird sehr feines Mehl aus den Yucas bereitet, das zu feinem Backwerke (vorzüglich zu Biscochuelos) gebraucht wird. Die Wurzeln halten sich außer der Erde nicht länger, als drei Tage und müssen auch während dieser Zeit unter Wasser gesetzt werden, sonst bekommen sie grünliche oder schwärzliche Streifen, die beim Kochen eine blaßrothe Farbe annehmen. Sie schmecken dann unangenehmer und faulen sehr bald.

Um die Yucas fortzupflanzen, schneidet man die Stengel, besonders den untern dickern Theil, in spannenlange Stücke,

die man schief in die Erde steckt. Nach fünf bis sechs Monaten sind die Wurzeln eßbar. Man läßt sie gewöhnlich etwas länger stehen. Häufig werden die Stengel abgeschnitten, die Wurzeln aber in der Erde gelassen; sie treiben dann neue Blätter und Blüthen und werden, wenn sie über 16—18 Monate alt sind, leicht holzig. In der Montaña de Vitoc schenkten die Indianer ihrem Pfarrer eine Yuca, die 30 Pfund wog, aber doch sehr zart war. Auf dem Westabhange der Cordillera hat die Yuca bei 3000 Fuß ü. M. ihre Elevationsgränze.

Von Hülsenfrüchten kommen verschiedene Arten von Erbsen (garbanzos) an der Küste vor, im Gebirge hingegen Bohnen (frijoles). Alle in Europa cultivirten Varietäten von Kohl und Salat werden auch in Peru angepflanzt. Das Clima der Küste und des Gebirges sagt ihnen vollkommen zu, nur die heiße, feuchte Temperatur des Ostabhanges der Anden ertragen sie nicht. Eine Menge von Kürbisarten werden in den Chacras der Küste gebaut; sie werden vorzüglich von den Farbigen geessen. Ich habe keine einzige schmackhafte darunter gefunden, alle sind süßlich und fade.

Von den Küchengewächsen, die als Würze gebraucht werden, erwähne ich der Liebesäpfel (Tomates), die in allen heißen Gegenden trefflich gedeihen, und des spanischen Pfeffers (Aji), der ebenfalls nur den Küsten- und den Waldregionen angehört. Von letzterem werden viele Species gezogen (Capsicum annuum, baccatum, frutescens etc.), die theils grün, theils gedörrt und dann zerstampft genossen werden. Die Consumtion des Aji ist in Peru verhältnißmäßig eben so bedeutend als die des Salzes, denn zu zwei Drittel der Speisen wird mehr von jenem als von diesem zugelegt. Es ist auffallend, wie das Salz die beißende Schärfe des Aji vermindert; noch

auffallender ist es, daß der fast übermäßige Genuß dieser Früchte durchaus keinen nachtheiligen Einfluß auf die Verdauungsorgane hat. Wenn man zwei Schoten von Aji zerstößt, mit Essig anrührt und als Synapismen warm auf die Haut auflegt, so entsteht schon nach einer Viertelstunde eine brennende Röthe und ein fast unerträglicher Schmerz und in weniger als einer Stunde ist die Oberhaut ganz zerstört. Von den nämlichen Schoten habe ich oft 12 bis 15 nach einander geessen, ohne die geringsten nachtheiligen Folgen davon zu verspüren, nur ehe ich mich an diesen Genuß gewöhnt hatte, zeigten sich leichte Symptome einer Gastritis. Am Westabhange der Cordilleras habe ich kein Capsicum über 4800 Fuß ü. M. gefunden.

Der Lucernklee (Medicago sativa), von den Eingebornen Alfa oder Alfalfa genannt, wird als Pferdefutter in ganz Peru in Masse angepflanzt. Er verträgt weder eine zu große Nässe, noch eine starke Hitze oder Kälte, hat aber doch seine Elevationsgränze erst bei 11,100 Fuß ü. M. An der Küste gedeiht er während der Zeit der Nebel sehr üppig, dorrt aber während der Monate Februar und März fast ganz ab; der Maisillo (Paspalum purpureum R.) muß dann seine Stelle als Viehfutter vertreten. Im Gebirge ist er ebenfalls während der feuchten Jahreszeit in seiner größten Fülle; sobald der erste Frost eintritt, wird er welk und rostbraun und bleibt bis zum Beginne der Regenzeit ganz verkümmert. Man kann im Durchschnitte die Alfalfa viermal im Jahre schneiden, in hochgelegenen Gegenden nur dreimal; auf feuchtem Boden an der Küste, besonders in der Nähe der Flüsse, fünfmal. Alle vier bis fünf Jahre soll der Kleeacker einmal umgepflügt und mit Mais oder Gerste bebaut, und im sechsten Jahre wieder mit

Klee besäet werden. Die Aecker werden wo möglich so angelegt, daß man, wenn man an einem Ende mit Schneiden fertig ist, am andern wieder beginnen kann. Der beste Alfalfasaamen wird in den Thälern von Yca, Lunahuana und Cañete gezogen.

Der „Olivenbaum" wird hauptsächlich in den südlichen Küstenprovinzen cultivirt; seine Früchte stehen den spanischen an Wohlgeschmack weit nach; auch das Oel ist nicht so fein, was vielleicht seinen Grund im schlechten und rohen Auspressen hat. Die Oliven (Aceitunas) werden auf eine eigenthümliche Weise zubereitet. Man läßt sie am Baume reifen, preßt sie dann schwach aus, trocknet sie und schlägt sie in kleine irdene Gefäße. Sie werden durch dieses Verfahren runzlich und ganz schwarz. Wenn man sie servirt, legt man Stücke von Tomate und Aji darauf, und wirklich paßt dieser letztere trefflich zu der öligen Frucht. Andere conservirt man in Salzwasser, sie bleiben dann grünlich und voll.

Der „Castorölbaum" (Ricinus communis) wächst wild, wird aber auch bei vielen Plantagen angepflanzt. Das aus den Saamen gepreßte, nicht gereinigte Oel wird in Lima in den Straßenlaternen gebrannt und in den Zuckerplantagen zum Einschmieren der Trapiches gebraucht. Das für den medicinischen Gebrauch gereinigte Ricinusöl wird aus England oder Italien eingeführt.

Der „Piñoncillobaum" (Castiglionia lobata R.) wird nur um Surco, Huacho und Lambayeque in einigen Chacras gepflegt, außerdem wächst er häufig wild. Seine bohnenähnliche Frucht wird geröstet und schmeckt angenehm. Roh genossen bewirkt das ätherische Oel, welches in der Epidermis der Kerne enthalten ist, ein sehr heftiges

Purgiren, dem man nur durch anhaltenden Genuß von kaltem Wasser Einhalt thun kann. Wenn Einschnitte in den Stamm gemacht werden, fließt ein glänzender, heller Saft aus, der nach einiger Zeit schwarz und hornartig wird. Er ist ein sehr heftiges Causticum und behält Jahre lang unveränderlich seine Wirkung.

Ich reihe hier noch eine kurze Uebersicht der Früchte an.

Die Obstarten der gemäßigten Zonen von Europa gedeihen in der heißen Küstenregion von Peru sehr schlecht. Aepfel und Birnen sind unansehnlich und fade, meistens fast ungenießbar. Vom Steinobste kommen dort nur die Pfirsiche vor. Aprikosen (Duraznos) wachsen in den Gebirgsthälern in ungeheurer Menge. Von 15 Arten, die ich kenne, zeichnen sich die Blanquillos und Abridores durch einen feinen Geschmack aus. Kirschen, Pflaumen und Kastanien habe ich in Peru nie gesehen, glaube jedoch, daß ihnen das Clima der Sierra sehr günstig wäre. Ueberhaupt könnte das Innere des Landes nicht nur die Getraide und Früchte des mittleren Europa sehr gut hervorbringen, sondern auch auf den von Vegetation fast gänzlich entblößten Gebirgen viele unserer Waldbäume. Aber bis jetzt ist noch nie ernstlich Hand an eine solche Verpflanzung gelegt worden. Die lobenswerthen Versuche, die einzelne Europäer machten, Saamen und junge Bäume nach Peru zu senden, sind an der Indifferenz der Eingebornen gescheitert.

Sehr üppig gedeihen in den heißeren Gegenden des Landes die südeuropäischen Früchte. Apfelsinen, Pomeranzen, süße und herbe Citronen, Limones sutiles, Limas und Cidern wachsen in unglaublicher Fülle. Obgleich die Bäume das ganze Jahr mit Blüthen, halbreifen und ganz reifen Früchten

geschmückt sind, so ist doch die eigentliche Ernte an bestimmte Zeiten gebunden, z. B. an der Küste an den Anfang des Winters, in der Waldregion an die Monate Februar und März. Melonen und Sandyas (Wassermelonen) werden sehr groß und vorzüglich gut.

Von Feigen unterscheidet man zwei Arten, die eine mit rothem (higos), die andere mit weißem (brevas) Fleische. Sie sind gewöhnlich groß und sehr saftig und gehören mit zu den angenehmsten Früchten. Die Bäume sind meistens verwildert in der Nähe von Plantagen und Chacras. Die Reisenden können ungestört zugreifen und eine beliebige Portion mitnehmen, denn in einiger Entfernung von Lima werden die Feigen nicht einmal eingesammelt, da sie zum Transporte zu weich und saftig und gedörrt nicht beliebt sind. Granatäpfel und Quitten kommen an der Küste selten vor, sie werden meistens aus den nahegelegenen Quebradas auf den Markt der Städte gebracht. Maulbeerbäume wachsen fast ohne Cultur sehr üppig; ihre Früchte bleiben in der Regel den Vögeln überlassen. Die Weinrebe wird vorzüglich in der südlichen Provinz Yca mit ausgezeichnet günstigem Erfolge gebaut. In der Umgegend von Lima sieht man sie nur in wenigen Huertas (Gärten). Es gibt wohl nirgends so volle, süße und aromatische Trauben wie dort.

Peru hat zwar keine so große Menge von tropischen Früchten aufzuweisen wie das nördlicher gelegene Guayaquil, aber es zählt unter denselben einige, die an Wohlgeschmack alles übertreffen, was man sich nur wünschen kann. Oben an steht die Chirimoya (Anona tripetala). Hänke nannte sie in einem seiner Briefe „ein Meisterwerk der Natur“;

in mancher Beziehung hat er Recht, denn es gibt wohl keine Frucht, die eine solche Weide für den Gaumen ist, wie diese.

Die Chirimoya in Lima ist klein und unansehnlich, oft nur faustgroß; wer sie blos dort gekostet hat, kann sich unmöglich einen vollkommenen Begriff von ihrem trefflichen Geschmack machen. In Huanuco ist ihre eigentliche Heimath, dort entwickelt sie ihre größte Vollkommenheit und erreicht oft ein Gewicht von 14 bis 16 Pfund und darüber. Die Frucht ist rundlich, oft herz- oder pyramidenförmig mit der breiten Basis am Zweige angewachsen. Das Aeußere ist grün, mit kleinen Höckern und Schuppen bedeckt, oft mit schwärzlichen Streifen maschenartig überzogen. Wenn die Frucht sehr reif ist, wird sie schwarz gefleckt. Die Schaale ist ziemlich dick und zähe. Das Innere ist schneeweiß, saftig, wenig consistent und mit ziemlich vielen schwarzen Kernen, um die sich das Fleisch etwas fester anlegt, gespickt. Die Chirimoyas von Huanuco zeichnen sich vor denen der Küste auch dadurch aus, daß sie nur 4 bis 6 Kerne enthalten, während jene 25 bis 30 zählen. Die Frage, womit sich eigentlich der Geschmack dieser Frucht vergleichen lasse, kann ich nicht beantworten, denn er ist unvergleichlich. Sowohl die Frucht als die Blüthe der Chirimoyas hauchen einen ausnehmend feinen, aromatischen Wohlgeruch aus, der bei letzterer, wenn ein Baum damit bedeckt ist, fast betäubend ist. Der Baum, der diese ausgezeichnetste der Früchte trägt, wird 15 bis 20 Fuß hoch und hat eine breite, etwas niedrige mattgrüne Krone.

Die Palta (Persea gratissima Gärt.) ist eine birnförmige, dunkelbraune Frucht. Die Schaale ist sehr zähe und elastisch, aber nicht besonders dick; sie umschließt ein grünes, weiches Fleisch, in dem ein den Kastanien an Form und

Farbe sehr ähnlicher Kern sitzt. Er ist sehr adstringirend und bitter; beim Einschneiden quillt ein Saft aus, der gelblich-braun färbt und bald schwarz wird. Das Fleisch hat einen eigenthümlichen Geschmack und es braucht einige Zeit, ehe sich der Fremde daran gewöhnen kann, es dann aber vorzüglich gut findet. Auf der Zunge zerfließt es wie Butter, weßhalb die Palta in einigen französischen Colonien »beurre végétal« genannt wird. Man genießt sie entweder ohne alle Zuthaten, oder mit etwas Salz, häufig auch mit Oel und Essig. Aus den Steinen kann ein sehr guter Branntwein gebrannt werden. Der Paltabaum ist schlank, sehr hoch, mit einer kleinen, gewölbten Krone. Auf dem Ostabhange der Anden habe ich solche Bäume von mehr als 60 Fuß Höhe gesehen.

Die Platanos (Bananen) gedeihen in den meisten Plantagen sehr gut. Sie verlangen große Hitze und Feuchtigkeit und gedeihen am besten längs der Ufer von kleinen Bächen. An der Küste sind die Platanosstöcke nicht so reich als in der Waldregion, wo nicht selten ein solcher 300 der dachziegelförmig übereinander liegenden Früchte zählt. In der Umgegend von Lima sowie an der übrigen Küste werden vorzüglich drei Arten gepflanzt. Der „Platano de la isla“ oder „de otahaiti“ wurde erst im Jahr 1769 von diesem Archipelagus eingeführt. Die Früchte sind 3 bis 4 Zoll lang, meistens prismatisch, da sie am Stocke sehr dicht und fest über einander gelagert sind. Die Hülse ist gelb, das Fleisch blaßröthlich und ziemlich mehlig. Von den Limeños wird sie allen übrigen Arten vorgezogen und für die gesundeste gehalten. Die Früchte des »platano guineo« sind nicht länger, aber viel dicker, als die vorhergehenden, und so voll, daß die Hülse platzt, wenn sie ganz reif sind; sie sind gerade

und walzenförmig, denn sie stehen am Stocke etwas von einander ab. Das Aeußere ist lebhaft gelb, nach dem Stocke zu mit schwärzlichen Pünktchen besäet. Das Fleisch ist mehr weißlich und saftiger als bei dem Platano de la isla, das es an Wohlgeschmack und Aroma weit übertrifft. Die Eingebornen glauben, sie seien schädlich und behaupten, daß der Genuß von Branntwein nach dem von Platanos Guineos einen schnellen Tod zur Folge habe. Dies ist, wie mir mehrmals wiederholte eigene Versuche gezeigt haben, eines jener tiefeingewurzelten, grundlosen Vorurtheile, an denen die Peruaner mit aller Macht hängen. Auf einem Spazierritte bestritt ich einst mehrere dieser Ansichten und wollte meine Begleiter von der Unrichtigkeit ihrer Meinung durch den Versuch selbst überzeugen, indem ich einige dieser Platanos aß und einen Schluck Branntwein dazu trank. Welche Jammergesichter schnitten meine peruanischen Gefährten! Mit halb mitleidigem, halb vorwurfsvollem Tone sagten sie, ich werde die Stadt nicht mehr lebend erreichen. Nach einem angenehm zugebrachten Tage langten wir am Abend alle wohlbehalten in Lima an; beim Abschiede meinte einer: wir werden uns nicht wieder sehen. Am folgenden Morgen erkundigten sie sich in aller Frühe nach mir und da sie mich ganz frisch und munter fanden, sagten sie: „so ein herege de Gringo (ein Ketzer von einem Fremden) hat eine ganz andere Natur als wir." Wenn man ein Stück dieses Platano in Branntwein legt, so bleibt es in seiner Farbe unverändert, nur die rippenartigen Faden, durch welche die Hülse mit dem Fleische zusammenhängt, werden schwarz und schmecken dann bitter.

Die Früchte der dritten Art, des »platano largo«, sind 6 bis 8 Zoll lang, ziemlich dünne, halbmondförmig gebogen, außen

strohgelb, und wenn die Früchte sehr reif sind, mit großen schwarzen Flecken. Das Fleisch ist blaßweißlich, härter und etwas trockener, als in den beiden vorhergehenden Arten und von eben so angenehmem Geschmacke. Der Stock trägt viel weniger Früchte, als der Platanos Guineos, auch bedürfen sie längere Zeit zur vollen Reife. Eine vierte Art, die in den Wäldern gepflanzt wird, habe ich an der Küste nie gesehen, es ist der »platano altahuillaca«. Der Stock trägt höchstens 20 bis 25 Früchte; sie werden über zwei Zoll dick und oft mehr als eine Elle lang. Die Schaale ist strohgelb, das Fleisch weiß, zähe, hart und roh genossen unschmackhaft; in der heißen Asche geröstet oder mit Fleisch gekocht macht es ein köstliches Gericht aus.

Wenn die oberste Reihe der Platanos, d. h. diejenige, welche die Basis des kegelförmig hinunterhängenden Stockes bildet, anfängt gelb zu werden (pintar), schneidet man den Stock ab und hängt ihn an einer luftigen, schattigen Stelle in einem Rancho auf, damit er schneller reife; man schneidet die obersten Früchte, sobald sie gelb und weich sind, weg und fährt so allmählig gegen die Spitze zu fort; denn sie reifen so ungleichmäßig, daß die an der Basis schon abfaulen, während die der Spitze noch hart und grün sind. Sobald man den Platanostock (cabeza) von seinem Zweige schneidet, haut man auch den Stamm ab, um den aus der nämlichen Wurzel frisch aufkeimenden Sprößlingen Platz zu machen. Jeder Stamm trägt nur einen Stock und gebraucht gewöhnlich 8 bis 10 Monate zu seiner vollständigen Entwickelung.

Dir Platanos gehören unstreitig mit zu den nützlichsten Früchten, besonders in den Gegenden, wo sie in großer Menge cultivirt werden und die Stelle des Brodes vertreten. Sie

werden vorzüglich im nördlichen Peru und in Guayaquil auf sehr mannigfaltige Art zubereitet.

Piñas (Ananas) werden an der Küste von Peru nur wenige angepflanzt; der Markt von Lima wurde früher fast ausschließlich mit diesen Früchten aus der Montaña de Vitoc versehen. Da sie dort unreif abgeschnitten werden und auf Eseln transportirt 16 bis 20 Tage unterwegs bleiben, dabei über zwei Cordilleras gebracht werden und mehrere Tage in der schneidend kalten Punaregion bleiben, so kommen sie in der Regel sehr unschmackhaft in Lima an. Seit der Dampfschiffverbindung mit Guayaquil werden die meisten Ananas von dort eingeführt; sie sind groß, saftig und sehr süß.

Die Granadilla (Passiflora quadrangularis) ist von der Größe eines Apfels, ein wenig länglichrund; die Schaale rothgelb, hart, spröde und ziemlich dick, sie umschließt den eßbaren, grauen, gallertartigen Theil, der zahlreiche, dunkle Körner enthält. Sie schmeckt angenehm, fast wie Stachelbeeren, und ist sehr kühlend. Der Strauch rankt sich um Fruchtbäume oder an den Ranchos. An der Küste wird er weniger häufig gezogen als in den nahegelegenen Thälern.

Die Tunas sind Früchte verschiedener Cactusarten; ihre Schaale ist mit feinen Stacheln bedeckt, grün, gelb oder roth; sie läßt sich leicht vom Fleische trennen, das gut schmeckt und sehr saftig ist. Man reibt die Tunas nach dem Pflücken mit Stroh ab, um die Stacheln zu entfernen, was aber nicht vollständig gelingt. Vorsicht beim Schälen ist daher sehr nothwendig, denn die kleinen Spitzen erregen heftiges Brennen und Jucken in den Fingern.

Der Pacay ist die Frucht eines ziemlich großen Baumes (Prosopis dulcis Humb.) mit niederer, aber breiter Krone.

Sie besteht aus einer glatten, 20 bis 24 Zoll langen Schote, die schwarze Kerne umschließt, welche in einem weißen, weichen, flockigen Fleische eingebettet sind. Dieses Fleisch sieht wie Schnee aus und ist der einzige eßbare Theil der Frucht; es schmeckt süß und, meinem Gaumen wenigstens, sehr unangenehm. Wie die Limeños an der Küste, so lieben die Affen in den Urwäldern den Pacay vorzüglich.

Die Lucuma kommt in Peru nur in den südlichen Küstenprovinzen vor. Die meisten werden aus dem nördlichen Chile eingeführt. Die Frucht ist rund; die zähe, nicht sehr dicke, graulich braune Schaale umschließt ein fades, trokkenes, röthlichgelbes Fleisch mit seinem Kerne.

Die Guayava (Psidium pomiferum) wächst auf einem niedern Strauche, am häufigsten in den Küstenthälern und am Ostabhange der Anden. Sie ist von der Form und der Größe eines kleinen Apfels. Die Schaale ist hellgelb und dünn; das Fleisch entweder weiß oder roth, mit vielen kleinen, eiförmigen Körnchen. Der Geschmack dieser Frucht ist nicht fein aber angenehm. In Lima ist sie wenig beliebt, da mehrere Insekten ihre Eier darein legen und bei voller Reife immer Larven darin gefunden werden.

Die Pepinos (eine Cucurbitacea) werden auf Aeckern in Menge angebaut. Die Pflanze ist nur anderthalb Fuß hoch und kriecht auf der Erde. Die Frucht ist 4 bis 5 Zoll lang, cylindrisch, an beiden Enden etwas zugespitzt. Die Schaale ist gelblichgrün mit rosafarbenen Längsstreifen, das Fleisch derb, saftig und wohlschmeckend. Die Kerne liegen in der Mitte in einer breiten Längsfurche. Die Pepinos werden von den Eingebornen, nicht mit Unrecht, für schädlich

gehalten; sie behaupten, diese Früchte erkälten den Magen und ein Trunk Branntwein sei durchaus nothwendig, um ihnen die verderblichen Eigenschaften zu benehmen. Soviel ist gewiß, daß sie sehr unverdaulich sind und daß ihr häufiger oder unzeitiger Genuß Ursache sehr hartnäckiger Krankheiten ist.

Der Mani, eine Erdmandel (Arachis hypogaea), wird in den nördlichen Provinzen gezogen. Die Pflanze ist 1½ bis 2 Fuß hoch und sehr blätterreich. Die Frucht ist 1 bis 2 Zoll lang. Die Kerne sind von einer erdfahlen, runzlichen Hülse umgeben; sie sind weiß und enthalten viel Oel. Sie werden geröstet, zerstampft und mit Zucker abgerieben geessen.

Die Capulies (Prunus capulin Ser.) pflanzt man im freien Felde oder in den Städten in Töpfen und Gärtchen. Die Früchte sind etwas größer als eine Kirsche, hochgelb und von säuerlichem Geschmacke. Man ißt sie nicht häufig. Ihres feinen, sehr angenehmen Geruches wegen werden sie mit zu den Pucheros de flores genommen, oder mit wohlriechenden Blümchen bespickt und mit Agua rica begossen zur Wäsche gelegt. Die Damen von Lima tragen sie gerne im Busen. Aehnlich verhält es sich mit den Palillos (Campomanesia lineatifolia R.), die auf schönen, 25 bis 30 Fuß hohen Bäumen wachsen. Die lebhaft gelben Früchte sind von der Größe eines mittelmäßigen Apfels und verbreiten einen äußerst angenehmen Wohlgeruch und werden deßhalb zu den Misturas ꝛc. gebraucht. Die Blätter riechen zwischen den Fingern gerieben wie die Myrthe, haben aber einen ätzenden, zusammenziehenden Geschmack.

Die Küste von Peru ist sowohl an wilden als cultivirten Palmen sehr arm. Die Cocospalme wird nur in wenigen der nördlichen Provinzen gepflanzt, die Dattelpalme vorzüglich um Yca. Bei einiger Pflege würden diese Bäume in allen Oasen der Küste trefflich gedeihen.

Zehntes Kapitel.

Straßenräuber. — Leon. — Rayo. — Montoneros. — Magdalena. — Miraflores. — Chorillos. — Seebäder. — Surco. — Ate. — Lurin. — Tempel des Pacchacamac.

Die ganze bewohnte Küste von Peru, besonders aber die Umgegend von Lima und Truxillo, wird fortwährend durch Straßenräuber sehr unsicher gemacht. Sie sind entweder entlaufene Sclaven (Simarrones) oder freie Neger, Zambos und Mulatten. Hin und wieder gesellen sich ihnen auch Indianer zu, die sich durch kaltblütige Grausamkeit auszeichnen. Zuweilen greift auch ein Weißer zu diesem schändlichen Gewerbe. So wurde im Jahr 1839 ein Nordamerikaner, der früher Zahlmeister an Bord eines Kriegsschiffes war, wegen Straßenraub füsilirt. Die Banditen sind immer beritten, gewöhnlich haben sie sehr schöne, ausgezeichnet gut zugerittene Renner, die ihren Herrn nicht leicht in Gefahr im Stiche lassen. Wenn die Cavalleristen kaum auf Lanzenweite hinter ihnen sind, so lassen sie nur ihrem Pferde die Zügel schießen, um in einem Nu in Sicherheit zu sein. Sie schulen ihre Thiere so ein, daß dieselben, so lange der Reiter im Sattel ist, nie ruhig stehen, was ihnen

bei der Vertheidigung einen großen Vortheil gewährt. Die Sclaven nehmen gewöhnlich die besten Pferde der Plantage und fallen nach Sonnenuntergang, wenn sie von ihrer Arbeit frei sind, und an Sonntagen die Reisenden an.

Die meisten Straßenräuber gehören zu einer systematisch eingerichteten, weit verzweigten Bande, die ihre berüchtigten und sehr gefürchteten Anführer hat, welche Spione, von denen sie regelmäßig Rapporte erhalten, nach den Städten schicken. Zuweilen zeigen sie sich in Schaaren von 30 bis 40 Mann in der Nähe der Hauptstadt und plündern alle Reisende, die den Weg daher ziehen. Gewöhnlich aber machen sie ihre Streifereien in kleinern Parthien. Ihre Waffen bestehen in einem kurzen Karabiner und einem großen Säbel; in kleinen Quersäcken führen sie die Munition, auf der einen Seite das Pulver, auf der andern die Kugeln. Oft sind sie gegen die Angefallenen sehr höflich, und begnügen sich ihnen Geld, Uhr, Ringe rc. abzunehmen, gewöhnlich nehmen sie auch das Pferd mit oder ohne Sattel und mißhandeln die Beraubten mit Säbelhieben und Kolbenstößen. Finden sie Widerstand, so geben sie keine Gnade; es ist daher vorsichtiger, sich ruhig berauben zu lassen, selbst wenn die Angegriffenen eben so stark als die Angreifer sind, denn diese letztern fallen in der Regel nur dann an, wenn sie sich vollkommen auf ihre eigene Stärke verlassen oder auf einen nahen Succurs rechnen können. Wird ein Bandit in einem Scharmützel getödtet und entkommen die Angegriffenen glücklich, so ist doch ihr Leben in steter Gefahr. Auch mitten in Lima sind sie vor der Rache der Freunde des Gefallenen nicht geschützt und oft trifft sie der Dolch eines Meuchelmörders, wenn sie sich in größter Sicherheit wähnen. Vor blanken

Waffen, besonders vor Lanzen, haben die Straßenräuber mehr Furcht als vor Feuergewehren und können am leichtesten damit vertrieben werden.

Fremde werden viel häufiger angegriffen als die Eingebornen, besonders die Reichen des Landes, worin auch mit ein Grund liegen mag, warum nicht kräftigere polizeiliche Maßregeln gegen dieses Gesindel ergriffen werden. Persönlicher Haß oder Politik sind bei den Angriffen häufig im Spiel. Der englische Generalconsul wurde vor mehreren Jahren mit zweien seiner Freunde auf einem Spazierritte angefallen und ausgeplündert. Die Räuber ließen ihnen nicht einmal die nothdürftigen Kleidungsstücke und setzten alle drei auf eine halb lahme Rosinante, auf der sie am hellen Tage im Badeort Chorillos ihren Einzug halten mußten. Die unsichersten Straßen sind die nach Callao, nach Chorillos und die nach Cavalleros, welche nach dem Cerro de Pasco führt. Auf dieser letztern passen die Banditen den Geldtransporten ab. Wenige Wochen vor meiner Abreise nahmen etwa dreißig Weglagerer, nach kurzem Scharmützel mit der schwachen Escorte, eine Geldsendung weg von mehr als 100,000 Piastern, die nach den Minen von Pasco bestimmt war. Die Silberbarren, die von Pasco ohne militärische Bedeckung nach Lima gesandt werden, lassen sie unberührt passiren, da dieselben für sie zu schwer sind, um sie leicht in Sicherheit zu bringen. Im Angesicht der Thore der Hauptstadt treiben sie ungestört ihr schändliches Handwerk und reiten zuweilen, nachdem sie eine Anzahl von Reisenden beraubt haben, ganz ruhig in die Stadt hinein.

Auf die Eselstreiber aus der Sierra, die immer baares Geld mit sich führen, um in Lima Einkäufe zu besorgen, haben sie ihr besonderes Augenmerk gerichtet. Finden sie bei

ihnen nicht, was sie suchen*), so mißhandeln oder tödten sie dieselben auf die furchtbarste Weise. Als ich zum letzten Male (im Juli 1842), aus dem Gebirge zurück kehrend, beim „Puente de Surco", einer sehr berüchtigten, anderthalb Leguas von Lima gelegenen Brücke, vorbei ritt, scheute plötzlich mein Pferd vor einem quer über dem Weg liegenden Leichnam; ich stieg ab, um ihn auf die Seite zu ziehen und fand, daß es ein Indianer war, dem die Straßenräuber den Kopf zwischen zwei Steinen zu Brei geschlagen hatten. Der Cadaver war noch ganz warm.

Schon öfters sind die Banditen mitten am Tage schaarenweise nach Lima gekommen, um die Kettengefangenen zu befreien. Die Zambos zeichnen sich besonders durch ihre Grausamkeit aus. Ein solcher fiel im Juni 1842 den Indianer an, der das Postfelleisen nach Huacho brachte, und fragte ihn: „Soll ich dich tödten oder dir die Augen ausstechen?" „Wenn eines von beiden sein muß, so tödte mich," erwiederte dieser. Sein Gegner nahm aber den Dolch, stach dem Unglücklichen beide Augen aus und ließ ihn im Sande liegen, wo er von Reisenden gefunden und nach einem Dorfe gebracht wurde. Aehnliche Beispiele sind sehr gewöhnlich. Ich führe noch eine Anekdote an, die mir ein Indianer erzählte, bei dem ich einmal in Chancay übernachtete. Ungefähr eine halbe Legua vom Dorfe näherte sich ihm ein Neger mit gespannter Flinte und gebot ihm Halt! Mein Wirth zog eine große Reiterpistole und sagte seinem Feinde: „Danke dem Himmel, daß die nicht

*) Die Indianer verstecken das Geld in der Regel sehr gut, entweder in die Bretter der Eierkistchen, mit denen sie aus dem Gebirge kommen, oder nähen es in die Sattelgurten und die Saumsättel (Aparejos). Sie lassen sich lieber todt schlagen, als daß sie ihr Geld verrathen.

geladen ist, sonst wäre es um dich geschehen!" Höhnisch lächelnd ritt der Neger heran und packte den Indianer, als dieser plötzlich seine Pistole losdrückte und ihn vom Pferde hinunter schoß.

Die Negerjungen üben sich schon frühe in allen möglichen Banditenstreichen, die ihnen auch meistens glücken. Sie bedienen sich dabei kurzer Carabiner mit weiter Oeffnung (Trabucos), die mit gehacktem Blei und Eisen vollgepfropft sind. Sie tragen diese fürchterliche Waffe unter dem Poncho verborgen und gehen mit der frommsten Miene von der Welt einher. Fünf Engländer und zwei Deutsche kehrten an einem Sonntag Abend von der Jagd zurück und feuerten in der Alameda nueva ihre Doppelflinten ab, um sie nicht geladen nach der Stadt zu nehmen. Kaum waren sie damit fertig, so stellten sich ihnen zwei Negerjungen entgegen und verlangten ihnen ihre Gewehre ab; der eine zog seinen Carabiner und zielte auf die überraschte Schaar, während ihr der andere die Waffen abnahm. An Widerstand war nicht zu denken, denn bei der großen Nähe hätte der einzige Schuß des Jungen Alle verwundet oder getödtet.

Wenn die Straßenräuber von dem Militär oder der Polizei in die Enge getrieben werden, so entwickeln sie einen verzweifelnden Muth. Sie suchen sich wo möglich in Gebüsche zu retten, in denen sie häufig eine Zufluchtsstätte finden. Dann werden diese, wenn sie nicht zu ausgedehnt sind, umstellt und niedergebrannt, so daß den Flüchtlingen nur die Wahl zwischen dem Tode in den Flammen oder dem durch die Kugeln übrig bleibt.

Die beiden in neuerer Zeit am meisten berüchtigten Banditen-Anführer waren die Neger Escobar und Leon. Der letz-

tere begann seine Carrière als Sclave mit der Ermordung seines Herrn, flüchtete sich dann und trieb viele Jahre lang, zum Entsetzen der ganzen Provinz Lima, sein Mörderhandwerk. Die Polizei verfolgte ihn immer vergeblich; Leon kannte zu genau das Terrain, so daß er den Häschern immer entweichen konnte. Während ein Preis von 2000 Piastern auf seinen Kopf gesetzt wurde, hatte er die Kühnheit, fast jeden Abend nach Lima zu kommen und in der Stadt zu schlafen. Als endlich die Polizei Leons Cameraden durch Placate aufforderte, ihn zu tödten, und demjenigen, der ihn todt abliefern würde, eine Belohnung von 1000 Piast. und Verzeihung der Verbrechen zusicherte, wurde Leon von seinem Gevater, einem Zambo, im Schlafe erwürgt. Der Leichnam wurde im Juli 1842 drei Tage lang vor der Cathedral dem Publikum zur Schau ausgestellt.

Ein früher berüchtigter Bandit, der Zambo Jose Rayo, leistete bei einigen Revolutionen, als kühner Partheigänger, den Präsidenten nicht unwichtige Dienste und erhielt deßhalb den Grad eines Oberstlieutenants und wurde zum Chef der reitenden Feldpolizei (partida montada del Campo) ernannt. Er paßt vortrefflich dazu, da er das Banditenleben aus eigener Praxis sehr genau kennt und mit allen Schlupfwinkeln der ganzen Umgegend Limas sehr vertraut ist. Des Negers Leon hat er sich jedoch nie bemächtigen können, oder, wie man allgemein behauptet, nie bemächtigen wollen; da er sein Gevater war und dieses Verhältniß im Allgemeinen in Peru, wie in keinem andern Lande, so heilig betrachtet wird. Wenn Rayo einen Straßenräuber einfängt, so verspricht er ihm das Leben unter der Bedingung, daß er ihm anzeige, wo er das geraubte Gut vergraben habe; wird seinem Begehren willfahren, so nimmt er das Geld, läßt das Loch

vergrößern, den Banditen auf der Stelle todt schießen und verscharren.

Wenn Rayo von dem Präsidenten und Ministern spricht, so nennt er sie nur «sus mejores amigos» (seine besten Freunde). Ich traf ihn einmal auf dem Wege nach Chaclacayo und ritt in seiner Begleitung bis zur Hacienda de Santa Clara; ich fand in ihm einen äußerst geschmeidigen und höflichen Mann, der aber doch unter dieser Larve seine wahre Zambonatur nur schwer verbarg.

Gefangen nach Lima gebrachte Straßenräuber werden, nach einem sehr kurzen Processe, zum Tode verurtheilt. Aus der Capelle, in der sie 12 Stunden vor ihrem Tode mit einem Priester zubringen müssen, werden sie von einer schwachen Abtheilung von Soldaten abgeholt. Der Verbrecher muß eine kleine Bank tragen, auf die er sich zur Execution hinsetzt. Er hat das Recht, die Stelle, wo er erschossen werden soll, selbst zu bestimmen; und nicht selten wählt er den Marktplatz dazu. Die meisten setzen sich mit stumpfer Ruhe auf ihr Bänkchen. Vier Soldaten treten auf drei Schritte Entfernung vor; zwei zielen nach dem Kopfe und zwei nach der Brust. Ein Fall von Geistesgegenwart, der wohl einzig in seiner Art ist, ereignete sich vor wenigen Jahren in Lima. Ein kühner Zambo wurde als Bandit zum Tode verurtheilt. Er verlangte, auf dem Inquisitionsplatz gerade während der Marktzeit erschossen zu werden. Mit einem raschen, bedeutungsvollen Blicke übersah er den Platz und setzte sich ruhig auf den Schemel; die Soldaten zielten und feuerten. Als der Pulverdampf sich zertheilte, war der Zambo verschwunden. Mit Tigeraugen hatte er jede Bewegung der Soldaten überwacht, im Augenblicke, als das Pulver auf der Pfanne

aufblitzte, sich gebückt, einen Soldaten zur Seite geworfen und sich in der Menge verloren, von wo ihn seine Freunde bald in einen sichern Zufluchtsort brachten.

In Kriegszeiten bildet sich ein eigenes Corps, die sogenannten „Montoneros", das größtentheils aus Straßenräubern und aus Individuen besteht, die durch andere Vergehen ihre Freiheit oder ihr Leben vor den Gesetzen verwirkt haben. Diesem Corps schließen sich zuweilen Männer an, die eines unbescholtenen Rufes genießen.

Die Montoneros haben eine wichtige militärische Bedeutung, so lange der Kriegsschauplatz an der Küste ist. Jeder Aspirant zur Präsidentenwürde, der dieselbe durch eine Revolution erlangen will, sucht daher die Montoneros auf seine Seite zu bringen, was in der Regel nicht schwer hält, da sie begreiflicherweise rasch bereit sind, gegen die gesetzliche Ordnung zu kämpfen. Diejenigen, die unter einem Präsidenten dem Gesetze verfallen sind, ergreifen die Parthei eines andern. Oft hat der, welcher am besten bezahlt, die meisten; eine Anzahl von ihnen beobachtet eine gewisse Neutralität gegen die Person des Präsidenten, indem sie immer dem zur Seite steht, der gerade die Oberhand hat, und helfen dem, welchem sie heute feindlich gegenüber stehen, nach seinem nächsten Siege als Freunde.

Da die Montoneros im Ganzen genommen sehr gut beritten sind, aber wenig oder nichts von militärischen Manövern verstehen, so können sie nicht als regelmäßige Cavallerie benutzt werden; sondern nur als Vorposten, Spione, Plänkler, die dem Feinde allen möglichen Abbruch thun, bald vor ihm, bald hinter ihm sind, und als die schnellsten und sichersten Depeschenträger. Sie sind nicht uniformirt,

tragen aber meistens schmutzige, weiße Beinkleider, eine ähnliche Jacke, einen Poncho und einen breitkrämpigen Strohhut. Viele haben nicht einmal Schuhe, sondern schnallen die Spornen an die nackte Ferse. Ihre Waffen sind ein kurzer Carabiner und Säbel. Wenn das Corps stark ist, wird es unter den Oberbefehl eines Generals der Armee gestellt. Im Jahr 1838 commandirte der Engländer General Miller (gegenwärtig englischer Consul auf den Sandwichinseln) 1000 Montoneros, die im Dienste von Santa Cruz standen. Die Chefs halten in der Regel ihre Untergebenen in sehr strenger Disciplin; sie bezahlen dieselben regelmäßig und bestrafen das Stehlen mit dem Tode. Der Obercommandant hat eine unumschränkte Gewalt und kann in einem Tage mehrere seiner Leute erschießen lassen, ohne die geringste Rechenschaft darüber abzulegen. Pferde wegnehmen wird nicht als Diebstahl betrachtet, da sie zur Cavallerie gebraucht werden. Es ziehen daher immer Detachemente Montoneros auf den Plantagen umher, um Pferde zusammen zu treiben; auch den Reisenden und aus den Ställen der Stadt werden sie genommen, zuweilen nach vollendeter Campagne wieder zurückbestellt.

Stehen zwei feindliche Heere in geringer Entfernung, so scharmützeln die Montoneros einige Tage lang, aber gewöhnlich erfolglos, da sie sich immer zurückziehen, sobald sie einige Mann verloren haben. Im Gefechte selbst sind sie nicht besonders tapfer und fliehen meistens vor einer regelmäßigen Cavallerie-Charge. Sie haben noch keine Schlacht zur Entscheidung gebracht; aber um den geschlagenen Feind zu verfolgen und zu zerstreuen, sind sie sehr brauchbar. Sie haben im Kriege nichts zu verlieren, nur zu gewinnen. Wird ihre Parthei geschlagen und gibt es Frieden, so löst sich das

Corps auf, und die meisten setzen ihr einträgliches Geschäft als Weglagerer fort; siegt sie, so wird ihnen reiche Beute und guter Sold zu Theil. Vor Verfolgungen bringen sie ihre schnellen Pferde und ihre unvergleichliche Ortskenntniß bald in Sicherheit.

Bei allen Feldzügen sind sie der Hauptmacht immer zwei bis drei Tagmärsche voran, sei es in kleinen Haufen oder in großen Abtheilungen; sie finden überall schnelles Unterkommen und hinlängliche Nahrung, denn einer solchen Schaar wird nicht leicht jemand etwas verweigern. Eine Compagnie Montoneros bietet einen pittoresken, aber fast Grauen erregenden Anblick dar. Die schwarzen, olivenfarbenen und gelben, durch Laster und Leidenschaften verzerrten, oder durch Narben verstümmelten Gesichter, die zerrissenen Kleider, die abgemagerten Pferde, das zerfetzte Sattelzeug, die kleinen Büchsen, die langen in Bocksfell eingenähten Säbel verleihen einem solchen Schwarm ein furchtbares, wildes und unheimliches Aussehen. Der harmlose Reisende, der sich plötzlich von ihm umschlossen sieht, kann sich glücklich schätzen, wenn er nur mit dem Verluste seines Pferdes davon kömmt.

Ein panischer Schrecken verbreitet sich durch ganz Lima, wenn eine Abtheilung Montoneros durch die Thore in die Stadt braust. In allen Straßen ertönt der Angstruf: «Cierra puertas (Schließ die Thüren) los montoneros!» Alles drängt und eilt die nächste Wohnung zu erreichen und die Thüren zuzuwerfen. Wenige Augenblicke später wiederhallen die Straßen nur noch vom flüchtigen Hufschlage der Montoneros-Pferde.

In der Umgegend von Lima, nur wenige Leguas von der Hauptstadt entfernt, liegen einige freundliche Dörfer, wo

die reichern Limeños die heiße Jahreszeit zubringen, meistens um Seebäder zu gebrauchen. Das nächste, ungefähr dreiviertel Leguas von Lima, ist die Magdalena, in dem die Vicekönige von Peru eine sehr angenehme Sommerwohnung hatten. Nicht weit davon liegt Miraflores, auf der Hälfte des Weges zwischen Lima und Chorillos. Es ist ein kleines Dörfchen mit einigen hübschen Häusern auf der Plaza. Obgleich das Clima hier heißer als in der Hauptstadt ist, so ist die Luft doch viel reiner. Es kann als der gesundeste Ort der Umgegend Limas betrachtet werden. Durch die Luftströmungen des nahe gelegenen Meeres abgekühlt, von einer reizenden, wenn auch nicht sehr üppigen Vegetation umgeben und von Sümpfen entfernt, vereinigt es alles in sich, was einen Sommeraufenthalt angenehm machen kann. Es ist schade, daß es so wenig besucht wird. Ein Hauptgrund davon liegt darin, daß die Indianer zu faul sind, einen ordentlichen Markt zu halten. Die Lebensmittel, besonders das Fleisch, müssen täglich anderthalb Leguas weit hergeholt werden und jede Familie ist gezwungen, immer einen eigenen Proviantneger auf der Straße zu haben. Für Kranke, die an asthmatischen Zufällen leiden, ist der Aufenthalt in Miraflores außerordentlich wohlthätig. Ich kannte einen alten Spanier, der seit mehr als zwanzig Jahren alle Abende nach diesem Dorfe hinaus ritt, um die Nacht dort zuzubringen, denn jedesmal, wenn er in Lima, wo er seine Geschäfte hatte, schlief, fühlte er die unerträglichsten Athmungsbeschwerden.

Chorillos ist ein häßliches Dorf mit unansehnlichen Ranchos (Hütten) und winkligen, schmalen Straßen. Es liegt dicht am Meere auf einem steilen, sandigen Ufer. Hier versammelt sich der größte Theil der reichern Familien Limas,

um die Sommersaison zu genießen. In der That, ein eigenthümlicher Geschmack. In der nächsten Umgebung des Dorfes ist kein Baum, nur eine brennend heiße Sandfläche, von der die Sonne mit verstärkter Gewalt zurückprallt; die Häuser bestehen aus Rohr mit Lehm beworfen und sind bloß 12—15 Fuß hoch. Nur durch fortwährenden Zugwind findet man einige Kühlung darin, muß aber zugleich auch dem unerträglichen Flugsand und Staub freien Zutritt gestatten. Ein breiter, ziemlich steiler Weg führt zum Meere hinunter an den Badeplatz, der sehr steinig ist. Eine Reihe kleiner, schlecht verwahrter Hüttchen aus Matten dienen als An- und Auskleidezimmer. Damen und Herren baden in niedlichen blauen Costümes. Die Frauen lassen sich von den sogenannten „Bañaderos" in's Wasser begleiten. Dieses sind Indianer aus dem Dorfe, die sich im Winter mit Fischfang beschäftigen, im Sommer die Badenden bedienen. Sie sind ein rohes, freches Volk.

Am Morgen wird gebadet; zwischen dem Frühstücke und Mittagessen schaukelt man sich in der Hängematte in der Sala oder im Corridor. Vor Sonnenuntergang geht man spazieren und später wird bis nach Mitternacht am grünen Tische gespielt. Also ganz ein ähnliches Leben, wie in den meisten europäischen Bädern, nur daß in diesen letztern die Hängematte durch den Stuhl im Caffehaus oder durch die Bank in der Allee ersetzt wird. Die Nächte sind in hohem Grade unangenehm. Die Luft in den Schlafzimmern ist schwüle. Flöhe, Wanzen, Mosquitos und Sancudos wetteifern, die Ruhe vom erschlafften Körper zu scheuchen.

An Sonntagen ist Chorillos sehr stark besucht, da die Männer, die während der Woche in der Stadt ihren Geschäften

nachgehen, an den Feiertagen in der Frühe hinaus reiten, um ihre Familien oder Bekannten zu besuchen und am Abende zu spielen. Der Eingang in das Dorf, da, wo man von Lima herkommt, ist von einigen hübschen Ranchos, die eine freundliche Ausnahme von der Regel machen, geziert. Sie gehören nicht, wie die übrigen, den Indianern des Dorfes, sondern reichen Privatleuten aus Lima, die sie mit Geschmack auszieren und bemalen lassen. Chorillos ist schon einigemal in Kriegszeiten bei Belagerungen von Callao als Hafen gebraucht worden. Die Schiffe finden aber nur schlechten und unsichern Ankergrund. Das Ausschiffen der Waaren ist gefährlich und ungemein schwierig, da gewöhnliche Boote, wegen der starken Brandung, nicht landen können.

Ungefähr eine halbe Legua von Chorillos, mehr in das Innere des Landes, liegt Surco, ein ärmliches, aber reizendes Dörfchen, rings von herrlichen Tropenbäumen und üppigen Gärten umgeben. Das Clima ist weniger heiß als in Lima und Chorillos; aber auch dieser schöne Ort wird selten von den Bewohnern der Hauptstadt besucht, da er keine Seebäder und keinen grünen Tisch hat.

Zwei Leguas von Lima, nach Osten, gegen das Gebirge zu, liegt das Dörfchen el Ate, in einem fruchtbaren Thale, das sich einer sehr gleichmäßigen und erfrischenden Temperatur erfreut. Es wird von vielen Lungenkranken besucht, die dort zwar keine Heilung, wohl aber Erleichterung finden.

Lurin liegt fünf Leguas südlich von der Hauptstadt und eine Viertel-Legua vom Rio de Lurin, der die „Quebrada de Huarochirin“ durchschneidet. Die Umgegend ist durch herrliche Gärten und sorgfältig bebaute Felder verschönert. Die Häuser sind im Ganzen genommen ärmlich, bieten aber einen ange-

nehmern Aufenthalt dar als die von Chorillos. Im September, am Feste „San Miguel“, des Heiligen dieses Dorfes, wird Lurin von vielen Limeños besucht, die noch die kurze Zeit der Lomas in der reizenden Umgegend genießen wollen. Der Ort ist etwa tausend Schritte vom Meere entfernt, das mit schwacher Brandung das flache Ufer bespühlt. Fast zwei englische Meilen vom Ufer entfernt liegen die oben erwähnten Felseninseln los Tarallones, Santo Domingo und Pacchacamac. Vor der Eroberung des Landes durch die Spanier war das Thal von Lurin eines der bevölkertsten der Küste von Peru, besonders als es noch unter der Alleinherrschaft des Hatun Apu Cuysmancu stand, der vom General Capac Yupanqui dem Inca Pachacutec unterworfen wurde. Damals hieß das ganze weite Thal „Pacchacamac“, weil in der Nähe des Meeres, nördlich vom Flusse, ein sehr großer Tempel dem „Schöpfer der Erde“ *) geweiht war. Der Pacchacamac war die größte Gottheit der „Yuncas“; erst nachdem dieser wilde Stamm von den Incas unterjocht war, betete er die Sonne an. Da die Incas dem Pacchacamac aus heiliger Scheu keinen Tempel bauten, so weihten sie den von Lurin der Sonne, warfen die Götzenbilder der Yuncas hinaus und bestimmten zu seinem Dienste eine Anzahl königlicher Jungfrauen. Im Jahr 1534 kam Pizarro mit seiner Horde in dieses Thal, zerstörte die Dörfer, riß den Tempel nieder und ließ durch

*) Pacchacamac: „der die Erde aus nichts hervorbringt.“ Paccha, die Erde. Camac, part. præs. von caman, etwas aus nichts schaffen, beleben. Den Incas war der Pacchacamac der „unbekannte Gott“, dessen Namen sie nur mit der tiefsten Ehrfurcht aussprachen, von dem sie sich keine bildlichen Darstellungen machten.

seine Soldaten die dienenden Jungfrauen schänden und erschlagen.

Die Ruinen dieses außerordentlichen Gebäudes gehören zu den interessantesten der Küste. Sie liegen auf einem 558 Fuß hohen Hügel, dessen Spitze ungefähr 30 Fuß hoch aus Luftziegeln aufgeführt ist. Auf dieser künstlichen Kuppe stand der Sonnentempel, welcher von hohen, amphitheaterähnlich gebauten Mauern umgeben war. Der Tempel selbst ist gegenwärtig ganz in Ruinen; man sieht nur noch einige Säle und Nischen, an deren Wänden man halb verwischte, unkenntliche, ziegelrothe und gelbe Malereien bemerkt. Am Fuße des Hügels und an seinen Seiten lagen Wohnungen, von denen nur noch die nackten, halb eingerissenen Wände übrig geblieben sind. Das Ganze war von einer 8 Fuß breiten und wahrscheinlich hohen Mauer umgeben. Ihre Höhe beträgt jetzt noch an einigen Stellen 12 Fuß, an den meisten aber nur 3—4 Fuß. Die Wuth nach Schätzen zu graben zerstört alljährlich mehr und mehr dieses Denkmal einer Vergangenheit, die wohl werth ist, daß ihre Monumente mit mehr Schonung behandelt werden.

Eilftes Kapitel.

Das Reisen an der Küste. — Ueberfahrt nach Huacho. — Landung. — Canoa. — Fischsammlung. — Einwohner. — Cura Requena. — Beerdigungen. — Sargdiebstahl. — Kirchhof. — Ungeziefer. — Huaura. — Malaria. — Luhmayo. — Quipico. — Paramanca. — Salinas. — Gritalobos. — Chancay. — Piques. — Umgegend. — Pasamayo. — Luftspiegelungen. — Piedras gordas. — Palo seco.

Nachdem ich nun ein Bild von Lima und dessen Umgebungen entworfen habe, will ich noch einige andere Punkte der peruanischen Küste berühren, ohne durch eine Beschreibung der Städte und Dörfer von Tumbes bis nach Loa in geographisch-statistische Einzelnheiten einzutreten, die für die wenigsten meiner Leser Interesse haben.

Das Reisen an der Küste von Peru ist beschwerlich, da die Wege durch Sandflächen führen, in denen man oft 20 bis 30 Meilen weit keine Spur von Vegetation sieht, keinen Tropfen Wasser findet. Man sucht daher so viel als möglich die Nacht zu benutzen, um von der brennenden Tropensonne nicht allzusehr zu leiden. Wenn aber der Mond nicht scheint, oder der Nebel die sicher weisenden Sterne verschleiert, dann verfehlt man leicht die vorgesetzte Richtung und reitet viele Stunden auf falschem Wege; wenn man beim anbrechenden

Tage seinen Irrthum erkennt und durch die verlorne Bahn zurück reiten muß, so schwinden durch die übermäßigen Strapazen die Kräfte der Pferde und versagen zur weitern Reise den Dienst. In diesem Falle ist es gewöhnlich um das Leben des Reisenden gethan, denn setzt er seinen Weg zu Fuß fort, so wird er meistens ein Opfer der Müdigkeit und des Durstes. Unzählige Lastthiere erliegen jährlich den Mühseligkeiten dieser Reisen; lange Reihen von ihren Schädeln zeigen in der Wüste die Richtung an, wo die Straße geht. Nur mit sehr guten und erprobten Pferden darf man lange Reisen durch diese Sandflächen wagen; denn in der Regel ertragen die Pferde Hunger und Durst keine 48 Stunden, ohne so matt zu werden, daß sie den Reiter kaum noch fortschleppen können, und ist dieser unvorsichtig genug, sein Thier zu rascheren Schritten anzutreiben, so erliegt es seinem Willen. Die Maulthiere, die alle Beschwerden eines angestrengten Marsches, auch bei der spärlichsten Nahrung, leichter ertragen, sind in Peru die eigentlichen „Schiffe der Wüste"; ohne sie wäre das Reisen längs eines großen Theiles der Küste unmöglich. Das Pferd folgt dem Sporne, bis es unter dem Reiter todt zusammen stürzt; nicht so das Maulthier; fühlt es sich zu müde, um weiter zu gehen, so steht es stille und weder Peitsche noch Stachel vermögen es von der Stelle zu bringen, bis es einige Zeit ausgeruht hat; dann setzt es willig den Weg fort. Der Reisende hat also immer ein Criterion, nach welchem er die Kräfte seines Thieres beurtheilen kann.

In neuester Zeit ist das Reisen längs der Küste durch die regelmäßige Dampfschifffahrt sehr erleichtert worden und jeder, dem es Zeit und Localität erlauben, zieht vor, diese rasche und sichere Gelegenheit zu benutzen. Auch die Segelschiffe sind bei

Reisen von Süden nach Norden, wegen der sehr regelmäßigen Südpassate, bequem; auf ihnen erreicht man in der Regel schneller und angenehmer sein Ziel als zu Lande, doch treten häufig in der Nähe des Landes Windstillen ein, welche die Geduld der Passagiere auf eine harte Probe stellen, und man bringt oft 10 bis 12 Tage auf einer Reise zu, die man bei frischerem Winde in eben so viel Stunden zurücklegen kann.

Während meines Aufenthaltes in Lima, im Anfange des Jahres 1841, besuchte ich den nördlich von Lima gelegenen Hafen Huacho. Ein nach Panama bestimmtes Paquetschiff hatte die Erlaubniß erhalten, in Huacho beizulegen, ohne jedoch Anker zu werfen, da es politische Gefangene, die nach Panama exportirt wurden, an Bord hatte. Wir waren fünf Passagiere, die in Huacho landen wollten; darunter der Seelsorger jenes Städtchens, der originelle „Cura Requena." Die Ueberfahrt, die gewöhnlich in 14 Stunden gemacht wird, dauerte 2½ Tag. Vor dem Hafen trafen wir ein peruanisches Kriegsboot, das gleich nach unserer Abreise von Callao abgesandt wurde, um unser Schiff zu überwachen und nöthigen Falls das Landen der Gefangenen zu verhindern. Unser Capitän legte bei und wir bestiegen ein Boot. Diese Bewegung war vom Lande aus beobachtet worden, und da seit einigen Tagen das Gerücht ging, Santa Cruz werde mit Corsaren einen Einfall machen, so glaubten die Einwohner ganz bestimmt, das fremde Schiff, das nicht Anker werfe, aber Boote aussetze, gehöre zu denselben, um so mehr, da sie sich die Anwesenheit einer Kriegsschaluppe, die schon mehrere Stunden in der Bay herumruderte, nicht erklären konnten. Es wurde Alarm geschlagen. Die Duanenbeamteten und die Strandwächter, der Hafencapitän an ihrer Spitze, und ein Theil

der Bevölkerung, liefen am Ufer zusammen, die einen mit Flinten und Pistolen, andere mit Säbeln und Stöcken bewaffnet, um den vermeintlichen Angriff zurück zu schlagen.

Die Brandung ist im Hafen von Huacho so stark, daß ein gewöhnlicher Kahn nicht landen kann und das Ausschiffen durch die schmalen Canoas der Indianer bewerkstelligt werden muß. Unser Boot näherte sich dem Ufer und wir verlangten durch Rufen und Zeichen, man möchte uns Canoas entgegen schicken; aber vergebens. Die erschrockenen Huachanos wollten ihren Feinden natürlich keine Hülfe leisten. Der Schiffscapitän, der sich mit in unserm Boote befand, erklärte, als sich eben ein frischer Landwind erhob, er dürfe nicht mehr länger warten, wir müssen ihn nach Panama begleiten. Bei dieser unangenehmen Nachricht griffen wir zu einem letzten Auswege. Der lange, hagere Pfarrer, in seinen schwarzen Talar gehüllt, mußte sich vorn in den Nachen stellen und aus Leibeskräften Friedenszeichen machen. Das wirkte. Durch sein Fernrohr erkannte der Hafencapitän die sehr marquirten Züge des Seelenhirten und bald darauf stießen mehrere Indianerboote vom Ufer, um uns abzuholen. Diese Canoas bestehen aus einem langen, schmalen, ausgehöhlten Baumstamme, an dessen Seiten zwei Balken von sehr porösem Holze (palo de balzas) festgenagelt sind. Ein Indianer sitzt vorn, ein anderer hinten mit einer kurzen hölzernen Schaufel, mit der sie bald rechts bald links in's Wasser schlagen und den Kahn vorwärts schieben. Die Passagiere kauern oder knieen in der Mitte und dürfen sich nicht rühren, da bei der leisesten, unregelmäßigen Bewegung die Canoa umschlägt. Es ist ein unheimliches Gefühl, wenn man in diesem leichten, schwankenden Stamme auf

dem Rücken einer mächtig daher brausenden Woge vorwärts gewälzt wird, oder, wenn eine schon ferne sich kräuselnde Welle heranrückt, sich gerade über dem unsichern Boote bricht und es in einem Augenblicke mit Wasser füllt. Wir landeten glücklich und belustigten uns über den großen Irrthum der tapfern Strandwächter. Es wurden uns Pferde gebracht und wir ritten nach dem Städtchen, das eine halbe Legua entfernt auf dem etwas erhabenen Ufer liegt.

Es war mein Hauptzweck, während eines Aufenthaltes von sechs Wochen, an dieser sehr fischreichen Küste meine ichthyologische Sammlung zu vermehren und die nähern und fernern Umgebungen von Huacho genau kennen zu lernen. Alle Morgen um 5 Uhr ritt ich an Strand und erwartete die von ihrem nächtlichen Fange heimkehrenden Fischer, die mir schon von Ferne aus ihren Booten seltene Meeresbewohner entgegenstreckten. Es gelang mir, ungefähr 120 Species von Fluß- und Meeresfischen in mehreren hundert Exemplaren zusammen zu bringen; aber ein Unglücksstern waltete über dieser schönen Sammlung. Ein großes Faß mit Fischen in Branntwein blieb, aus Nachläßigkeit des Hafencommissärs, mehrere Monate lang in der brennenden Sonnenhitze auf dem Muelle in Callao liegen, so daß sein Inhalt in Verwesung überging. Die Fische des zweiten, das unverzüglich nach Europa abging, langten, trotz des sorgfältigsten Verpackens, nach einer Reise von 15 Monaten in ganz unbrauchbarem Zustande an. So ging die Frucht vieler Mühe und großer Ausgaben nutzlos verloren.

Huacho ist ein großes Dorf, das seit dem Unabhängigkeitskriege das Prädicat „Stadt" erhalten hat. Es zählt über 5000 Einwohner, von denen 4/5 Indianer, die übrigen

Mestizen sind. Nur wenige Weiße haben sich hier angesiedelt. Unter diesen traf ich einen alten, lahmen Spanier „Don Simon", der zu Anfang dieses Jahrhunderts unsern berühmten Alexander von Humboldt nach den wenige Meilen südlicher gelegenen Salzlagern begleitet hatte. Er erzählte mir mit leuchtenden Augen von dem jungen, unermüdlichen Reisenden und bemerkte, wie er vor einigen Jahren das Buch, welches Humboldt über Amerika geschrieben, durchblättert habe: «pero Señor, ahi he perdido los estribos,»*) fügte er hinzu.

Die Eingebornen beschäftigen sich mit Fischfang, Ackerbau und Federviehzucht. Das meiste Geflügel, das in Lima auf den Markt kömmt, wird aus Huacho gebracht. Alle Freitage ziehen große Caravanen von Indianerinnen mit Hühnern, Enten und Truthühnern nach der Hauptstadt. Je 15—20 Stück werden zu einem Haufen an den Füßen zusammen gebunden und zwei solcher Haufen an den Sattelknopf gehängt, so daß auf jeder Seite des Pferdes einer hinunter hängt. Die Chola**) sitzt in der Mitte. Die armen Thiere müssen 2½ Tagreise kopfunten hängen; nur wenn die Caravanen ruhen, werden sie losgebunden und gefüttert. Ein Theil der Indianer arbeitet in den Salzlagern. Die Weiber beschäftigen sich mit Flechten von groben Hüten und Matten (Petates), die nach Lima gebracht werden.

Die Huachanos gehören durchaus nicht zu den gutmüthigen Indianern; sie sind tückisch, roh, rachesüchtig und geldgierig. Ihr Charakter hat sich offenbar durch die vielen Ne-

*) Aber, Herr, darin habe ich die Steigbügel verloren. D. h. ich habe es nicht verstanden.

**) Cholo. Allgemein üblicher Ausdruck für Indianer.

volutionen und Truppendurchzüge, so wie durch die geprie= sene Republik, verschlechtert. Der Pfarrer Requena entwarf mir ein scheußliches Bild von seinen «indios brutos». Frei= lich konnten die Schaafe unter einem solchen Hirten nicht fromm sein. Er war ein ächter Typus der peruanischen Pfar= rer. Die Hetzjagd war seine Hauptleidenschaft. Zu diesem Vergnügen hielt er sich ausgezeichnete Pferde und eine Menge Jagdhunde, besonders Windspiele (galgos), von denen er einige mit 150—200 Piaster bezahlte. Sein größter Schmerz war damals, als ich mit ihm in Huacho war, daß ihn eine gewisse Krankheit verhinderte Rehe zu hetzen. Auf die un= verschämteste Weise brach er das Gelübde des Cölibats. Eini= gen und zwanzig Mätressen zahlte er einen Monatsgehalt von 4—30 Piaster und hatte immer einige seiner Kinder bei sich, die ihn mit dem in Peru bei solchen Verhältnissen ge= bräuchlichen Titel «tio» (Oheim) anredeten. Sein größter Stolz war es, von seiner Freundschaft mit Lord Cochrane zu sprechen. Wenige Wochen nach seiner Ankunft in seiner Ge= meinde starb er. Er weigerte sich so lange, die Beichte ab= zulegen, bis sich die Indianer unter den fürchterlichsten Dro= hungen vor dem Pfarrhause zusammenrotteten und ihm einen Priester hinein schickten, der ihm die übeln Folgen seiner Wei= gerung vorhalten mußte. Mit dem Gedanken an den Tod, oder wie er sich ausdrückte, an eine Trennung von seinen Windhunden und Pferden, konnte er sich durchaus nicht ver= traut machen, und als seine Hände vor Todeskälte anfiengen zu erstarren, ließ er sich von seinem Neger rehlederne Hand= schuhe anziehen.

Die Geistlichen in Peru haben keinen bestimmten Ge= halt, sondern sind einzig auf die Sporteln, die ihnen die

kirchlichen Functionen eintragen, angewiesen. Für Taufen, Ehen und Messen sind bestimmte Taxen festgesetzt; nicht so für die Begräbnisse, deren Preis der Pfarrer nach den Vermögensumständen des Verstorbenen bestimmt. Die einfache Beerdigung eines Armen (entierro bajo) kostet wenigstens 8 bis 10 Piaster, die mit der unerbittlichsten Strenge von den Hinterlassenen eingetrieben werden; die eines Reichen (entierro alto) muß oft mit 200 Piaster bezahlt werden. Wenn ein Begüterter in seinem Testamente bestimmt, er verlange un entierro bajo, so annullirt doch der Pfarrer gewöhnlich diese Clausel und setzt ihn unter den kostspieligen Ceremonien bei, die aus einer gewissen Pietät von der Familie doch bezahlt werden. Dadurch kommt es, daß einige der reicheren Pfarrgemeinden, wozu auch Huacho gehört, 12000 bis 14000 Piaster jährlich einbringen. Der Pfarrer wird von seinen Collegen der naheliegenden Dörfer mit großem Pompe unentgeldlich nur gegen eine ute Mahlzeit beerdigt.

In diesem Dorfe hat ein reicher Indianer mit den Cholos das Verabkommniß getroffen, daß ihm jeder wöchentlich einen „Medio" (16 auf einen Piaster) bezahlt, wogegen er die Unkosten ihres Begräbnisses übernimmt und dabei ein großes Stück Geld gewinnt. Die Cholos haben zur Bedingung gemacht, daß sie in Särgen begraben werden, was in Peru bei den niederen Volksklassen sonst nicht gebräuchlich ist. Der Indianer erfüllt auch diese Bedingung. Sobald ein Cholo stirbt, schickt er einen Sarg in dessen Wohnung; ist er zu kurz, so wird der Leichnam gebogen und gezwängt, bis er Platz hat, und dann rite beerdigt. In der folgenden Nacht geht der Indianer mit einigen seiner vertrauten Diener

auf den Kirchhof, gräbt den Todten aus, wirft ihn in das Loch und stiehlt den Sarg und oft auch noch die Todtenkutte (mortaja), die für den nächstfolgenden Todesfall die nämlichen Dienste leisten müssen. Jeder Sarg dient dem Indianer, so lange die Bretter halten. Die Cholos brauchen also die schlimmen Folgen des lebendig begraben werden nicht sehr zu fürchten.

Der Kirchhof von Huacho bietet einen empörenden Anblick dar. Er besteht in einer von einer niedrigen Mauer umgebenen grauen Sandfläche, die mit Schädeln, Knochen, Kleidungsstücken, eingetrockneten und halbverstümmelten Leichnamen bedeckt ist. Da die Sargräuber bei der zweiten Beerdigung nur eine Schicht von lockerm Sande auf die Cadaver werfen, so werden diese von den Hunden und Füchsen ausgescharrt und aufgefressen; was sie übrig lassen, fällt den Aasgeiern und Eulen als Beute zu und die letzten Ueberreste werden in wenigen Tagen von der Sonne mumificirt. Todte, für deren Beerdigung die Hinterlassenen kein Geld auftreiben können, werden in der Nacht heimlich auf den Gottesacker getragen; am Morgen sind sie schon halb aufgefressen.

Die Umgegend von Huacho ist reich an reizenden Obstgärten und fruchtbaren Chacras. Das Clima ist gesund, wiewohl sehr heiß, durch die Nähe des Meeres und die angenehmen Seebäder jedoch erträglich; nur die ungeheure Menge von Ungeziefer macht den Aufenthalt daselbst etwas lästig. Die Flöhe vermehren sich in dem Sande auf unglaubliche Weise, besonders in der Nähe der Indianerhütten. Sowie man eine solche betritt, so ist man in einem Augenblicke mit Hunderten dieser Thierchen bedeckt. Die Wanzen

stecken in allen Lehmwänden; wo man an einer solchen kratzt, fallen sie heraus. Sie sind aber doch nicht in solcher Anzahl, wie in einigen der nördlicheren Städte, wo die Einwohner gar keine ordentlichen Betten sich halten können, sondern ihre Matrazen jede Nacht an eine andere Stelle des Zimmers legen müssen, um nur einigermaßen geschützt zu bleiben.

Am Aschermittwoche reitet fast die ganze Bevölkerung von Huacho nach dem eine Legua entfernten Flusse, um Krebse zu essen, die an jenem Tage zu Millionen gefangen werden. Guarapo und Chiche spielen bei diesem Feste eine Hauptrolle. Beim Heimreiten setzt es gewöhnlich blutige Schlägereien unter den trunkenen Indianern ab.

Die Alfalfa wird von Cholas auf Pferden nach dem Dorfe gebracht. Um auf die hochbeladenen Thiere zu kommen, fassen die Indianerinnen das Sprunggelenk des rechten Hinterbeines des Pferdes zwischen ihren großen und zweiten Zehen, steigen so auf und stellen sich auf die Croupe hinter ihre Kleeladung.

Zwei kleine Leguas von Huacho landeinwärts liegt in einem schönen Thale die kleine Stadt Huaura am Flusse gleichen Namens. Der „Rio de Huaura" entsteht durch die Vereinigung zweier Flüsse, der größere entspringt aus der Cordillera de Paria und durchfurcht die wilde Quebrada de Chuichin; der kleinere »rio chico de Sayan« nimmt seinen Ursprung aus einem ziemlich großen See in den „Altos de Hauquimarca". Beide vereinigen sich unterhalb des Dorfes Sayan. In der Nähe von Huaura bildet der Fluß mehrere Sümpfe, in denen sich Malaria entwickelt. Ich habe nur an wenigen Stellen die Malariaschicht so deutlich von der Atmosphäre abgegränzt gesehen wie hier. Sie steht

in der Regel 2 bis 2½ Fuß über dem Sumpfgrunde und bewegt sich bei stärkeren Luftströmungen langsam über die Fläche hin. Sie zeichnet sich durch ein eigenthümliches Opalisiren aus und zeigt bei gewissen Lichtbrechungen eine gelbliche Farbe. Besonders deutlich ist dies am Morgen, wenn man vom Gebirge kommend eine große Ebene mit Sümpfen überblickt, auf denen eine dichte, farbenwechselnde Decke von Malarialuft ruht. Bösartige Wechselfieber und Hautkrankheiten machen den Aufenthalt in Huaura sehr unangenehm. Das Städtchen ist deßhalb schwach bevölkert und zählt nur etwas über 2000 Einwohner. Unter Santa Cruz war hier ein Congreß versammelt, der eine Constitution verfaßte, welche aber, wie die Repräsentanten der Nation, am Wechselfieber litt.

Eine Viertellegua von Huaura liegt die große Zuckerplantage „el Ingenio". Früher gehörte sie den Jesuiten, ist aber später an eine reiche Familie von Lima übergegangen. Der Trapiche wird durch ein Wasserrad bewegt, das erste, das in Peru gebaut wurde, was der Besitzer immer mit großem Stolze erzählt.

Es ist eine der schönsten Reisen, die man in Peru machen kann, durch das herrliche Thal, welches sich hier eröffnet, 11 Leguas gegen Osten nach Sayan zu reiten. Die freundliche Gegend wird durch reiche Plantagen verschönert. Die nächste am Ingenio ist die von „Acaray", die zwar nicht sehr groß ist, aber auf das Sorgfältigste bebaut wird. Ihr folgt „Huillcahuaura", von einem prachtvollen Gebäude geziert. In der Mitte des Thales, an die südliche Hügelreihe gelehnt, liegt die ausgedehnte Zuckerplantage „Luhmayo". Zwischen diesen beiden Haciendas sah ich unter dem Dache einer Neger-

hütte eine Unze von ungeheurer Größe, die wenige Wochen früher erlegt wurde. Mehr als fünfzig Neger und Indianer versammelten sich, um dieses fürchterliche Raubthier zu tödten, was erst nach zwei Tagen vergeblicher Anstrengungen und nachdem es noch drei Neger lebensgefährlich verwundet hatte, gelang. Dieses Riesenexemplar maß, von der Schnauzenspitze bis zur Schwanzspitze, 8 Fuß 3 Zoll, wovon 2 Fuß 8 Zoll auf den Schwanz kommen.

In Luhmayo werden, trotz des vielen Rohres, die Walzen immer noch durch Ochsen gedreht, die Tag und Nacht arbeiten müssen. Ich brachte in dieser Plantage eine jener wundervollen, unvergeßlichen Tropennächte zu, in denen der rege Geist, nichts von der Müdigkeit seiner irdischen Hülle fühlend, von frischer Thatkraft beseelt, in den Träumen einer schönen Zukunft schwelgt. Lange betrachtete ich das eigenthümliche Schauspiel, das mir die Nachtarbeiten im Walzengebäude gewährten. Ein hohes Feuer, genährt mit ausgepreßtem Zuckerrohre, loderte in dem weiten Raume; ringsherum lagen Neger in tiefem Schlafe oder kauerten in munterm Gespräche beisammen, nur hin und wieder saß einer stumm in sich abgeschlossen, als brüte er über einem finstern Plane. Mit langsamem Schritte drehten sich die Ochsen vor der Walzenstange und verschwanden bald im dunkeln Hintergrunde, bald traten sie magisch beleuchtet in den Feuerkreis. Hinter ihnen schritt eine lange, schwarze Gestalt, sie von Zeit zu Zeit mit dem Stachel zu rascherem Gange anspornend. Geschäftig steckten fröhliche Kinder das strotzende Rohr zwischen die zermalmenden Walzen, während andere die saftlosen Stengel auf der entgegengesetzten Seite empfiengen und in regelmäßige Haufen schichteten. Von dieser malerischen Gruppe

ließ ich meinen Blick nach Osten schweifen, wo sich die mächtigen Cordilleras himmelan thürmen und vom blassen Scheine der schwindenden Mondessichel spärlich erleuchtet, geisterhaft meinen Gedanken Halt zu gebieten schienen. Ich folgte dieser Stimme und weilte im Geiste in jenen Regionen, wo ich wenige Wochen früher an den steilen Felsenwänden der höchsten Andenkuppen die letzten spärlichen Gaben des dort ersterbenden Lebens gesammelt hatte, und freute mich einer reichen, wenn auch mühe- und gefahrvollen Vergangenheit. Da hallte noch ein anderer Ruf in meinem Innern wieder; es war die Sehnsucht nach der Heimath, die den einsamen Reisenden immer dann am mächtigsten ergreift, wenn über die ganze Natur die tiefste Ruhe ausgebreitet ist. Träumte vielleicht jener düster vor sich hin starrende Neger auch von seinem fernen Vaterlande, von der brennenden Küste Congos?

Am folgenden Morgen zeigte mir der Plantagenarzt die ganze Einrichtung der Hacienda und erzählte mir von seinen Curen und Operationen und wie er so oft in den Fall komme, den Sclaven die Finger oder Arme zu amputiren, da sie sich absichtlich in den Maschinen die „Phalangeles" zerquetschen. Der gute Aesculap hatte sein Leben lang kein ordentliches medicinisches Werk, noch viel weniger eine lateinische Grammatik, in Händen gehabt. Bis in sein fünfzigstes Jahr war er Sclavenaufseher gewesen und avancirte dann zum Arzt. Vor wenigen Jahren waren ihm, im Zeitraum von neun Monaten, neunzig Neger an den Blattern gestorben, wodurch dem Plantagenbesitzer ein Schaden von 45,000 Piaster entstand. Das Hospital war reinlich und zweckmäßig eingerichtet, aber mit Kranken überfüllt. Die meisten lagen an Wechselfiebern oder an der darnach folgenden Wassersucht

und Rheumatismen darnieder. Eine nicht geringe Zahl in der Männerabtheilung litt an einer eigenthümlichen Hautkrankheit, bei der sich auf den Armen und an der Brust große, zusammengesetzte Pusteln bilden, die in Suppuration übergehen und nach dem Abtrocknen auf der schwarzen Haut einen weißlichen, auf der braunen ein olivengrünen, auf der weißen einen bläulichen, unverwischlichen Flecken zurück lassen. Ich habe diese Krankheit nirgends als in diesem Thale gesehen. Neger und dunkle Mischlinge sind ihr am meisten unterworfen, viel seltener die Weißen. Mein Führer sagte mir, daß in einem sumpfigen Seitenthale der Plantage einige Zuckerfelder stehen, bei deren Bearbeitung die Neger immer von dieser Krankheit oder von wechselnden Fiebern ergriffen werden.

Chambara und Quipico sind die beiden östlichsten Plantagen dieses schönen Thales. Die letztere ist eben so sehr wegen ihres vortrefflichen Zuckers als wegen der Originalität ihres frühern Besitzers Castilla bekannt. Ich ritt in den Hof, um mein Pferd umzusatteln, als ich in einem Augenblicke von mehr als fünfzig der schönsten Windhunde umgeben war und aus allen Ecken neue Schaaren herbeispringen sah. Es war ein geringer Ueberrest von Castillas Liebhaberei. Dieser leidenschaftliche Jäger hielt sich in der Regel 2—300 ausgezeichnete Windspiele, mit denen er täglich auf die Parforcejagd ritt. Eine Glocke versammelte an den bestimmten Stunden das leichtfüßige Heer zum Fressen. Im Hofe war ein Galgen aufgerichtet, an dem Trägheit oder Unfolgsamkeit unerbittlich bestraft wurden. Eines Tages, als der Besitzer von Quipico auf die Hatzjagd ritt, schloß sich ein Indianer dem Zuge an, der einen Hund, einen ganz gewöhnlichen Bastarden, mitbrachte. Dieser überholte die besten Galgos und

erreichte das Reh. Castilla kaufte ihn sogleich zu dem ungeheuern Preise von 350 Thalern. Wenige Tage später ritt er wieder mit seinen besten Windspielen und dem neugekauften Hunde auf die Hatze. Die Kuppeln wurden losgebunden und rannten in vollem Lauf davon, doch der Bastard blieb ruhig bei den Pferden stehen. Nach der Rückkunft in die Plantage wurde er zum warnenden Beispiele — am Galgen aufgeknüpft.

Nördlich von Huacho dehnt sich die „Pampa del medio mundo," eine 7 Leguas lange Sandfläche, bis zum Dorfe „Supe" aus. In kürzern Abständen folgen weiter nach Norden die Dörfer „Baranca", „Pativilca" (besser Pati Huillca) und „la Foraleza". Von da an beginnt wieder eine größere Wüste, die sich bis nach Huarmay erstreckt. Zwischen diesem Dorfe und dem Hafen „Casma" ist eine ähnliche, lange Sandfläche. So wechseln längs der ganzen Küste bis nach Tumbez, an der Gränze der Republica del Ecuador, fortwährend Wüsten und fruchtbare Thäler.

Die ganze Gegend ist außerordentlich reich an merkwürdigen Denkmälern aus der Zeit der Incas. Die wichtigsten sind: die Ueberreste des frühern Palastes des Königs Chimu Cancha in der Nähe des Hafens Huanchaco und die Ruinen von Paramanca in der Nähe der Fortaleza. Dr. Unanue (Nuevo dia del Peru 1824) glaubt, daß die letztern Gebäude zum Andenken des Friedens zwischen dem Könige Chimu Cancha und seinem Besieger dem General Capac Yupanqui erbaut wurden; und daß die eine größere, nach Osten gelegen, auf das Reich des mächtigen Inca Pachacutec, die andere kleinere, nach Westen, auf das Reich des besiegten Chimu hinweise. Diese Deutung ist, nach meiner Ansicht, durchaus

unrichtig. Abgesehen von der noch ziemlich deutlich erkennbaren Construction dieser Ruinen, die Fortificationswerken angehörten, spricht schon die Lage derselben gegen Unanue. Sollte die größere auf das Incareich deuten, so müßte sie nach Süden, die kleinere nach Norden gerichtet sein. Die einzige gangbare Straße längs der Küste führte zwischen diesen beiden befestigten Hügeln. Durch sie konnte von dieser Seite der Weg in das Reich des Chimu abgesperrt werden. Die Incas wußten, durch vielfältige Erfahrung, daß die besiegten Völker sich gewöhnlich, nach längerer oder kürzerer Zeit, wieder empörten und ihr Joch abzuschütteln suchten, und waren deßhalb immer gegen sie auf ihrer Hut. Doppelt mißtrauisch mußte Capac Yupanqui gegen einen so wilden und furchtbaren Feind sein, wie es Chimu-Cancha war, der sich nur nach dem hartnäckigsten Widerstande ergeben hatte, und es spricht alles dafür, daß jener General Paramanca*) als Festung erbaute, um die neu unterjochten Nationen im Zaume zu halten; nicht aber als Siegesdenkmäler, da diese nach allen großen Schlachten in der Hauptstadt Cozco, nie aber auf dem Schlachtfelde selbst errichtet wurden**). Die Etymologie gibt keinen Aufschluß. Einige schreiben Paramonga, andere Paramanca,

*) Der Angabe einiger alten Autoren zufolge soll Paramanca vom Könige Chimu als Gränzfestung gegen die benachbarten Nationen gebaut worden sein. Diese Ansicht hat einige Gründe für sich, denn Chimu-Cancha war schon lange, ehe er von Capac Yupanqui angegriffen wurde, mit Cuyz Mancu, König von Pachacamac, und Chuquiz Mancu, König von Runahuanac (dem jetzigen Lunahuana), in heftigem Kriege.

**) Nach Garcilaso wurde die erste Schlacht zwischen Chimu und Yupanqui im Thale von Parmancu geschlagen. Sie blieb unentschieden.

was ich für das Richtigste halte. Garcilaso de la Vega nennt das Thal Parmunca. Paramanca heißt in der Quichuasprache der „Regentopf" (para, Regen, manca, Topf) eine Bezeichnung, die eine Anspielung auf heftige, an dieser Küste sonst äußerst seltene Platzregen sein kann, die vielleicht in diesem muldenförmig ausgehöhlten Thale nach einem starken Erdbeben eintraten.

Fünf Leguas südlich von Huacho liegen die ausgedehnten Salinas, die den größten Theil von Peru und Chile mit trefflichem Salze versehen. Sie ziehen sich vom Meeresufer etwa eine halbe Legua nach Osten hin und bieten einen überraschenden Anblick dar. Man glaubt ein Gletscherfeld vor sich zu sehen, auf dem sich die Sonnenstrahlen im wundervollsten Farbenspiele brechen, aber auch mit außerordentlicher Heftigkeit zurückprallen.

Das Salz entsteht durch ein natürliches Verdämpfen des Seewassers, welches durch das poröse Gestein des Ufers durchsickert und alle Höhlungen ausfüllt. Das ganze Lager ist in regelmäßige Felder abgetheilt, die nach einer bestimmten Ordnung in viereckige Klumpen von 100 Pfd. Schwere ausgehauen werden. Nach wenigen Tagen sind die Löcher wieder mit Meerwasser angefüllt, das nach 12 bis 16, zuweilen erst nach 20 bis 24 Monaten, durch Verdunsten an der Sonne, einen die viereckigen Gruben vollständig ausfüllenden Niederschlag zurückläßt. Diese Lager sind eine unversiegbare Quelle des Reichthums und können nur durch ein heftiges Erdbeben zerstört werden. Die Regierung hat den Betrieb des Salzbrechens an einen Privatmann in Huacho verpachtet, der einen Aufseher mit den nöthigen Indianern auf dem Lager hält. In der Bucht, von der die Salinas

begränzt werden, ist ein sehr bequemer und sicherer Ankerplatz, auf dem fast immer einige Küstenfahrer liegen, die das Salz nach allen Häfen der peruanischen und chilenischen Küste ausführen. Der Aufenthalt in den Salinas ist sehr ungesund; die meisten Arbeiter leiden an Hautkrankheiten und Rheumatismen. Wasser und Lebensmittel müssen von Huacho hingebracht werden. Die Indianer aus dem Gebirge gehen deßhalb mit ihren Llamas nicht nach den Salinas, sondern nehmen bei den großen Depots in Huacho ihre Ladungen auf. Jedem Llama wird ein Klumpen von genau 100 Pfd. aufgeladen, aber nicht wie die gewöhnlichen Ladungen auf den bloßen Rücken, sondern auf eine Unterlage von grobem Wollzeug (Jerga) gelegt.

Von den Salinas führt der Weg 9 Leguas lang nach Süden durch tiefen Sand, größtentheils längs des Meeres, nach Osten von den „Lomas de Lachay" begränzt. Schaaren von Strandläufern und Flamingos fliegen fortwährend vor den Reisenden her, als wollten sie ihnen den richtigen Weg weisen. In einigen Fischerhütten („Pescadores"), 5 Leguas von den Salinas, findet man etwas Brackwasser und geröstete Fische, zuweilen auch etwas Klee, der mehrere Meilen weit hergebracht wird, für die hungerigen Pferde. Von Pescadores steigt man über steile Sandhügel, die sich 3—400 Fuß hoch erheben und mit einem Neigungswinkel von mehr als 60 Grad gegen das Meer abfallen. Der Weg führt längs der Seite dieser Hügel und wäre bei weniger lockerem Terrain äußerst gefährlich. Bei einem Fehltritte des Thieres rutscht der ganze Boden nach der Tiefe hin, aber bei gehöriger Vorsicht kann man leicht neuen Halt fassen. An einem dieser Hügel ist ein großer Stein, der in einiger Entfernung in

Farbe und Gestalt eine täuschende Aehnlichkeit mit einem schlafenden Seelöwen hat; fast senkrecht unter demselben liegt eine kleine Bucht, die von einer Menge von Seehunden bevölkert wird. In den stillen Nächten schlägt das Heulen dieser Thiere, mit dem dumpfen Toben der Brandung gemischt, schauerlich aus der Tiefe an das Ohr der Reisenden, die hoch oben vorüberziehen, und erweckt in ihnen ein schauerliches Gefühl. Die Stelle heißt „Grita lobos" (Seehundgeheul). Hat man diese Hügelreihe überschritten, so steigt man in das fruchtbare Thal des „Pasamayo" hinunter, in welchem 2 Dörfer und 18 Plantagen liegen.

Chancay ist die Hauptstadt dieses Thales und der Sitz eines Subpräfecten. Es liegt anderthalb Leguas vom Flusse und eine kleine Legua vom Meere entfernt, wo ein unbedeutender, nicht sicherer Hafen ist, der nur von kleinen Schiffen besucht werden kann. Es zählt ungefähr 1200 Einwohner, meistens Indianer und Mulaten. Ausgezeichnete Früchte und Gemüse, treffliches Fleisch und Geflügel und recht wohlschmeckende Fische finden sich hier im Ueberflusse. Die Wohnungen sind durchgehends ärmlich und nur sehr spärlich und roh möblirt. Auf den Haciendas der Umgegend, von denen einige sehr bedeutend sind, wie Torreblanco, Pasamayo, Huando, Huaco, wird sehr viel Mais gebaut, der theils ausgeführt, theils zum Mästen der Schweine, die den größten Reichthum des Thales ausmachen, gebraucht wird. In keinem Thale von Peru gibt es so viele Erdflöhe (Piques) als hier, besonders in den Hofräumen der Plantagen. Die Piques sind kleine, weiße Insecten, die im Sande leben, sich aber als Schmarozer an Menschen und Thiere, vorzüglich an Schweine, anhängen. Sie bohren sich den Menschen mei-

stens an den Füßen unter den Nägeln durch die Haut und legen da ihre Eier, wornach sich eine sehr schmerzhafte Beule bildet. Wird diese vernachläßigt, so entwickelt sich die Brut und frißt sich immer tiefer ein. Es entstehen heftige Entzündungen und Geschwüre, die zuweilen einen so bösartigen Character annehmen, daß sie die Amputation des Fußes nöthig machen. Man fühlt die Piques während des Einbohrens nicht, sondern erst nach der Entwickelung der Eier; dann ist es noch leicht, den ganzen Sack, in dem sie eingeschlossen sind, mit der Mutter herauszunehmen. Die Negerinnen haben eine große Fertigkeit darin; sie ritzen vorsichtig die Haut mit einer Stecknadel auf und ziehen den Beutel heraus. Wenn er platzt, holen sie mit der Nadel die einzelnen Eier heraus, was eine sehr kitzliche Operation ist. Ich habe sie immer viel rascher und sicherer mit der Lanzette gemacht. Das Loch, welches gewöhnlich die Größe einer Bohne hat, wird mit heißer Cigarrenasche ausgefüllt, um die etwa zurück gebliebenen Eier und Larven zu tödten. Nicht nur an den Füßen, auch am Rumpfe und im Gesichte bohren sich diese Insecten ein und man weiß oft kaum, wie und wo man zu diesen unangenehmen Gästen gekommen ist. Ich hatte auf einmal sechs Beulen mit solcher Brut am rechten Fuße und konnte mir keine andere Ursache davon angeben als das Verweilen von wenigen Minuten während des Aufsattelns im Corral einer Plantage.

Von Chancay streicht in nordöstlicher Richtung nach den Haciendas Bisquira, Andahuasi und dem schon oben erwähnten Dorfe Sayan ein trauriges Sandthal zwischen sterilen Hügelreihen der sonderbarsten Formen. Ich mußte einmal diesen 12 Leguas langen Weg in der drückendsten Sonnen-

hitze zurücklegen. Die Maulthiere konnten kaum mehr von der Stelle und an der Cuesta de los ahorcados (am Berge der Erhenkten) wollten ihre letzten Kräfte zusammenbrechen. Wir mußten absteigen und ihnen lange Rast gönnen, ehe wir weiter reiten durften. Wir legten uns unter den Bauch unserer Thiere, die einzige Stelle in dieser baumlosen Wüstenei, wo wir den nothdürftigsten Schatten fanden. Erst nach vielstündigem, höchst beschwerlichem Marsche, und nachdem wir uns in der Umgegend von Bisquira in Sümpfen verirrt hatten, langten wir nach Mitternacht in Andahuasi an. Auf diesem Wege, nur zwei Leguas von Chancay, bei der Hacienda „Chancayllo", findet man die sogenannten „Colcas", höchst merkwürdige, unterirdische Bauten aus der Zeit der Incas. Nach Ueberlieferungen sollen sie, während des Feldzuges von Capac Yupanqui gegen Chimu-Cancha, von den Yuncas gebaut worden sein, um Getraidevorräthe für das zahlreiche über 120,000 Mann zählende Heer aufzubewahren.

An dem nördlichen Ufer der Mündung des Pasamayo liegen Salinas, die aber viel unbedeutender als die von Huacho sind.

Als ich das erstemal von Huacho nach Lima reiste, wollte ich den 28 Leguas langen Weg in ununterbrochenem Ritte zurücklegen und verließ Huacho gegen 2 Uhr Nachmittags, um die größern Sandflächen während der Nacht zu durchschneiden. Ein wegekundiger Neger begleitete mich. Um Mitternacht ritten wir durch Chancay. Einige Maulthiertreiber, die vor einer Hütte lagen, riefen uns warnend zu, bei ihnen zu bleiben, da der Fluß sehr angeschwollen sei. Gegen 1 Uhr langten wir am Pasamayo an, der durch die heftigen

Regen im Gebirge aus seinem Bette getreten war, und unter fürchterlichem Gebrause einher donnerte. Mehrere Reisende lagerten am Ufer, um den Morgen und vielleicht das Sinken des Wassers abzuwarten. Chimbadores*) waren keine zu finden. Mein Neger, der die reißende, mehr als hundert Ellen breite Wasserfläche überblickte, zuckte die Achseln und meinte: ein so hoher Wasserstand sei noch nie gesehen worden. Die übrigen Reisenden stimmten ihm bei und hielten das Durchreiten für unmöglich. Wir hatten aber keine Zeit zu verlieren, und ich entschloß mich, auf mein hohes, in ähnlichen Fällen oft erprobtes Küstenpferd vertrauend, den Versuch zu wagen. Ich ritt vorsichtig in den Fluß, der bei jedem Schritte tiefer und reißender wurde. Bald ergriff der Strom mit voller Gewalt das Pferd. Der Grund fehlte unter seinen Füßen; aber mit aller Kraftanstrengung suchte es gegen die immer steigende Macht des Wassers anzukämpfen. Leichtes Gewölke umschleierte den Mond und entzog mir in dem wichtigsten Augenblicke die Baumgruppe, die ich am entgegengesetzten Ufer als Ausgangspunkt in's Auge gefaßt hatte. Hülflos wurden wir vom Strome fortgerissen und gegen einen Felsen mitten im Flusse geschleudert; ich hörte nur noch vom Strande das verhallende Angstgeschrei meiner Gefährten, als die Wellen über mir zusammen schlugen. Krampfhaft hatte ich die Zügel gefaßt und warf das Pferd herum, das nun wieder auf festem Grunde stand, setzte ihm die Spornen und muthig stürzte sich das treue Roß noch einmal in die Fluth und schwamm mit unglaublicher Kraft an das Ufer zurück.

---

*) Auch Vadeadores genannt, sind Indianer, welche die Furten genau kennen und die Reisenden durch die Flüsse begleiten.

Ich ritt mit meinem Neger am Strande entlang, um eine günstigere Stelle aufzusuchen. Nach mehreren vergeblichen Versuchen gelang es uns endlich, und wir durchschritten glücklich den Fluß. Die übrigen drei Reisenden wagten nicht zu folgen; riefen uns aber zu, sie nicht im Stiche zu lassen. Ich schickte daher den Neger auf meinem Pferde zurück, der jeden Einzelnen herüber geleiten mußte. So legte das treffliche Thier den gefährlichen Weg siebenmal zurück, ohne einen Fehltritt zu thun, und hielt unermüdlich bis zu unserer Ankunft in Lima, am folgenden Vormittag um 12 Uhr, aus.

Von Pasamayo führt der Weg 2 Leguas, ziemlich eben, meistens zwischen Plantagen, von da an aber 4 Leguas über steile Sandhügel. Sie sind für Roß und Reiter sehr beschwerlich, besonders da, wo sie sich gegen die Ebenen neigen, denn bei jedem Schritte sinken die Pferde bis über die Kniee in den Sand, aus dem sie sich nur mühsam herausarbeiten, um gleich wieder einzusinken. In dieser Gegend sah ich außerordentlich starke Luftspiegelungen, die uns alle mit heimlichem Grausen erfüllten, denn riesengroß sahen wir uns über unserm Kopfe davon reiten. Sechs Leguas von Chancay liegen ein paar erbärmliche Hütten, der „Tambo", in denen die Reisenden einige Erfrischungen finden. Von da an führt die Straße über ein steiniges Terrain, das theilweise mit großen Felsblöcken «piedras gordas» bedeckt ist, nach der von Sümpfen umgebenen Plantage „Copacahuana", und von hier zwei Leguas weiter nach dem Flusse „Chillon", der, wie der Pasamayo, gewöhnlich leicht zu passiren ist, bei heftigen Gebirgsregen aber fürchterlich anschwellt. Bald hinter dem Flusse vereinigt sich der Weg von der nördlichen Küste (Camino de Valles) mit dem aus dem Cerro de Pasco. Ungefähr eine Legua von der

Hauptstadt ist eine Stelle, «palo seco» genannt, die wie «piedras gordas» wegen der Straßenräuber sehr berüchtigt ist. Die unerhörtesten Grausamkeiten werden hier von diesem Gesindel begangen. Jeder Reisende schätzt sich daher glücklich, wenn er an diesen beiden gefährlichen Stellen unangefochten vorüber geritten ist.

Zwölftes Kapitel.

Küste südlich von Lima. — Chilca. — Strohflechten. — Janyos. — Pisco. — Hafen. — Weg nach Yca. — Huilla Curin. — Verirrte. — Yca. — Weinreben. — Branntwein. — Wein. — Botijas. — Odres. — Thierquälerei. — Carnevalsfeier. — Stärke eines Negers. — Meerschweinchen. — Salamanqueja. — Baumwollenplantagen. — Quebrada de Huaitara. — Huanu.

Das Bild der nördlichen Küste wiederholt sich längs des stillen Oceans auch südlich von Lima. Fruchtbare Thäler, mit Dörfern und Plantagen geziert, wechselnd mit ausgedehnten Sandwüsten; Hafenstädtchen, da wo die Natur oder der Handel irgend einen Vortheil bieten; fast unerträgliche Hitze und feuchte Nebel in regelmäßigem Wechselverhältnisse; Menschenmangel und Denkmäler einer großen und reichen Vergangenheit.

Wenn man von Lima über Lurin nach Süden reist, so gelangt man zuerst nach „Chilca“, einem jener traurigen Wüstendörfer, die alles erfrischenden Lebens entbehren. Es bleibt räthselhaft, wie der Mensch eine Gegend zu seinem Wohnsitze auswählen kann, in der ihm die Natur alles versagt, außer einem dürren Sandboden, auf dem er seine ärmliche

Hütte erbaut, der ihm aber keine Nahrung, nicht einmal einen Trunk reinen Wassers darbietet, während in der Entfernung von wenigen Meilen üppige Thäler im Ueberflusse freiwillig hervorbringen, was er in seiner Heimath mit dem angestrengtesten Fleiße der stiefmütterlichen Erde nie abzugewinnen vermag. Die Hoffnung auf Gewinn, sei es durch Handelsinteressen oder Bergwerke, bevölkert oft öde Gegenden und es erheben sich auf ausgedorrten Steppen oder an wüsten Küsten volkreiche Dörfer; aber bei Chilca fehlen solche Interessen durchaus. Vielleicht waren sie in früheren Zeiten vorhanden, denn die zahlreichen Ruinen, welche das Dorf umgeben, deuten auf eine größere Bevölkerung unter der Regierung der Incas und die Macht der Gewohnheit, die Anhänglichkeit an den Boden, auf dem die Väter glücklich waren, fesselt die Indianer an diese undankbare Scholle. In wenigen Dörfern haben die Indianer mehr als 300 Jahre so sorgfältig jede Vermischung mit Leuten, die nicht ihres Stammes sind, vermieden wie die von Chilca. Sie beschäftigen sich meistens mit Flechten von Strohhüten und außerordentlich feinen Cigarrentaschen. Sie besitzen eine seltene Geschicklichkeit, auf diesen letzteren aus buntem oder weißem Strohe zierliche Figuren zu bilden, Namen und sogar Gedichte in durchbrochener Arbeit einzuflechten. Es gibt solche Cigarrentaschen, die mit hundert und noch mehr Piastern bezahlt werden. Die Fischerei ist eine weniger ergiebige Beschäftigung der Chilqueños, da sie wegen der Entfernung nur gewisse Fische nach dem Markte von Lima bringen können. In der Nähe des Dorfes gewinnen sie ein röthliches, bitteres Salz, das nach dem Gebirge ausgeführt wird, aber einen viel geringeren Werth hat als das von Huacho.

Fünf Leguas südlich von Chilca liegt am Flusse gleichen Namens das Dorf „Cañete“, der Sitz eines Subpräfecten. Von hier aus lehnt sich nach Osten an die Cordilleras die sehr interessante Provinz Yauyos. Ihre Bewohner zeichnen sich sowohl durch ihre Gesichtsbildung als durch ihre Sitten und Sprache von den Küsten- und den Gebirgsindianern aus. Sie sind klein, mit offener Stirn, großen, lebhaften Augen, stark hervorstehenden Backenknochen, weit gespaltenem Munde, schmächtigen Gliedmaßen und von schwarzbrauner Hautfarbe. In ihrer Sprache, der Cauqui, sind eine Menge der Quichua fremde Wurzelwörter enthalten. Sie wurde nach der Unterjochung dieser Nation durch die Incas von der letzteren fast ganz verdrängt und so vermischt, daß man nur schwer ihre ursprüngliche Form herausfinden kann. Auch von der Chinchaysuyosprache scheint sie sehr verschieden zu sein.

Zwischen Cañete und Pisco liegen einige sehr bedeutende Zuckerplantagen und mehrere Dörfer, von denen Lunahuana, Chincha alta y baja wegen ihrer großen Fruchtbarkeit berühmt sind. Zwischen Chincha und Pisco fließen in der Entfernung von fünf Leguas zwei Flüsse in paralleler Richtung, denen die Thäler, die sie bewässern, ihre üppige Vegetation verdanken. Sie können ihrer Breite wegen nur mit Hülfe der Chimbadores passirt werden und verschlingen alljährlich eine Menge unvorsichtiger Reisender. An dem linken Ufer des südlichen Flusses liegt die kleine Stadt Pisco, von der eine halbe Legua entfernt ein sicherer Hafen mit gutem Ankergrunde ist. Durch die Ausfuhr von Branntwein hat er einige Bedeutung erlangt, die in neuester Zeit durch die nahegelegenen Huanuinseln noch mehr gehoben wurde. Am Ufer stehen das Zollhaus mit der Hafencapitanie und die sehr bedeutenden Ge-

bäude, die Don Domingo Elias für seine Branntweinniederlage aufführen ließ. Das Städtchen Pisco hat theils durch Plünderung von europäischen Piraten, theils durch Erdbeben, und in neuerer Zeit durch den Unabhängigkeitskrieg sehr viel gelitten. Mehrmals wurde es ganz zerstört und an verschiedenen Stellen wieder neu aufgebaut. In den letzten Jahren ist viel für die Verschönerung Piscos gethan worden. Ein breiter Graben, der um die Stadt geführt und dadurch die näheren Umgebungen trocken gelegt wurden, hat wesentlich beigetragen, das Clima gesunder zu machen. Pisco ist eigentlich nur der Schlüssel zu der 14 Leguas davon entfernten großen Binnenstadt Yca. Ich besuchte sie im Februar 1842. Auf dem Dampfschiffe fuhr ich in 18 Stunden von Callao nach Pisco, wo ich mir einen Führer mit Pferden miethete. Ein Catalan, der unzähligemal den Weg nach Yca zurückgelegt hatte, erbot sich mir zum Begleiter. Nachmittags um 3 Uhr ritten wir von Pisco ab. Anfangs führt der Weg über einen harten Boden, bald aber durch tiefen Sand, der bis in die Nähe von Yca anhält; meistens ist er eben, nur an wenigen Stellen zieht er sich über beschwerliche Hügel. Ich war trotz der Hitze, die im Monat Februar an der Küste fast unerträglich ist, dicht in meinen wollenen Poncho eingehüllt, da mich die Erfahrung gelehrt hatte, daß man auf Reisen in den heißesten Gegenden den schädlichen Einflüssen des Temperaturwechsels bei einbrechender Nacht und den daraus leicht entstehenden Fiebern in warmer Kleidung viel weniger ausgesetzt ist. Der Catalan, der in bloßen Hemdärmeln in Schweiß gebadet neben mir ritt, konnte es nicht begreifen, und als ich ihm bemerkte, daß ich 11 Tage früher in den nämlichen Kleidern auf den Cordilleras die Nächte im Schnee zugebracht habe, schüttelte er ungläubig den Kopf.

Als es zur Oracion läutete, ritten wir an der Plantage Huilla-Curin, die von einem reizenden Palmwäldchen umgeben ist, vorbei, hielten einen Augenblick an, um eine Menge der schönsten Feigen zu pflücken, und setzten gleich unsern Weg fort. Gegen Mitternacht senkte sich ein dichter Nebel auf die Ebene und entzog unserm Blicke das Kreuz des Südens, welches wir bisher als unsern Wegweiser genommen hatten. Wir ritten noch etwa eine Stunde fort. Der Catalan stieg häufig ab und beroch den Sand, um zu wissen, ob wir auf der rechten Straße seien. Dies ist ein sehr gebräuchliches Mittel, denn in Wüsten, durch die häufig Caravanen ziehen, geben die mit Sand vermischten Excremente der Lastthiere sichern Aufschluß über die Richtung des Weges. Bei einem dieser Versuche stieg ich ebenfalls ab, um den Sattelgurt fester zu schnallen und mein Geruchsorgan zu prüfen. Unterdessen hatten sich die Pferde, was ich erst später bemerkte, zufälligerweise etwas gedreht. Nachdem wir noch über ¾ Stunden unsern Weg fortgesetzt hatten, kamen wir zu einigen Felsen, die meinem Führer, in dessen Kenntnisse ich unbedingtes Vertrauen setzte, unbekannt waren; nun hatten wir die Ueberzeugung, daß wir von der rechten Straße abgekommen waren. Ich steckte eine Cigarre an und sah beim schwachen Schimmer des Feuers auf meinem Taschencompasse, daß wir statt in südöstlicher Richtung gerade nach Westen ritten. Da keine Hoffnung vorhanden war, daß sich der Nebel vor Tagesanbruch hebe, so stiegen wir ab, gruben uns bis an Hals in den warmen Sand ein und erwarteten den Morgen. — Unzählige Reisende haben sich hier schon verirrt und sind dem Durste erlegen. An dieser Küste war es, wo ein Schiff, das 320 Dragoner unter dem Commando des Obersten Lavalle an Bord hatte, im Jahr 1823 strandete.

Die Soldaten retteten sich an das Land. Nur 36 Stunden waren sie durch diese fürchterlich öde Sandwüste geirrt, als sie von einem Cavallerieregimente gefunden wurden, das von Pisco, wo sich die Nachricht des Schiffbruches schnell verbreitet hatte, mit Lebensmitteln und Wasser abgesandt worden war, um die Verlornen aufzusuchen; aber schon hatten 116 der Unglücklichen, von Müdigkeit und Durst aufgerieben, den Geist aufgegeben; mehr als 50 starben in den folgenden Tagen aus Erschöpfung. Man glaubt allgemein, ein gesunder Mensch könne 4 bis 5 Tage ohne Speise und Trank aushalten. Im gemäßigten Clima von Europa und bei körperlicher Ruhe mag dies der Fall sein, aber gewiß nicht in den brennendheißen Wüsten von Peru, wo eine Entbehrung der Nahrung während 48 Stunden, verbunden mit dem Herumirren im tiefen Sande, einen gewissen Tod zur Folge hat. Der heftige Durst ist die gräßlichste aller Qualen, besonders wenn der Körper von einem Medium umgeben ist, das selbst das Gepräge der größten Trockenheit trägt. Auf dem Meere kann er gewiß zehnmal länger ausgehalten werden, als in einer Sandfläche.

Als der Morgen im Osten graute, machten wir uns wieder auf den Weg und ritten nach dem Compas in der Richtung O. S. O. Nach einigen Stunden kamen wir unter spitzem Winkel auf den gewöhnlichen Weg und langten im Laufe des Vormittags in Ica an.

Auf der Rückreise richtete ich mich so ein, daß ich die Nacht in Huilla-Curin zubrachte, wo die Pferde mit Reisern und Blättern von Mulle (Schinus molle) gefüttert wurden.

Ica ist eine ziemlich große, sehr freundlich gelegene Stadt und, wie die meisten größeren Küstenstädte, mit Einwohnern von allen Farben, besonders vielen Mischlingen,

bevölkert. Sie ist der Sitz eines Subpräfecten und vieler sehr reicher Plantagenbesitzer. In den Haciendas der Umgegend werden fast ausschließlich Weinreben gezogen, deren Cultur der große Reichthum dieser Provinz ist. Es ist auffallend, mit welcher Leichtigkeit die Rebe in dem scheinbar so unfruchtbaren Terrain gedeiht. Die Schößlinge werden etwa einen halben Fuß tief in den Sand gesteckt, aufgebunden und dann ihrem Schicksale überlassen; rasch schlagen sie Wurzel und treiben Blätter. Während die ganze Fläche das Gepräge der Wüste trägt, sind die Weingärten mit dem angenehmsten Grün bekleidet. Die Trauben sind von ausgezeichneter Qualität, sehr saftig und süß. Aus dem größten Theile wird Branntwein gebrannt, der, wie begreiflich, sehr schmackhaft und gut ist. Ganz Peru und ein großer Theil von Chile werden mit diesem Getränke aus dem Thale von Ica versehen. Der gewöhnliche Branntwein heißt „Aguardiente de Pisco", weil er in Pisco verschifft wird. Eine feinere, viel theurere Qualität wird aus Muscatellertrauben gebrannt und heißt „Aguardiente de Italia". Sie zeichnet sich durch ein eigenthümliches, sehr feines Bouquet aus. Wein wird nur wenig gekeltert. In einigen Plantagen bereitet man eine dicke, dunkelbraune, sehr süße Sorte, die den Peruanern sehr mundet, einem europäischen Gaumen aber durchaus nicht behagt. Nur ein einziger Plantagenbesitzer, Don Domingo Elias*), der

*) Elias ist nicht blos als Oeconom ausgezeichnet, er hat auch als Staatsmann, als er während der Revolutionen von 1843 und 1844 aufgefordert wurde, sich an die Spitze der Regierung zu stellen, mit vorzüglicher Klugheit und Mäßigung die schwierigen Pflichten erfüllt. Sowohl er als seine Gattin sind ein Muster der uneigennützigsten und zuvorkommendsten Gastfreundschaft und viele

reichste, unternehmendste und auch der umsichtigste Hacendado an der ganzen Küste, bereitet Weine nach europäischer Art. Sie gleichen sehr den Weinen von Madera und Teneriffa, nur sind sie feuriger und haben einen bedeutenderen Alcoholgehalt. Proben davon, die nach Europa gesandt wurden, haben bei Kennern einen ungetheilten Beifall gefunden. Durch eine lange Seereise verbessert sich ihr Geschmack bedeutend.

Der Branntwein, den man zur See ausführt, wird in große thönerne Gefäße „Botijas" gefüllt, die mit Erdpech ausgegossen sind. Sie haben eine eigenthümliche, fast birnförmige Gestalt. Ihre Basis ist nach oben gerichtet und hat eine enge Oeffnung, die nach Füllung des Gefäßes mit Gyps hermetisch verschlossen wird. Die großen gefüllten Botijas wiegen 6 bis 7 Arobas (150 bis 175 Pfd.). Zwei machen eine Maulthierladung aus. Auf die Packsättel (Aparejos) werden zwei Körbe gebunden, in die man die Botijas, mit der Spitze nach unten gerichtet, stellt. Früher bediente man sich zum Transporte nach dem Gebirge ebenfalls dieser Botijas, aber auf den gefährlichen, schlüpfrigen Wegen, auf denen die Thiere oft stürzten, wurden viele zerschlagen. Noch mehr wurden an den Quellen der Küste zertrümmert, denn die Thiere, die lange durch die Wüste gezogen waren und plötzlich Wasser witterten, eilten in vollem Laufe nach den Brunnen hin. Da aber an den Quellen oft nur für 5 bis 6 Maulthiere Raum ist und sich deren 70 bis 80 hindrängten, so wurde, trotz aller Vorsicht der Arrieros, ein großer Theil

Fremde werden sich, wie ich, mit Vergnügen der von Don Domingo Elias genossenen Freundschaft erinnern.

der Botijas zerschlagen. Der jährliche Verlust an Branntwein war außerordentlich. Diesem Uebelstande abzuhelfen, fingen die Hacendados an, Schläuche aus Bockfellen zu machen, die jetzt für den Gebirgstransport allgemein eingeführt sind. Die Art, wie die meisten Böcke in den Haciendas abgebalgt werden, ist die scheußlichste Thierquälerei, die ich kenne. Ein Neger hängt den lebenden Bock an den Hörnern auf, macht ihm einen Kreisschnitt um den Hals, der aber nur bis auf das Fleisch geht und zieht nun dem zappelnden Thiere, das die gräßlichsten Schmerzenslaute ausstößt, das Fell vom Körper und tödtet es erst, wenn die Haut ganz herunter ist. Die Neger behaupten, auf diese Weise trenne sich das Fell leichter vom Fleische und die Odres werden dauerhafter. Hoffentlich werden menschlich gesinnte Plantagenbesitzer diesen grausamen und unsinnigen Gebrauch vollständig abschaffen.

In Ica wohnte ich der Carnevalsfeier der Neger bei, die ich kurz beschreiben will. In verschiedenen Straßen werden große Bogen, hübsch mit Bändern verziert, aufgerichtet. Negerinnen und Zambas tanzen darum, während es die Aufgabe der Männer ist, in voller Carrière unter diesen Bogen durchzureiten, ohne sich anhalten zu lassen. In einer Entfernung von hundert Schritten nehmen sie ihren Anlauf und jagen gegen das Ziel, wo die Weiber ihrer warten, den Pferden in die Zügel fallen und den Reiter aus dem Sattel reißen, der dann eine Geldstrafe erlegen muß und noch obendrein verhöhnt wird. Man weiß oft kaum, ob man mehr die Schnelligkeit der Pferde, die Gewandtheit der Reiter, oder die Kühnheit der Negerinnen, die sich so rücksichtslos den daher stürzenden Pferden entgegen werfen, bewundern soll. Während des Ansprengens werden die Reiter mit unreifen

Apfelsinen und Citronen begrüßt, die, von der Faust einer handfesten Zamba geschleudert, nicht wenig schmerzen mögen. Ich sah, wie ein Neger während mehr als einer Stunde durch die Schnelligkeit seines Pferdes den gierigen Händen der Weiber entschlüpfte. Er legte dabei eine Probe von ungewöhnlicher Körperstärke ab. In dem Augenblicke, als er unter dem Bogen durchsprengte, bog er sich mit dem Oberkörper auf den Hals des Pferdes, ergriff mit jedem Arme eine Negerin und riß sie zu sich in den Sattel hinauf.

Am Abende wird aus dem gewonnenen Gelde ein tumultuarisches Saufgelage abgehalten, bei dem die Samaqueca in aller ihrer Zügellosigkeit getanzt wird.

Das Clima von Ica ist heiß und nicht besonders gesund, da durch heftige Regengüsse im Gebirge der Fluß stark anschwillt, aus seinen niedern Ufern tritt und Sümpfe bildet, in denen sich Malaria entwickelt. Weniger ungesund sind die meisten umliegenden Plantagen.

Vor der Stadt trifft man in allen Gebüschen eine Art Meerschweinchen (Cavia Cuttleri King) in außerordentlicher Menge. Nach Sonnenaufgang und gegen Abend verlassen sie ihre Schlupfwinkel und spielen im Grase. Sie sind durchaus nicht scheu und man kann sich ihnen auf wenige Schritte nähern. Die Eingebornen nennen sie »Cui del Monte« und glauben, daß sie die Stammeltern der zahmen Meerschweinchen seien, eine Ansicht, die durchaus irrig ist.

An der ganzen Küste von Peru kommt ein kleines eidechsenartiges Thierchen vor, das von den Eingebornen sehr gefürchtet wird. Sie nennen es „Salamanqueja". Es lebt in Steinritzen, auf Mauern und kriecht zuweilen an den Lehmwänden der Häuser. Sein Biß wird für tödtlich gehalten.

Nach der Beschreibung vermuthete ich, es sei ein Gecko und gab nach allen Seiten Aufträge, mir ein solches Thierchen zu verschaffen. Endlich brachte mir ein Indianer ein ganz zermalmtes Exemplar und ich fand, daß ich deren schon mehrere in meiner Sammlung hatte. Es war in der That ein Gecko. Nun sammelte ich mehrere, die ich zum größten Erstaunen der furchtsamen Einwohner lebend in den Händen hielt. Die Salamanquejas gehören zwei sehr nahe verwandten Gattungen an (Diplodactylus lepidopygus Tsch. und Discodactylus phacophorus Tsch.), die sich dadurch auszeichnen, daß sie an der innern Seite des Oberschenkels eine Oeffnung haben, die der Ausführungsgang von Drüsen ist, welche einen sehr ätzenden Saft absondern. Die Thierchen beißen durchaus nicht, aber es ist möglich, daß jene Flüssigkeit in Berührung mit einer frischen Wunde bedenkliche Zufälle hervorbringen kann.

Im Süden von Ica sind einige sehr bedeutende Baumwollen-Plantagen, von denen die größten Elias angehören. Er ließ vor einigen Jahren eine sehr vollkommene Maschine zum Entkörnen der Baumwolle dorthin bringen. Da die großen Stücke auf Wagen durch den tiefen Sand geschleppt werden mußten, so kam der Transport derselben sehr hoch zu stehen. Einige und dreißig Zugochsen gingen aus Erschöpfung zu Grunde, obgleich sie sehr geschont wurden und eine Anzahl von Eseln und Maulthieren mit Wasser und Klee beladen den Transport begleiteten. Die Baumwolle wird im Hafen San Nicolas eingeschifft. Nach Aussage mehrerer Schiffscapitäne ist dort die schönste und sicherste Bai der ganzen Westküste von Südamerika.

Nach Osten von Ica erstreckt sich die Quebrada von Huaitara, durch welche die Hauptverbindung zwischen diesem Theile der Küste und den reichen Gebirgsprovinzen Jauja und Huancavelica und von da nach Ayacucho und Cosco führt.

Pisco und Chincha gegenüber liegen kleine Inseln, von denen die größte, sechs englische Meilen vom erstern Hafen entfernt, „Sangallan" heißt. Diese Gruppe hat in neuerer Zeit durch den Vogeldünger (Huanu), der von dort ausgeführt wird, einige Berühmtheit erlangt.

Der Huanu*) bildet auf diesen Inseln durchgehends 35 bis 40 Fuß mächtige Schichten. Die obersten Lagen sind graubraun; je tiefer man gräbt, desto intensiver wird ihre Färbung und ist in den tiefsten Schichten fast ganz rostroth, wie durch Eisenoxyd gefärbt. Auch die Dichtigkeit nimmt progressiv von oben nach unten zu, was aus der allmähligen Ueberlagerung und dem Verdunsten der wässerigen Theile erklärlich ist. In den tiefsten Lagen finden sich zuweilen große Massen von Salmiak. Zerdrückte Eier, die abgeplattet sind

*) Mit dem Worte „Huanu", das der Quichuasprache angehört, wird der Mist der „Thiere" bezeichnet, z. B. „Huanucuhuanu" Excremente vom Huanacu. In dem Sinne, wie das Wort jetzt allgemein gebraucht wird, ist es eine Abkürzung von „pishu huanu", Vogelmist. Die Spanier haben die Endsilbe „nu", wie in den meisten so endenden, von ihnen adoptirten Quichuawörtern in „no" umgewandelt. Die in Europa und auch im spanischen Amerika gebräuchliche Schreibart „Guano" ist durchaus falsch, denn der Quichuasprache fehlt neben mehreren andern Consonanten auch das G. Das H im Anfange der Worte wird stark aspirirt, worin der Grund der falschen Orthographie der Spanier liegt, welche die Sprache der Autochthonen von Peru auf das Jämmerlichste entstellt haben.

und in ihrer Mitte eine schwärzliche Masse (der veränderte Dotter?), die von Huano umgeben ist, enthalten, und wohl conservirte Vogelfedern sind auf den Inseln von Pisco aus einer Tiefe von 31 Fuß unter der Oberfläche ausgegraben worden.

Fast auf allen Inseln und auf den meisten unbewohnten Vorgebirgen der ganzen Westküste von Südamerika, besonders des intertropischen, wird der Huanu gefunden. Auf der Insel vor Iquique, die ungefähr 220000 □Fuß mißt und von einer 30 Fuß mächtigen Huanuschicht bedeckt war, wurde diese in 27 Jahren abgetragen. Viele kleinere Inseln sind schon rein ausgeplündert worden, besonders diejenigen, die den sogenannten „Huanu blanco" liefern. Im „Cerro del Pabellon de Pica", welcher ein hohes Vorgebirge südlich vom Hafen von Mollendo bildet, soll auf der Westseite ein 1/4 Legua langes und an 700 Fuß hohes Huanulager sein*). Ich habe diesen Punct nicht besucht, glaube aber, daß eine Irrung in der Angabe statt findet und daß die Schicht nicht 700 Fuß mächtig ist, sondern sich 700 Fuß an dem untern steilen Winkel gegen das Meer abfallenden Berge erhebt; die Schicht selbst kann dabei nur wenige Fuß dick sein. Ueberhaupt habe ich gefunden, daß die Mächtigkeit der Huanulager im Allgemeinen viel zu groß angegeben wird.

Man hat mir mehrmals versichert, daß im Innern des Landes in ziemlicher Entfernung vom Meere bedeutende Schichten von Huanu, mehrere Fuß hoch von Dammerde bedeckt, gefunden wurden. Ich habe sie nie gesehen und setze auch

*) *Rivero* (Don Mariano Eduardo de) memoria sobre el Guano de pajaros y su uso en el Peru. Lima 1837. p. 7.

bedeutende Zweifel in die Richtigkeit dieser Angaben. Sollten sie sich wirklich als wahr erweisen, so können diese Binnen-Schichten nur auf Hügeln vorkommen. Sie würden einen der sichersten Beweise für eine sehr bedeutende Hebung der Küste abgeben.

Der Huanu bildet sich aus den Excrementen verschiedener Seevögel, vorzüglich von Möven, Tölpeln, Tauchern und Scheerenschnäbeln. Die Species, die ich mit Bestimmtheit angeben kann, sind folgende: Larus modestus Tsch., Rhinchops nigra Lin., Plotus Anhinga Lin., Pelecanus thayus Mol., Phalacrocorax Gaimardii und albigula Tsch., (Pelecanus Gaimardii Less. und Carbo albigula Brandt), und vorzüglich die Sula variegata Tsch.

Wenn man die ungeheure Anzahl dieser Vögel, deren Züge sich gleich Wolken längs der Küste bewegen, bedenkt, wenn man ferner die außerordentliche Gefräßigkeit dieser Thiere und die Leichtigkeit, mit der sie sich ihre Nahrung verschaffen, berücksichtigt, so wird man sich nicht über die Mächtigkeit oer Excrementenschichten wundern, die das Ergebniß von einer ununterbrochenen Anhäufung während mehrerer tausend Jahre sind. Ich hielt einige Tage lang eine lebende Sula variegata, die ich reichlich mit Fischen fütterte. Ich sammelte ihre Excremente sorgfältig und fand, daß ihr Gewicht täglich 3½ bis 5 Unzen betrug. Ich bin überzeugt, daß es im Zustande der Freiheit des Vogels viel bedeutender ist, denn diese Vögel stürzen sich fortwährend in das Meer, um Fischchen, die in erstaunlichen Massen um alle Inseln vorkommen, zu verschlingen. Wenn eine Insel von Millionen von Seevögeln bewohnt wird und auch ⅔ des Gewichtes ihrer Excremente durch Verflüchtigung verloren geht, so bleibt

doch jährlich eine nicht unbedeutende, feste Lage davon zurück.

Alle Seevögel nisten auf unbewohnten Inseln oder auf Felsen am Ufer; die Nacht und die Ruhezeit am Tage bringen sie ebenfalls dort zu, nie aber am flachen Strande oder von demselben entfernt im Innern des Landes. Hierin liegt der Grund meiner obigen Behauptung, daß Huanulager im Innern des Landes, die durch bedeutende Küstenhebung vom Ufer entfernt wurden, nur auf Hügeln vorkommen können.

Während der ersten Jahre sind die Excrementenschichten weiß und liefern den Huanu blanco, der viel geschätzter ist und theurer bezahlt wird, als der gelbe oder braune. Nach Angabe der Hacendados ist er von allen der wirksamste. Er wird auf der Punta de Hormillos, den Inseln von Islay und Jesus, der Insel Margarita u. a. m. gefunden.

Sowie man anfängt, eine Huanuinsel auszubeuten, wird sie von den Vögeln verlassen; auch hat man die Bemerkung gemacht, daß diese sich seit der Vermehrung des Handels und der Schifffahrt von den Inseln in der Nähe der Hafen zurückziehen.

In neuester Zeit ist sehr viel über den Nutzen und den Gebrauch des Huanu geschrieben worden, aber doch ist die Art, wie er in Peru zum Düngen gebraucht wird, in Europa noch ziemlich unbekannt. Die Peruaner benutzen ihn vorzüglich für die Mais- und Kartoffelfelder. Wenige Wochen, nachdem die Saamen angefangen haben emporzukeimen, wird neben jeden Wurzelstock ein kleines Loch gemacht, in dasselbe eine tüchtige Prise Huanu gelegt und dann mit Erde zugedeckt. Höchstens 12 bis 15 Stunden später wird das ganze Feld unter Wasser gesetzt und einige Stunden so gelassen. Vom weißen Huanu wird eine kleinere Quantität genommen und das Feld schnel-

ler und länger bewässert, weil er sonst die Wurzeln zerstören würde.

Die Wirkung dieses Düngers ist unglaublich rasch; schon nach wenigen Tagen erreichen die Pflanzen das Doppelte ihrer früheren Höhe. Wird das Düngen später noch einmal wiederholt, aber nur mit geringer Quantität, so können die Hacendados einer Ernte versichert sein, die wenigstens um das Dreifache diejenige übertrifft, die auf einem nicht gedüngten Acker gewonnen wird. Man rechnet im Durchschnitte auf ein Stück Land von mittlerer Qualität von 14000 Quadratfuß für das jedesmalige Düngen 3 bis 3½ Scheffel (Fanegas), bei schlechtem Boden 4 bis 5 Scheffel Huanu.

Die Haciendas vom Thale von Chancay consumirten in den letzten 50 Jahren im Durchschnitte jährlich 33000 bis 36000 Scheffel Huanu, der von den Inseln vor Chincha und Pisco geholt wurde*), der Preis des Scheffels (zu 250 Pfd.) vom farbigen war 1¼ Piaster, vom weißen 2 bis 3 Piaster. In neuerer Zeit hat der Preis durch die starke Ausfuhr nach Europa mannigfache Veränderungen erlitten.

Die Anwendung des Vogelmistes als Dungmittel ist in Peru sehr alt und es läßt sich mit Bestimmtheit nachweisen, daß sie schon zur Zeit der ersten Incas bekannt war. Der meiste Huanu wurde damals auf den Inseln vor Chincha

---

*) Razon de las haciendas del Valle de Chancay y las cantidades de Fanegas de guano que gastan en el beneficio de sus tierras por año; sacado de las islas de Chincha y de Ancon. Rivero y Pierola memorial de ciencias naturales y de industria nacional y estranjera. Lima 1828. T. I. Num. 2. p. 70.

geholt, so daß dort seit mehr als 600 Jahren kein Zuwachs, sondern nur Abnahme stattfindet.

Schließlich füge ich noch die Bemerkung bei, daß das gleichförmige Klima an einer Küste, wo es nie regnet, gewiß viel dazu beiträgt, daß der peruanische Huanu einen schärferen Dünger gibt, als der africanische, weil bei jenem weniger Salztheile aufgelöst und verflüchtigt werden.

Nachdem dieses Kapitel schon gesetzt war, erhielt ich durch die Güte des Hrn. Prof. Liebig folgende Analysen des amerikanischen Huanu, die von Hrn. Denham Smith, einem Schüler des Gießner Laboratoriums, ausgeführt sind.

	I	II	III	IV	V	
Wasser	222,00	215,10	204,20	106,66	77,00	In kaltem Wasser lösliche Bestandtheile.
Schwefels. Kali . . .	80,00	—	—	—	—	
„ Natron . .	Spur	37,90	239,44	12,23	191,77	
Phosphors. Kali . .	—	20,02	77,32	14,94	49,47	
„ Natron . .	—	—	—	—	3,60	
„ Ammoniak	63,3	30,06	61,24	—	—	
„ Kalk . .	—	12,56 *	—	—	—	
Oxals. Ammon. . . .	74,0	100,38	93,9	Spur	—	
„ Natron . . .	—	—	—	—	105,63	
Chlor Kalium . . .	—	—	—	—	41,63	
„ Natrium . . .	25,5	35,22	—	4,43	30,30	
Organ. Materie . . .	15,00	61,74 mit Wasser verbunden.	6,68	2,40	25,53 mit Wasser verbunden.	
Phosphors. Kalk . . .	1,86	2,88	—	11,37 mit Spuren von Magnes.	1,10	
„ Natron . . .	1,20(?)	1,28(?)	—	—	—	In heißem Wasser lösliche Bestandtheile.
„ Magnes. Ammon.	5,64	4,04	7,84 mit Spuren von phosph. Natron.	—	1,33	
„ Harnsäure . .	25,16	—	—	—	—	
Harnsaurer Ammon. .	154,18	25,12	—	—	—	
Organ. Materie . . .	11,80	6,38	8,60	10,10	7,56	
Phosphors. Kalk . . .	197,50	192,40	62,70	664,47	131,13	
„ Magnesia .	20,30	19,84 mit Spuren von Ammon. Doppelsalz.	8,74	30,56	25,80	
Oxals. Kalk	25,60	107,26	109,56	—	—	
Sand ꝛc.	15,60	16,48	7,20	20,43	4,20	
Eisenoxyd u. Thonerde .	—	—	—	—	1,50	
Humus	26,36	20,60	8,62	29,73 nebst andern organ. Materien.	18,36	
Organ. Materie . . .	34,56 mit Wasser verbunden.	11,40	—	—	—	
Wasser	—	42,42	49,74	80,60	—	
Verlust	0,44	1,44	4,98	2,68	—	
	1000,00	1000,00	1000,00	1000,00	1000,00	

I und II beziehen sich auf diejenigen Sorten, welche in feuchten pulverförmigen Massen von bräunlicher Farbe, in denen mehr oder weniger harte Knollen eingemengt sind, im Handel vorkommen. III und IV sind die Analysen derjenigen Sorten, die in Concretionen von oft einigen Pfunden verschickt werden, deren Bruch sie bald nur als inhärentere Massen der ersten Art erscheinen läßt, bald verschieden gefärbt, über einander liegende Schichten zeigt. V bezieht sich auf die Sorte, die wegen ihres crystallinischen Bruches und ihrer größern Schwere von den Arbeitern als „Stein" (piedra de Huanu) bezeichnet wird.

---

*) Die Auflösung war schwachsauer, der phosphorsaure Kalk war wahrscheinlich von der organischen Materie in Auflösung gehalten.

Dreizehntes Kapitel.

Rückblick auf die Küste von Peru*). — Flüsse. — Sandflächen. — Gefahren. — Medanos. — Winde. — Sommer. — Winter. — Garaus. — Lomas. — Säugethiere. — Vögel. — Amphibien.

Von 3° 35′ S. B. bis zu 21° 48′ S. B. erstreckt sich längs der Küste des stillen Oceans eine Sandfläche von 540 Stunden Länge und 3 bis 20 Stunden Breite. Sie wird von kleinen Gebirgszügen durchschnitten, welche von den mächtigen Cordilleras nach Westen streichen, allmählig niedriger werden und hier auslaufen, indem sie mit der Ebene verschmelzen oder am Meeresufer steile Vorgebirge bilden. Zwischen dem Flusse von Loa, der die südliche Gränze der peruanischen Küste bezeichnet und dem von Tumbez, an der Nordgränze, durchfurchen 59 kleinere und größere Flüsse das Küstenband. Von den Gletschern der Anden oder den kleinen Alpenseen gezeugt, zwängen sie sich durch enge Gebirgsthäler, tränken die Wüste und ergießen sich nach kurzem Laufe in das größte Weltmeer. Von vielen bleibt während eines großen Theiles des Jahres nur die tiefe trockene Furche

*) Vergl. v. Tschudi Untersuchungen über die Fauna peruana etc. Einleitung.

zurück, welche ihr Wasser in den wenigen Monaten aushöhlt, in denen sich die Wolken der Hochebenen in täglichen Regengüssen entleeren, während andere, immer wasserreich, dann zu verderbenbringenden Strömen anschwellen.

Ein feiner gelblichweißer Triebsand bedeckt Berg und Thal; nur da wo die Ebene von Flüssen durchschnitten wird, bilden sich Oasen mit üppiger Vegetation. Wo aber weder die Natur noch die Kunst die dürstende Erde erquicken, bietet sie ein grausenhaftes Bild des Todes und der Zerstörung dar, dessen Eindruck auf das Gemüth um so tiefer ist, je freundlicher die verlassenen Thäler sind. Vergebens lechzt der erschöpfte Reisende in diesen schauerlich öden Wüsten nach einem Trunke Wasser. In jeder der, von steilen Grünsteinwänden, den hier ersterbenden Sprößlingen der Anden, umschlossenen Schluchten hofft er eine Quelle zu finden, um sich und sein hinsinkendes Thier vom unvermeidlichen, schrecklichen Tode zu retten. Umsonst! statt der labenden Quelle findet er das Bett eines versiegten Flusses und vor ihm dehnt sich wieder ein Sandmeer aus, das höhnisch am Horizonte in wellenförmigen Biegungen ihm das täuschende Bild eines wogenden See's vorspiegelt. Den Tod im Herzen, läßt er den matten Blick in die Ferne schweifen, der entschlafften Hand entsinken die Zügel und willenlos vertraut er sich den schwindenden Kräften seines treuen Thieres. Vielleicht trägt es ihn aus der Wüste nach einem rettenden Dorfe!

Die Gefahren der Sandflächen werden durch die große Beweglichkeit des Sandes und durch die Medanos vermehrt. Bei starkem Winde erheben sich ungeheure Staubwolken. Sandsäulen, 80 bis 100 Fuß hoch, wirbeln empor und ziehen gespensterhaft nach allen Richtungen hin und umhüllen plötz-

lich den Reisenden, der nur durch schnelles Reiten ihrem verderblichen Bereiche enteilen kann. Die Medanos sind Sandhügel mit fester oder lockerer Basis. Die erstern sind immer halbmondförmig, 10 bis 20 Fuß hoch mit einem scharfen Kamm. Auf der innern Seite fallen sie perpendikulär ab, auf dem äußern Bogen bilden sie einen steilen Neigungswinkel. Von etwas starkem Winde gedrückt wandern die Medanos rasch über die Fläche hin; die kleinern leichter beweglichen eilen den größern voran. Diese, indem sie die Macht der Luftströmung gegen jene abhalten, erreichen sie, stürzen sich über sie und erdrücken sie, indem sie selbst zusammenbrechen. In wunderlichen Figuren reihen sie sich auf der Ebene, bilden die verworrensten Labyrinthe und entziehen dadurch dem ängstlich suchenden Blicke die Fernsicht. In wenigen Stunden ist oft eine Fläche mit einer Reihe von Hügeln bedeckt, und einige Tage später nimmt sie wieder ihre einförmige, trostlose Flachgestalt an. Die erfahrensten Küstenkenner werden dadurch in ihrer Kenntniß der Wege getäuscht, und gerade sie sind es, die sich am schnellsten einer wüthenden Verzweiflung hingeben, wenn sie rathlos zwischen den Sandhügeln umherirren.

Die Medanos mit fester Basis bilden sich an den Felsblöcken, welche hin und wieder auf der Ebene zerstreut liegen. Der Sand wird vom Winde gegen dieselben angetrieben; sobald er die Spitze erreicht hat, stürzt er auf der entgegengesetzten Seite hinunter, bis auch diese aufgefüllt ist und allmählig ein Hügel von conischer Form entsteht. Ganze Hügelketten mit scharfen Kämmen bilden sich unter ähnlichen Verhältnissen. Die kleinen Gebirgszüge, von denen die Küste quer von Osten nach Westen durchschnitten wird, setzen dem Fortrücken der

wandernden Medanos eine Gränze, sonst würden die fruchtbaren Oasen bald in sterile Sandflächen umgewandelt werden. Eine genauere Beobachtung dieser Hügelketten gibt auch den sichersten Maaßstab für die Richtung der herrschenden Winde; wir finden, daß an ihrer südlichen Abdachung ungeheure Massen von Flugsand anlehnen, die vom Winde von Mittag dahin gescheuert werden. Die Nordabdachung, wenn auch nicht steiler als die südliche, ist nur spärlich mit Sand bedeckt, von demselben oft ganz entblößt. Streicht eine Hügelkette, etwas vom Meere entfernt, in der Richtung der Anden parallel (d. h. von S. S. O. nach N. N. W.), so ist gewöhnlich der Westabhang fast ganz frei von Sand, da dieser vom Südostwinde, der beständig mit dem Süd abwechselt, nach der Ebene hinunter gejagt wird.

Die Bewegungen und Neubildungen in den Wüsten, man möchte sie ein Leben des Todes nennen, sind nur während der heißen Jahreszeit in voller Thätigkeit, der ausgedörrte Sand weicht dann dem leisesten Drucke der Atmosphäre. In der kalten Jahreszeit nimmt sein Gewicht durch Absorption an Feuchtigkeit zu. Die einzelnen Körner verbinden sich zu Massen und widerstehen desto leichter dem Winde. Zugleich gewinnen die Hügel mehr Festigkeit oder stürzen durch die vermehrte Last, die von oben drückt, ein, und werden später wieder verweht.

Im November beginnt der Sommer. Die sengenden Sonnenstrahlen brechen sich auf der hellgrauen Decke und prallen mit erstickender Macht zurück; alle lebenden Wesen, die sich nicht beeilen, ihrem zerstörenden Wirkungskreise zu entfliehen, einem sichern Untergange weihend. Keine Pflanze schlägt in dem glühenden Boden Wurzel, kein Thier findet Nah-

rung auf der todten Fläche. Kein Vogel, kein Insect wiegt sich in den brennend heißen Luftschichten. Bloß in den höchsten Regionen schwebt darüber hin mit raschem Fluge der König der Lüfte, der majestätische Condor, dem Meeresufer zu. Nur da, wo sich der stille Ocean mit der Wüste vermählt, ist Leben und Bewegung. Schaaren von Aasgeiern versammeln sich auf großen, gestrandeten Seethieren; Ottern und Seehunde beleben die unzugänglichen Klippen; Heere von Strandvögeln suchen gierig nach den angespülten Fischen und Mollusken; bunte Eidechsen tummeln sich auf den Sandhügeln und geschäftige Krabben und Meerspinnen durchfurchen das feuchte Ufer.

Im Mai verändert sich die Scene. Ein dünner Nebelschleier breitet sich über das Meer und die Küste aus. In den folgenden Monaten wird er dichter und lichtet sich erst wieder im October. Während beinahe sechs Monaten hält er die Sonnenstrahlen von der nun erfrischten Ebene ab. Im Anfang und am Ende des sogenannten Winters hebt sich gewöhnlich der Nebel zwischen 9 und 10 Uhr Morgens und senkt sich gegen 3 Uhr Nachmittags. Im August und September ist er am dichtesten und bleibt Wochen lang unbeweglich auf der Erde liegen. Er löst sich nie in eigentlichen Regen auf, sondern nur in einen feinen, durchdringenden Niederschlag, der von den Eingebornen „Garua" genannt wird. Viele Reisende haben erzählt, daß es an manchen Stellen der peruanischen Küste seit Jahrhunderten nicht geregnet habe. Die Angaben sind richtig, denn es gibt viele Gegenden, in denen es nie, außer nach einem sehr heftigen Erdbeben, regnet; doch auch dann nicht jedesmal.

Wenn sich auch die Garua zuweilen in größern Tropfen als gewöhnlich niederschlägt, so unterscheidet sie sich doch vom Regen dadurch, daß sie nicht aus bedeutender Höhe, aus Wolken fällt, sondern sich in den tiefsten atmosphärischen Schichten durch Vereinigung kleiner Garuabläschen zu größern bildet. Die Nebel überschreiten im Durchschnitte die perpendiculäre Höhe von 1200 Fuß nicht. Ihre mittlere Gränze ist bei 7—800 Fuß. Es ist eine höchst interessante Erscheinung, daß sie wenige Meilen vom Meere entfernt nicht mehr vorkommen; dort aber durch die heftigsten Platzregen ersetzt werden, und daß die Gränze zwischen Regen und Nebel fast mit mathematischer Gewißheit angegeben werden kann. Ich kenne zwei Plantagen, die eine sechs Leguas von Lima, die andere in der Nähe von Huacho, deren eine Hälfte durch die Garuas, die andere durch Regen bewässert wird und wo die Gränze zwischen beiden durch eine Mauer bezeichnet ist.

Beim Eintritte der Nebel nehmen die Hügelreihen (Lomas), welche die Sandflächen nach Osten begränzen, einen ganz andern Character an. Wie durch einen Zauberschlag entsteht in wenigen Tagen ein blühender Garten, wo kurz vorher eine öde Wüstenei war. Nun werden sie auch belebt. Die Lomeros treiben ihre Viehheerden und Pferde dorthin auf die Weide. Während mehrerer Monate finden sie dort reichliche Nahrung, aber kein Wasser. Sie scheinen dessen nicht zu bedürfen, denn sie verlassen die Lomas immer sehr wohlgenährt.

In einigen Gegenden des nördlichen Peru, wo die Garuas spärlich sind, hängt die Fruchtbarkeit des Bodens von den Gebirgsregen ab, denn im Sommer vertrocknen die meisten Flüsse; bleiben jene lange aus, so entsteht an der Küste die

furchtbarste Noth unter den Viehherden. Vor wenigen Jahren sind einem Hacendado, im Thale von Piura, 42,000 Schaafe umgekommen, weil der Fluß und mit ihm das nöthige Futter zu lange ausblieb. Der Thau fehlt dort so vollständig, daß ein Blatt Papier, welches die Nacht durch im Freien liegt, am Morgen auch nicht die geringste Spur von Feuchtigkeit zeigt. Im mittleren und südlichen Peru befeuchtet er die Erde kaum einen halben Zoll tief.

Die Garuas sind in den Oasen viel stärker, als in den sie begränzenden Wüsten. Der Regen fehlt an der ganzen Küste, weil keine Vegetation in größerem Umfange vorhanden ist; er beginnt erst im Norden von Tumbez, wo Wälder in bedeutender Ausdehnung vorkommen. Nach Osten fängt er in den pflanzenreichen Cordilleren-Thälern an. Diese höchst eigenthümlichen Erscheinungen sind bis jetzt noch nicht aufgeklärt; sie verdienen aber die volle Aufmerksamkeit der Meteorologen.

Betrachten wir schließlich noch für einen Augenblick die Fauna der höhern Wirbelthiere. Sie ist im Ganzen genommen arm. Ich habe an der Küstenregion nur 26 Arten*) Säugethiere gefunden, von denen ihr blos 8 Arten ausschließlich angehören, die übrigen 16 Arten finden sich auch im Gebirge oder in den Urwäldern. Das Verhältniß dieser Zahl zur Gesammtzahl der Säugethiere von Peru ist 1 : 4, 3. Sie sind folgendermaßen auf die einzelnen Ordnungen vertheilt: Fledermäuse 4 Arten, von denen nur eine (Vespertilio innoxius Gerv.) dieser Region allein zukömmt. Raubthiere

---

*) Vergl. meine Untersuchungen ꝛc., pag. 5.

10 Arten, worunter ein Stinkthier, das den Eingebornen unter dem Namen Zorillo oder Añash bekannt ist; eine Otter (Lutra chilensis Ben.), ein Fuchs (Canis Azaræ Pr. Max), der in den Baumwollen-Plantagen, in der Nähe von Lima, in allen Lomas, wo er den Lämmern nachstellt, häufig vorkömmt. Mehrere Katzenarten, unter denen auch die beiden größten americanischen, die Puna und die Unze. Beide sind an der Küste selten, erreichen aber eine bedeutendere Größe als im Gebirge. Die americanischen Löwen sind feige und fürchten sich vor den Menschen. Jung eingefangen werden sie leicht gezähmt. Die Indianer der nördlichen Provinzen bringen sie zuweilen nach Lima, um sie für Geld sehen zu lassen. Sie führen dieselben an einem Stricke oder schleppen sie in einem großen Sack auf dem Rücken herum, bis sich ein schaulustiges Publicum versammelt hat. Die Unze ist sehr kühn und blutdürstig. Mit einer seltenen Keckheit dringt sie in die Plantagen und fällt Rinder und Pferde an, und mit eben so großer Schlauheit entgeht sie den mannigfaltigen Fallen, die ihr von den Negern gestellt werden. Der offene Kampf gegen dieses Thier ist an der Küste sehr schwer und gefährlich. Selten geht eine Treibjagd ab, ohne daß mehrere der Jäger vom gehetzten Thiere verwundet oder getödtet werden. Es ist wahrlich kein angenehmer Augenblick, wenn man, aller Waffen entblößt, plötzlich, auf wenige Schritte Entfernung, vor einer Unze steht, die weite Kreise mit dem Schwanze schlägt, mit blinzelnden Augen und halb unterdrücktem Knurren sich zum Sprunge reckt.

Der Seehunde habe ich schon oben erwähnt. Von Beutelthieren kommen drei Arten an der Küste vor. Die Eingebornen nennen sie „Mucamuca.“ Sie leben in niedern

Gebüschen, verlassenen Wohnungen, auch in den Vorrathskammern der Plantagen.

Die große Abtheilung der Nager ist nur durch sieben mir bekannte Arten repräsentirt; doch zweifle ich nicht, daß sich diese Zahl bei einer genauen Durchforschung der Küstenthäler wohl verdoppeln wird. — Die gemeine Hausmaus ist in Lima sehr heimisch. Die Wanderratte noch ziemlich selten, sie scheint erst seit wenigen Jahren nach Peru gekommen zu sein; aber es steht zu befürchten, daß sie bald sehr überhand nehmen wird. Ich vermuthe, daß Hamburger Kauffahrtheifahrer sie dort eingeführt haben. In Callao sah ich einige Exemplare, die bei einem Schlächter todtgeschlagen wurden. Die gewöhnliche schwarze Ratte ist mir in Peru nie vorgekommen.

Das Armadill (Dasypus tatuay Desm. L.) ist ziemlich selten; in den Yuca- und Camotefeldern wird es hin und wieder erlegt. Die Neger essen das Fleisch, das ziemlich wohlschmeckend ist.

Von wilden Wiederkäuern kömmt nur eine Art Reh (Cervus nemorivagus F. Cuv., venado der Eingebornen) an der Küste vor. Die Venados halten sich vorzüglich in dem niedrigen Gebüsche längs der Küste auf und besuchen nach Sonnenuntergang die Plantagen, wo sie bedeutenden Schaden anrichten. Sie sind ein wenig kleiner als unsere europäischen Rehe und etwas mehr braun. In der Umgegend von Lima sind sie ziemlich selten geworden. Sie werden dort von den Engländern gehetzt. Einige deutsche Jäger geben sich die Mühe und stehen Nächte lang auf dem Anstand, wo, wie ich aus eigener Erfahrung weiß, nur selten ein Thier erlegt wird. Die Eingebornen beschäftigen sich fast

nie mit der Jagd. Diese Rehe kommen auch in den kältesten Cordillerasregionen vor, steigen aber nicht nach den Urwäldern hinunter, wo sie durch den rothen Hirsch (Cervus rufus F. Cuv.) ersetzt werden.

In den Gebüschen, die einige Plantagen des Thales von Lima umgeben, kommen zuweilen verwilderte Schweine (Chanchos Simarones) von ungeheurer Größe vor. Bei der Hacienda von Caraponga wurde eines erlegt, dessen Kopf allein eine ordentliche Maulthierladung ausmachte.

Die Zahl der Vögel ist in diesem sehr ausgedehnten Theile von Peru (Meer- und Ufervögel abgerechnet) unbedeutend. Der Mangel an Wäldern und hohen Bäumen ist wahrscheinlich die Hauptursache davon. Außer den schon angeführten Aasgeiern trifft man den Condor in großer Menge am Ufer auf den gestrandeten Wallfischen ꝛc. Falken sind selten, ausgenommen der kleine Sperberfalke (Falco sparverius L.), der in ganz Peru häufig vorkommt. Einer der gemeinsten Vögel ist die kleine Erdeule (Noctua urucurea Less.), die beinahe in allen Ruinen der Küste zu treffen ist. Die Perleneule (Strix perlata L.) wird in vielen Plantagen gehegt, da sie den Mäusen sehr nachstellt. Schwalben sind ziemlich selten, auch nisten sie nicht an den Häusern, sondern an Mauern, fern von Städten. Die Peruaner bezeichnen sie mit dem hübschen Namen »Palomitas de Santa Rosa«, Täubchen der heiligen Rosa. Unter den Sängern zeichnet sich der gekrönte Fliegenkönig (Myoarchus coronatus Cab.) aus. Kopf, Brust und Unterleib sind hochroth, die Flügel und der Rücken schwärzlichbraun. Er setzt sich immer auf die höchste Spitze der Gesträuche, fliegt senkrecht empor, wirbelt einigemal singend in der Luft herum und senkt sich wieder schnurgerade

auf seine vorige Stelle. Die Limeños haben diesem niedlichen Vogel einen sehr unanständigen Namen gegeben, den ich hier nicht wiederholen will. An einigen Puncten der Küste heißt er: Saca-tu-real (zieh deinen Real hervor), weil sein Gesang so ziemlich mit diesen Worten bezeichnet werden kann. Einige schöne Tanagrideen kommen in den Fruchtgärten um Lima vor (Tanagra frugilega Tsch., T. analis Tsch.). Zwei staarenartige Vögel, der rothbäuchige Picho (Sturnella militaris Viell.) und der glänzendschwarze Chivillo (Cassicus palliatus Tsch.) werden wegen ihres angenehmen Gesanges häufig in Käfigen gehalten. Drei Arten Papageien kommen häufig in den Küstenthälern vor und richten in den Maisfeldern sehr bedeutenden Schaden an. Der größte (Conurus tumultuosus Tsch.) ist ganz grün, mit einer rothen Stirn und einigen zerstreuten rothen Federchen am Körper. Eine zweite Art lebt vorzüglich an den Felsenwänden (C. rupicola Tsch.) und macht nur einzelne Streifzüge nach den Plantagen. Die dritte ist die kleinste, aber auch die schönste von allen (C. sitophaga Tsch.). Ein schönes Grün nimmt den Obertheil des Körpers ein, ein blauer Saum begränzt die Flügelfedern; über Stirn, Kehle, Brust und Unterleib ist das lebhafteste Citrongelb ausgebreitet. Sie wird nur sieben Zoll lang. Kleine und große Tauben halten sich in ungeheuren Schwärmen in den Getraidefeldern und in der Nähe der Plantagen auf, so daß sie fast zur Landplage werden. Eine der niedlichsten ist die kleine „Turtuli" (Chaemepelia gracilis Tsch.), deren Flügel mit einer Reihe sehr schöner, violettglänzender Fleckchen geziert sind. Die „Cuculi", eine von den größern Tauben, ist sehr beliebt; man hält sie häufig in Käfigen. Sie hat einen monotonen, aber doch sehr melodischen Gesang, der von den frühen Morgenstunden bis Vormit-

tag andauert und gegen Sonnenuntergang wieder beginnt. Er besteht in der dreimaligen Wiederholung des Rufes »cū-cū-lī.« Nach kürzeren oder längeren Pausen fängt sie den nämlichen Gesang an. Ausnahmsweise wiederholen einzelne dieser Tauben mehr als dreimal nach einander das »cuculi« und ihr Preis wird nach diesen ununterbrochenen Wiederholungen bestimmt; selten sind es mehr als 5 bis 6. In Cocachacra hörte ich eine, die 14mal ihr Cuculi rief; der Besitzer der Taube wollte sie nicht unter zwei Goldunzen (34 Piaster) verkaufen.

Die Amphibien sind an der peruanischen Küste verhältnißmäßig weit besser als die beiden vorhergehenden Classen repräsentirt. Die sehr verbreiteten Riesenschildkröten (Chelonia imbricata und Ch. midas Schweig.) kommen in den wenig besuchten Buchten häufig vor und erreichen eine sehr beträchtliche Größe. Die Elephantenschildkröte (Testudo Schweiggeri) wird auf einigen Inseln und in den sumpfigen Mündungen mehrerer Flüsse häufig gefunden.

Im nördlich gelegenen Rio de la Chira leben zwei Arten Crocodille (Champsa sclerops und Ch. fissipes Wagl.). Sie erreichen eine Länge von 14 bis 15 Fuß.

Von eidechsenartigen Reptilien kommen an der südlichen Küste, z. B. in der Caletas, bei Merillones ꝛc. sehr große, glänzendgrüne Iguane vor, besonders häufig aber Erdagamen, von denen ich viele neue Gattungen und Arten (z. B. Steirolepis tigris, thoracica, quadrivittata, xanthostigma Tsch., Liolaemus elegans Tsch., Ctenoblepharys adspersa Tsch. etc. etc.) gefunden habe. Oben habe ich schon der so sehr gefürchteten Geckonen (Salamanqueja) Erwähnung gethan.

Schlangen sind im Ganzen genommen ziemlich selten. Sie gehören verschiedenen, theils giftigen, theils unschädlichen Gattungen an (z. B. Zacholus, Psammophis, Oxyrrhopus, Siphlophis, Ophis, Elaps u. s. f.). In der Zuckerrohrfeldern lebt eine kleine, aber sehr giftige Viper (Echidna ocellata Tsch.), deren Biß fast augenblicklich tödtlich ist.

Eigentliche Frösche gibt es an der Küste keine und von Kehlenbläsern sind mir nur zwei Arten bekannt (Cystignathus roseus und nodosus Dum. Bibr.). Von krötenartigen Amphibien habe ich drei Arten gefunden. Die Dornenkröte (Bufo spinulosus Wiegm.), deren Körper dicht mit dornenartigen Warzen besetzt ist. Die hübsche, rothpunctirte Thaulkröte (Bufo thaul) und eine sehr sonderbare, ungeschlachte Art mit einem kugelförmig aufgetriebenen Leibe, sehr locker anliegender Haut, kurzen Beinen und einer großen Blase unter dem Kinne (Anaxyrus melancholicus Tsch.). Zur Nachtzeit läßt dieses Thier ein sehr unheimliches, melancholisches Heulen ertönen.

Wir verlassen nun die Küste von Peru mit ihren mannigfaltigen Bewohnern, um uns im zweiten Theile mit dem Innern dieses Landes bekannt zu machen.

STAATSBIBLIOTHEK BAMBERG

Berichtigungen.

Seite 38, Zeile 4 von unten lies: bis ihn die Bukanier Woods und Rogers &c.
„ 61, „ 15 „ oben lies: Erdagamen.
„ 89, „ 4 „ unten lies: zeigen st. zeugen.
„ 103, „ 7 „ oben lies: niñas st. niños.
„ 103, „ 4 „ unten lies: Velasco st. Velasca.
„Das von Luis Ojeda im Jahr 1600 gegründete Findelhaus führt den Titel „Casa de expositos lactantes“ und war für männliche Kinder bestimmt; für weibliche hingegen das von Mateo Pastor de Velasco gestiftete, „Colejio de Santa Cruz de las niñas expositas.“
Seite 173, Zeile 8 von unten lies: Limeñas st. Limeños.
„ 177, „ 5 „ oben lies: Silben st. Silbe.
„ 235, „ 9 „ unten lies: nach zeigen — können.
„ 241, „ 16 „ oben lies: Tercianas st. Tercianos.
„ 248, „ 5 „ unten lies: acæcido st. acaccido.
„ 254, in der Note lies: S. 224 st. 234.
„ 263, „ 10 „ oben lies: manihot st. mahinot.

Bei *Scheitlin und Zollikofer* in St. Gallen ist ebenfalls erschienen:

UNTERSUCHUNGEN

über die

FAUNA PERUANA

auf einer Reise in Peru während der Jahre 1838, 1839, 1840, 1841 und 1842.

Von

Dr. J. J. von Tschudi,

mehrerer gelehrten Gesellschaften Mitgliede.

Hoch. 4°. 1.—4. Lief. Preis pr. Lief. mit 6 feinausgemalten Tafeln fl. 4 rhein. oder Thlr. 2. 10 Silbergr.

Das ganze Werk wird aus 12 Lieferungen bestehen.

Der Herr Verfasser des hier angekündigten Reisewerkes ist als scharfsinniger, äusserst gründlicher und gewissenhafter Naturforscher der gelehrten Welt bereits durch seine früheren Schriften zu bekannt, als dass wir nöthig hätten, das Publikum auf dessen ganz besondere persönliche Befähigung zu dem in raschem Fortschreiten begriffenen Unternehmen aufmerksam zu machen. Die bereits erschienenen vier Hefte sind ein gewichtiger Bürge dafür, dass dieses neue grosse Werk nirgends die Spuren der Oberflächlichkeit und Schnellfertigkeit an sich trägt, sondern vielmehr als ein sehr wichtiger Beitrag zur Kenntniss der Natur überhaupt und der peruanischen insbesondere in seinem hohen Werthe und bleibenden Nutzen stets anerkannt werden wird.

SBB013401756520

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Tschudi, Johann Jakob <<von>>,

Peru Reiseskizzen aus den Jahren 1838 - 1842

Bd.: Erster Band

1846

Bamberg, Staatsbibliothek -- Lyc.o.224(1
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11732021-8